



MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

Aichinger, Wittgenstein und die Sprache
in „Die größere Hoffnung“

verfasst von / submitted by

Andreas Weissenböck, BA BA

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Arts (MA)

Wien, 2018 / Vienna 2018

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears
on the student record sheet:

A 066 870

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Vergleichende Literaturwissenschaft

Betreut von / Supervisor:

Univ.-Prof. Dr. Christine Ivanovic, Privatdoz. MA

meiner Schwester Lisa

Inhaltsverzeichnis

Siglenverzeichnis	S. 6
Kapitel 1: Einleitung	S. 7
Kapitel 2: Wie Sprache in die Welt kommt – Zur Benennung	S. 19
2.1. Der eigentliche Akt der Benennung	S. 21
2.2. „Und nicht nur die Tage, auch die Worte müssen neu erkämpft werden.“	S. 32
2.3. Die Benennung im Spiel der literarischen Fiktion	S. 40
Kapitel 3: Der Sinn und das Bild	S. 45
3.1. Weitere Aspekte, weitere Probleme	S. 52
3.2. Die Landkarte als Abbild der Welt	S. 60
Kapitel 4: Zur Logik	S. 68
4.1. Zum <i>Sagen</i> : Was Logik mit Sprache zu tun hat	S. 73
4.2. Zum <i>Schreiben</i> : Was, wenn die Logik versagt?	S. 80
4.3. Zum <i>Schweigen</i> : Wohin der Widerspruch führt	S. 89
Kapitel 5: Zu Regeln und privater Sprache	S. 96
5.1. Soziale Praxis und private Sprache: ein Widerspruch	S. 106
5.2. Was bedeutet der Stern?	S. 118
Kapitel 6: Zu Spiel und Sprachspiel	S. 123
Kapitel 7: Schlussbemerkung <i>oder</i> : Größere Hoffnung wagen	S. 138
Abstract	S. 146
Literaturverzeichnis	S. 148

Siglenverzeichnis

Die in den Fußnoten dieser Arbeit angeführten Abkürzungen zu Aichingers Roman und den Werken Wittgensteins korrespondieren mit den im Literaturverzeichnis angeführten Textausgaben.

AICHINGER

DgH *Die größere Hoffnung*

WITTGENSTEIN

TLP *Tractatus logico-philosophicus*
PU *Philosophische Untersuchungen*
BGM *Bemerkungen über die Grundlagen der Mathematik*
TB *Tagebücher 1914 – 1916*
PB *Philosophische Bemerkungen*
PG *Philosophische Grammatik*
BIB *Das Blaue Buch*
BrB *Eine Philosophische Betrachtung (Das Braune Buch)*
AL *Aufzeichnungen über Logik*
ÜG *Über Gewißheit*
LPP *Letzte Schriften über die Philosophie der Psychologie*
VB *Vermischte Bemerkungen*
VE *Vortrag über Ethik*

Kapitel 1: Einleitung

Diese Arbeit spricht zu Ihnen, lieber Leser, und indem Sie diesen Satz verstehen, ihn ordnen und deuten, nehmen Sie Teil an unserer Sprache. Das tun Sie übrigens immer, wenn Sie Sätze lesen oder hören, das tun Sie auch, wenn Sie die Welt betrachten oder diese denken. Die Sprache ist Ihnen nicht zu nehmen. Der Umstand jedoch, DASS Sprache diesen enormen Stellenwert für uns und in unserer Gesellschaft besitzt, wird dabei oft aus den Augen verloren. Oder anders: Man achtet einfach nicht darauf, dass man IMMER sprachlich agiert, egal ob man nun denkt, handelt oder spricht. In den meisten Situationen spricht der Mensch eben, ohne sich Gedanken darüber zu machen, dass er immer nur *in* einer Sprache etwas zum Ausdruck bringen kann. Er spricht in der Regel, ohne sich aktiv bewusst zu sein, dass er *spricht*, ohne zu merken, wie kompliziert und anfällig die Sprache ist, die er da verwendet. Sprache ist überall; *als solche* wird sie jedoch nur von den wenigsten reflektiert. Es sei denn, Sprache kommt zur Sprache. Dies wird sie hier tun: Über sich selbst sprechen.

Einer, der das Denken über Sprache zu seinem Beruf und seiner lebenslangen Leidenschaft gemacht hat, war Ludwig Wittgenstein. Er gilt als einer der bedeutendsten Sprachphilosophen, und viele moderne und nachfolgende Positionen stützen sich auf seine Überlegungen. Wir wollen also, wenn wir über Sprache sprechen, dieses Verdienst anerkennen und folglich Wittgensteins Philosophie zur Grundlage der eigenen Überlegungen über Sprache machen. Ludwig Wittgensteins Frühphilosophie, zum Ausdruck gebracht in seiner *Logisch-philosophischen Abhandlung* – die unter dem von G. E. Moore vorgeschlagenen Titel *Tractatus logico-philosophicus* einem breiteren Publikum ein Begriff sein dürfte – behandelt Sprache noch als Objekt, als etwas, das man untersuchen und analysieren kann. Wittgenstein geht davon aus, dass unsere Worte den Gegenständen in der Welt gemäß einer *Abbildtheorie* korrespondieren, dass somit Sätze als Verbindung von Worten auch die Verbindungen der Gegenstände zueinander offenlegen. Die Sprache an sich wird damit zum Bild der Welt. Alles was sich sagen lässt, lässt sich in Bezug auf *diese* Welt untersuchen: Ob das Gesagte wahr und sinnvoll ist, oder ob es unsinnig und falsch ist. Dies lässt sich aber nur feststellen, wenn man es auf seine Übereinstimmung mit der Welt hin überprüft. Dazu entschlüsselt Wittgenstein die komplizierten Sätze unserer Sprache und zergliedert sie in sogenannte *Elementarsätze*, die leichter überprüft werden können, weil sie anschaulicher sind. Die Methode, derer er sich dabei bedient, ist eine streng wissenschaftliche. Nur nach den Schlussregeln der philosophischen Logik, einer idealen Sprache, dürfen Sätze aufgeschlüsselt werden, „[d]er

Zweck der Philosophie ist die logische Klärung der Gedanken.“¹ Wie diese Analyse genau vor sich geht legt Wittgenstein in seinem *Tractatus* dar, den er selbst gemäß seiner Forderung in einfachste Teilsätze zerlegt und nach einem komplexen Nummerierungsmuster anordnet. Die Ordnung der Sätze an sich orientiert sich zwar an einem gängigen Aufzählungsverfahren, doch die Verstrickung in kleinste Unterkategorien, deren am weitesten vom Hauptsatz entfernte Sätze oft wichtiger erscheinen als der Hauptsatz selbst, machen den *Tractatus* zu einem der am schwersten zugänglichen Werke der Philosophiegeschichte. Man darf bei der Lektüre die Untersätze nicht bloß als Erklärung zu den sieben Hauptsätzen auffassen, sondern als Ergänzung, Vorausgriff und Rückblick im wechselseitigen Zusammenhang mit allen anderen Sätzen des Werkes. Das wissenschaftliche Nummernsystem ist hierbei irreführend: Der Leser tut gut daran, es zu ignorieren und den *Tractatus* wie jedes andere philosophische Werk zu lesen.

Dies und die Tatsache, dass Wittgenstein die Sätze unserer Alltagssprache logisch zu klären sucht, haben ihm immer wieder die Kritik eingebracht, dass er alles, Welt und Sprache gleichermaßen, zu mathematisieren und technisieren bestrebt ist. Doch dieser Kritikpunkt ist unberechtigt, wie Joachim Schulte weiß:

Es hat merkwürdigerweise immer wieder Leute gegeben, die in Wittgenstein eine Art Positivismus gesehen haben oder gar jemanden, der von wissenschaftlichem Exaktheitswahn gepackt die Welt mathematisieren und technisieren will. Woher diese Auffassung stammt, ist nicht klar, denn nur wer nie eine Zeile von Wittgenstein gelesen hat, kann sie vertreten.²

Natürlich ist Wittgenstein in dem, was er macht, sehr genau und arbeitet stets logisch exakt, doch im Grunde steuert der *Tractatus* zielsicher auf Probleme zu, die allem anderen eher als der analytischen Philosophie zugeordnet werden können: Metaphysischen Problemen, Problemen der Ethik, der Theologie und der Ästhetik. Die logische Analyse dient dem Philosophen nur dazu, das Sagbare vom Unsagbaren zu trennen; metaphysische, ethische, ästhetische oder theologische Sätze können nur *gezeigt* werden, wie Wittgenstein sagt. Dieses *Zeigen* ist zwar ebenso ein Sprechen, aber der *Tractatus* legt offen, dass ein qualitativer Unterschied zwischen Sätzen besteht, die sich auf die Welt beziehen, und Sätzen, die unserer

1 Wittgenstein: TLP 4.112, S. 32

2 Schulte, Joachim: *Wittgenstein. Eine Einführung*. 2. Aufl., Stuttgart: Reclam 2016, S. 34

normativen Vorstellung entspringen. Sätze der Ethik, die den Charakter „Du sollst...“ besitzen, verweisen nicht auf die Welt, wie sie ist. Derartige Sätze können nicht auf ihren Wahrheitsgehalt hin überprüft werden, wohl aber kann mit ihnen *gezeigt* werden, was sein sollte. „Kurz, die Welt muß dann dadurch überhaupt eine andere werden. Sie muß sozusagen als Ganzes abnehmen oder zunehmen.“³ Und erst, wenn sich dieser gesellschaftliche Wandel vollzogen hat, kann retrospektiv und vor allem deskriptiv auf diesen auch wieder logisch Bezug genommen werden.

Doch die Logik der Sprache ist nur ein kleiner Teil derselben, dessen ist sich Wittgenstein bewusst. Im Vorwort des *Tractatus* gesteht er zu, „wie wenig damit getan ist“⁴, die Sprache logisch geklärt zu haben. Doch mehr, so ist der Philosoph in seinem Frühwerk überzeugt, könne ein Mensch bei der Untersuchung von Sprache nicht leisten, will er allgemein gültige und definitive Aussagen über seinen Untersuchungsgegenstand treffen. Diese Überzeugung behält Wittgenstein bei, auch wenn sich seine Gedankenwelt im Spätwerk öffnet. Die logische Untersuchung der Sprache bleibt die einzige Möglichkeit, etwas überzeitlich Gültiges über sie zu sagen, doch gilt sie nur in einem sehr kleinen Bereich der jeweiligen Sprache. So sind etwa auch die Regeln der Mathematik, fasst man diese als Sprache auf, durch Axiome klar definiert und man kann auch eine vollständige Beschreibung dieser Sprache geben, man muss sich aber bewusst sein, dass diese Regeln nur innerhalb des jeweiligen Systems Bestand haben. Die Mathematik ist eine Systemsprache und kann nur bedingt auf die Welt übertragen werden. Einen idealen Kreis wird man in der Natur nicht finden und in der Welt nicht herstellen können. Doch dort, wo man etwas *zeigen* will, muss man seine (klaren) Gedanken mit (schwächeren) Bildern ausdrücken und darauf vertrauen, dass der andere sie richtig deutet. Auch wenn ein Kreis, den man mit einem Stock in den Sand zeichnet, nicht dem Ideal eines Kreises entspricht, so kann jemand, der den Kreis in der Welt sieht, diesen dennoch *als* idealen Kreis deuten. Das funktioniert deshalb, weil der Andere die Regeln der Mathematik kennt und sich vorstellen kann, was mit einem Kreis gemeint ist.

So ist auch die Kenntnis der logischen Strukturen der Sprache, wie sie Wittgenstein im Frühwerk darlegt, Voraussetzung dafür, manche Bilder, Metaphern und Beispiele, die Wittgenstein in seinem Spätwerk verwendet, richtig (im Sinne der Logik) deuten zu können. Das Motto, das er seinen *Philosophischen Untersuchungen* voranstellt, dass nämlich „der Fortschritt das an sich [hat], daß er viel größer ausschaut, als er wirklich ist.“⁵, belegt im

3 Wittgenstein: TLP 6.43, S. 83

4 Ebd.: TLP Vorwort, S. 10

5 Ebd.: PU Motto, S. 229, Anm.: Zitat aus Johann Nepomuk Nestroy's *Der Schützling* (1847), IV, 10

Grunde, dass die Entwicklung vom *Tractatus* zu den *Philosophischen Untersuchungen* in Wittgensteins Augen keinen allzu großen Sprung darstellt. Im Grunde hat sich nur die Darstellungsform gewandelt. Im *Tractatus* mag die „streng formale Natur der Darstellung und die Abwesenheit von Beispielen [...] irritieren, aber man muß sich ins Gedächtnis rufen, daß Wittgenstein ausschließlich am *logischen* Charakter interessiert [war], den Sprache und Welt besitzen müssen, damit Verknüpfungen zwischen ihnen möglich sind.“⁶

Anders nun der späte Wittgenstein, der erkannt hat, dass man in der Sprache nicht nur (logisch) Sachverhalte *darstellen* und analysieren, sondern dass man auch Beispiele, den jeweiligen Kontext und die allgemeinen Regeln einer Sprache *vorstellen* kann, wohlwissend dass dies jeweils nur Vermutungen sind, die keine allgemeine Gültigkeit besitzen. Auch wenn dies ein Gegenbild zu der „Kristallreinheit der Logik“⁷ darstellt, so ist Wittgenstein nun doch überzeugt, dass diese „inneren Widersprüche der von einer Gemeinschaft entwickelten oder übernommenen Sprache nolens volens hinzunehmen seien.“⁸

Die *Philosophischen Untersuchungen* betrachten die Sprache in ihrer sozialen Praxis und blicken auf die jeweiligen Situationen, in denen gesprochen wird. Dabei zeigt sich, dass Worte und Begriffe nicht nur eine Bedeutung haben, sondern dass es immer vom jeweiligen Kontext abhängig ist, wie Sprache verstanden und gebraucht wird. Die *Sprachspiele*, wie Wittgenstein diese kontextabhängigen Äußerungseinheiten der Sprache nennt, entscheiden, ob und wie unsere Kommunikation gelingt. Die logische Analyse des *Tractatus* wird in diesem Sinne zu nur einer, wenn auch wichtigen Spielart der Sprache. Welche Bedeutung Wittgenstein ihr in den *Philosophischen Untersuchungen* aber noch beilegen wollte, bleibt unklar. Fest steht, dass Wittgenstein die Logik in seinem Spätwerk berücksichtigen wollte, ihm jedoch nicht genug Zeit blieb, die entsprechenden Stellen noch einzuarbeiten. Nach Joachim Schulte „fehlt der logisch-mathematische Teil, der gewiß auch in seinem Spätwerk repräsentiert werden sollte.“⁹ Wittgenstein selbst war allerdings nicht im Stande, das Werk zeitlebens zu vollenden und für den Druck freizugeben, und so erschien es schließlich posthum im Jahre 1953, „[i]m deutschen Sprachraum begann die Rezeption in den frühen sechziger Jahren.“¹⁰

6 Grayling, Anthony C.: *Wittgenstein*. Freiburg im Breisgau: Herder Spektrum 2004, S. 56f.

7 Wittgenstein: PU §107, S. 297

8 Edmunds, David / Eidinow, John: *Wie Ludwig Wittgenstein Karl Popper mit dem Feuerhaken drohte. Eine Ermittlung*. 2. Aufl., Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 2005, S. 89

9 Schulte: *Wittgenstein* 2016, S. 130

10 Savigny, Eike von (Hg.): *Ludwig Wittgenstein. Philosophische Untersuchungen. KLASSIKER AUSLEGEN. BAND 13*. Berlin: Akademie Verlag 2011, S. 3

Laut Stanley Cavell gehören die *Philosophischen Untersuchungen* jedoch nicht zur Philosophie, sondern sind ein „Mittel der Interpretation“¹¹, mit dessen Hilfe man Sprache oder literarische Erzeugnisse deuten kann. „Wittgenstein entwickelt jedoch in seinen Schriften nirgends explizit eine Kunst- oder Literaturtheorie, sondern reflektiert nur konsequent die Möglichkeiten und Grenzen von *Sprache*.“¹² Dies ist an sich kein Widerspruch; es verweist den Leser seiner Texte lediglich auf sich selbst zurück und gibt ihm zugleich ein Mittel an die Hand, wie er Sprache in gewissen Situationen deuten kann. Bei einer Wittgenstein-Lektüre kann ein Leser also das, *was* er liest, auch gleich auf den Text, *den* er liest, anwenden. Denn die Sprache des Philosophen ist eine durchaus literarische, die vor allem im Spätwerk viel auf Metaphern zurückgreift und in dieser Bildersprache den Appell an den Rezipienten richtet, verstanden werden zu wollen. Die verwendeten Bilder verweisen oft auf den gleichen (philosophischen) Aspekt der Sprache; so geht Wittgenstein sicher, dass für jeden Leser zumindest ein Bild dabei ist, das er (für sich) verstehen kann. „Wittgensteins Werk läßt sich mit einem gigantischen Kaleidoskop vergleichen, das lediglich ein paar Elemente in immer neu variierten Konstellationen zeigt.“¹³ Aber auch wenn man diese Wiederholung im Sinne des Lesers deuten kann und muss, so entspringt sie zugleich dem Schreibstil Wittgensteins, der Art und Weise, wie der Philosoph denkt und sich der Sprache annähert. 1929 schreibt er:

Meine Art des Philosophierens ist mir selbst immer noch, und immer wieder, neu, und daher muß ich mich so oft wiederholen. Einer anderen Generation wird sie in Fleisch und Blut übergegangen sein, und sie wird die Wiederholung langweilig finden. Für mich sind sie notwendig.¹⁴

Wir jedenfalls sind noch nicht diese Generation, die Wittgenstein hier prophezeit. Auch uns erscheinen seine vielen Wiederholungen als unserem Verständnis förderlich. Einzig unsere Bereitschaft, uns mit dem Thema *Sprache* auseinanderzusetzen, mag heute eine andere sein

11 Cavell, Stanley: Einführende Bemerkungen zur Alltagsästhetik der »Philosophischen Untersuchungen«. In: Gibson, John / Huemer, Wolfgang (Hg.): *Wittgenstein und die Literatur*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2006, S. 35

12 Fahrenwald, Claudia: *Aporien der Sprache. Ludwig Wittgenstein und die Literatur der Moderne*. Wien: Passagen Verlag 2000, S. 17

13 Macho, Thomas: *Wittgenstein*. In: Sloterdijk, Peter (Hg.): *PHILOSOPHIE JETZT!* München: Eugen Diederichs Verlag 1996, S. 30

14 Wittgenstein: VB, S. 451

als die von Wittgensteins Zeitgenossen. War er noch ein Vorreiter auf seinem Gebiet, so gehört die Auseinandersetzung mit Sprache heute bereits zu den Pflichtveranstaltungen eines jeden universitären Philosophiestudiums. Dies mag auch durch die Sprachkrise unter Künstlern und Intellektuellen bedingt sein, welche vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg zu einer höheren Sensibilität für Sprache in den Wissenschaften beigetragen hat, wie wir sie heute dort verzeichnen. Eine von ihnen war die österreichische Schriftstellerin Ilse Aichinger.

Ilse Aichinger zählt zu den wichtigsten Autoren der deutschsprachigen Nachkriegszeit, ist aber außerhalb von geisteswissenschaftlichen Fachkreisen nur wenigen Menschen ein Begriff, vor allem im Bereich ihrer sprachkritischen Überlegungen. Sie beschäftigt sich in ihrem überschaubaren Werk aber neben der Sprachkritik auch immer wieder mit den Auswirkungen des Nationalsozialismus auf die Gesellschaft und versucht, dessen Vorgehensweise als grausam und manipulierend zu entlarven. Damit trägt die Autorin wesentlich zu einer Gedenk- und Erinnerungskultur bei, wie sie vor allem für eine politisch sich im Wandel befindliche Gesellschaft notwendig ist. Die Verbindung zur Sprache besteht darin, dass Aichinger ihren Zugang zur Gesellschaftskritik zum größten Teil aus ihrem Zugang zur Sprache bezieht. Sprache und Welt sind ihr eins, und so ist es wenig verwunderlich, dass eine fundamentale Ablehnung der Vorgänge in der Welt mit einer grundlegenden Reflexion und Fokussierung der sprachlichen Strukturen einhergeht.

In ihrem Roman *Die größere Hoffnung*, der ursprünglich als Bericht darüber geplant war, was sich im Krieg zugetragen hat¹⁵, versucht Aichinger deshalb, eine Sprache zu finden, die diesem Anspruch einer Verbindung von Sprache und Welt gerecht wird. Sie erprobt, so die These dieser Arbeit, unzählige Varianten unseres Sprachgebrauchs, um so die Strukturen einer Sprache offenzulegen, die durch die Politik des Dritten Reiches für dessen Zwecke missbraucht wurde. Aichinger lotet in ihrem Roman die Grenzen des Sagbaren aus, indem sie die verschiedenen *Spielarten* unserer Sprache auf ihre Tauglichkeit hin überprüft. Dabei passt sie die literarische Sprache, die sie verwendet, immer den jeweiligen Bedingungen und Situationen an. *Die größere Hoffnung* hält somit alles bereit, was Sprache (ganz allgemein) zu bieten hat: Lyrik, Prosa, Dramatik, aber auch Metaphern und Personifikationen, klare und deutliche, manchmal sogar wissenschaftlich anmutende Sätze; Sätze, die – im Sinne Wittgensteins – etwas sagen und Sätze, die nichts sagen, Sätze, die sich sogar widersprechen. Gebete, Theater, Bilder, Träume, alle nur erdenklichen Spielarten der menschlichen Sprache

15 Vgl. Aichinger, Ilse: *Es muss gar nichts bleiben. Interviews 1952 – 2005*. Hg. v. Simone Fässler. Wien: Edition Korrespondenzen 2011, S. 110

werden im Roman vorgeführt, und all das dient dem Zweck, eine Sprache zu finden, durch deren reflektierte Anwendung man überzeugend kritisieren kann, was aus Aichingers Sicht kritisiert gehört. Eine Interpretation des Romans, die sich vornehmlich auf biographische Bezüge stützt, kann daher Aichingers Werk nicht gerecht werden.¹⁶

Diese Hoffnung der Autorin auf eine Sprache, in der man standhaft sein kann, die man unabhängig von den sprachlichen Strukturen des Nationalsozialismus verwenden kann, gehört bei Aichinger unter vielem anderem auch zu einer *größeren Hoffnung*, zu deren Suche sich die Protagonistin des Romans anschickt. Den Begriff einer solchen *größeren Hoffnung* erwähnt Aichinger zuerst am 21. März 1944 in ihrem Tagebuch¹⁷, wie auch das Tagebuch insgesamt die Grundlage bildet, auf der der Roman später entsteht.¹⁸ „Ilse Aichingers Texte machen deutlich, daß es der Autorin nicht um das Schreiben *nach* Auschwitz geht, sondern um das Suchen des Schreibens *mit* Auschwitz.“¹⁹, wie auch Katja Gasser in Anspielung an Adorno treffend beschreibt. Die *größere Hoffnung* als Leitthema des Romans ist somit nicht etwas, das einem hilft, den Krieg bzw. die Gewalt zu überleben, sondern etwas, das einem bewusst macht, warum man sich *trotz* Krieg und Gewalt nicht selbst aufgeben darf. Dieses Ideal ist stärker als das Individuum, kann aber in der Welt nur bedingt vorgefunden werden. So wie es den weiter oben erwähnten idealen Kreis in der Natur nicht gibt, so kann auch die *größere Hoffnung* in der Welt nicht gefunden, sondern nur sprachlich und in Gedanken erfasst werden. Anreize in der Welt, die zu einer solchen Deutung führen können, gibt es – wie im Falle des nicht ideal gezeichneten Kreises – viele; Aichinger versucht auf sprachlichem Wege, diese Anreize zu klären und zu analysieren, um eine Sprache zu finden, die in einer reflektierten und stets kritischen Haltung dieser Sprache gegenüber zum Ausdruck kommt.

16 Anm.: Hier beziehe ich mich v.a. auf die jüngsten Entwicklungen im englischsprachigen Raum. Dabei spielt die Zusammenarbeit von Geoff Wilkes und Gail Wiltshire eine entscheidende Rolle, die, so gelungen und notwendig die Übersetzung von *Die größere Hoffnung* auch gewesen sein mag, ihre Leserschaft auf eine völlig falsche Fährte locken, wenn der Roman im Nachwort – Traditionslinien folgend, die dort zitiert werden – ausschließlich biographisch interpretiert wird. Einer breiteren Leserschaft abseits des Fachdiskurses wird dadurch der Zugang zum thematisch vielschichtigen Werk von Ilse Aichinger erschwert bzw. in eine falsche Richtung gelenkt.

17 Vgl. Berbig, Roland: »Kind-~~sein~~ gewesen sein«. Ilse Aichingers frühes Tagebuch (1938 – 1941). In: Berbig, Roland / Markus, Hannah (Hg.): *Berliner Hefte zur Geschichte des literarischen Lebens. Ilse Aichinger*. Heft 9 (2010). Berlin: Humboldt-Universität 2010, S. 30

18 Vgl. ebd., S. 31

19 Gasser, Katja: *Abschied und Schweigen als zentrale Begriffe der frühen Poetik Ilse Aichingers*. Dipl. Universität Wien: 1999, S. 6 – Anm.: In Aichingers Text *Landschaften und Wetterlagen der Existenz* steht der Satz: „Inzwischen scheinen Nachtigallen in Auschwitz wieder möglich zu werden.“ (Subtexte 2006, S. 16)

Beispielgebend dafür ist auch, was die vier Jahreszeiten im ersten Kapitel des Romans symbolisieren; als einzige konkrete Zeitangabe wird im Kapitel *Die große Hoffnung* der „August“²⁰ genannt, an anderer Stelle wird angedeutet, dass es wohl Frühling oder Herbst sei.²¹ Zudem friert die Protagonistin an mehreren Stellen dieses ersten Kapitels, was auf den Winter schließen lässt bzw. starke Assoziationen mit dieser kalten Jahreszeit hervorruft. All das verweist auf die *Allumfasstheit des Gesagten*; was Aichinger in diesem Roman schildert, entzieht sich einer konkreten Zeit (thematisch, nicht inhaltlich), weil sie das Thema der Sprache als Gesamtes erfassen will und deshalb symbolisch bereits zu Beginn des Romans verdeutlicht, dass Sprach- und Gesellschaftskritik zeitlose und allumfassende Themen sind. Auch dieser Anspruch untersteht ganz dem Motiv der *größeren Hoffnung*.

Wie nun auch bei Wittgenstein angedeutet wurde, dass er eine sehr literarische Sprache verwendet, so soll nun im Umkehrschluss gezeigt werden, dass Aichingers Literatur sich zuweilen an philosophischem Gedankengut orientiert. Die Auseinandersetzung mit Philosophie sei Aichinger von jeher eine „Herzensangelegenheit“²² gewesen, wie Walter Kühn schreibt, und in der Tat finden wir dies bei Aichinger selbst bezeugt. 1952 hat sie in einem kurzen Text geschrieben: „Wenn ich noch einmal studieren könnte, würde ich Philosophie studieren.“²³ Der Vollständigkeit halber muss aber auch erwähnt werden, dass Aichinger ihren Bezug zur Philosophie – bis auf den Einfluss Kierkegaards und Ciorans – in einem Interview (Gasser, 1998) ein wenig relativiert. Auf die Frage, ob sie denn von Philosophen in ihrem Schreiben beeinflusst sei, hat sie gesagt, „daß man zwar beeinflusst werde, aber von ganz anderen Sachen.“²⁴

Nichts desto trotz lassen sich im Roman *Die größere Hoffnung* zahlreiche Anspielungen, vor allem auf klassische Denkfiguren der Antike, finden. So ist etwa bei Aichinger die Wirklichkeit im stetigen Wandel, was zwar den Zeitumständen des Werkes geschuldet sein mag, im Zuge einer Überlegung allerdings Heraklits *Fluss-Metapher* evoziert; die Aufforderung „Erkennt euch im fließenden Wasser“²⁵ hat zudem etwas zutiefst Delphisches.

20 Aichinger: DgH, S. 13

21 Vgl. ebd., S. 23

22 Kühn, Walter: Ein weiblicher Heidegger. Ilse Aichinger im literarisch-philosophischen Leben der fünfziger Jahre. In: Berbig, Roland / Markus, Hannah (Hg.): *Berliner Hefte zur Geschichte des literarischen Lebens. Ilse Aichinger*. Heft 9 (2010). Berlin: Humboldt-Universität 2010, S. 55

23 Aichinger, Ilse: Die Vögel beginnen zu singen, wenn es noch finster ist. In: Moser, Samuel (Hg.): *Ilse Aichinger. Leben und Werk*. 2. Aufl., Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 2003, S. 30

24 Gasser: *Abschied und Schweigen* 1999, S. 79

25 Aichinger: DgH, S. 38

Der Junge, der nicht genau weiß, warum er mit den Polizisten mitläuft, kann auf die Figur des Sokrates übertragen werden. „Er wußte genau, daß er es nicht genau wußte.“²⁶, heißt es an entsprechender Stelle im Roman, und angesichts der zahlreichen Verleugnungen von Mittäterschaft nach Ende des Zweiten Weltkrieges bekommt diese Anspielung einen ironischen Beigeschmack. Fast das gesamte neunte Kapitel aus *Die größere Hoffnung* kann als Verarbeitung von Platons *Höhlengleichnis* gelesen werden, wie noch zu zeigen sein wird, und an weiter Stelle findet sich Aristoteles' *Entelechie-Gedanke*; Goethes *orphische Urworte* klingen an, wenn Aichinger den „Kern in der Frucht“ als eine „Art von letzter Unabhängigkeit“ trotz „letzte[r] Abhängigkeit“²⁷ bezeichnet, und in diese Selbstentfaltung auch den Tod (als letztes Ziel) miteinbezieht.²⁸ Aber auch aus der neuzeitlichen Philosophie sei zumindest ein Beispiel genannt: An dem Punkt im Roman, wo die Grenzen zwischen Wirklichkeit und Traum zu verschwimmen drohen, wo vieles schwammig und zum ersten mal absurd wird, da nimmt Aichinger Bezug auf René Descartes. „Sie [...] umklammerte mit beiden Armen den Ofen.“²⁹, heißt es da an einer Stelle von der Protagonistin, und anderswo, dass das „Ofenrohr krachte“³⁰. Dies ist der Versuch Ellens, sich an der Wirklichkeit festzuhalten, obwohl durch die Vorschriften und Methoden des Nationalsozialismus alles wie traumhaft erscheint. Auch Descartes bringt in seinen *Meditationen* das Beispiel des Ofens, um sich der Wirklichkeit zu versichern, und wie bei Descartes ist auch Ellens Versuch nicht von Erfolg gekrönt. Diese und weitere Stellen im Roman zeugen zwar nicht von einem tiefen Einblick der noch jungen Aichinger in die Denkmuster der klassischen Philosophiegeschichte, veranschaulichen aber gut, dass ihr manche (populäre) Wendungen und Schlüsselbeispiele zumindest ein Begriff sind.

Aber obwohl Wittgensteins Sprache eine literarische ist und Aichinger in Grundzügen philosophisch, so liegt das Augenmerk dieser Arbeit nicht auf einem rezeptiven Einfluss des Einen auf die Andere. Ein solcher Einfluss ist auch zeitlich bedingt nur schwer herzustellen, denn obwohl Aichinger zwar den *Tractatus* gelesen haben könnte und dies wahrscheinlich auch getan hat, so sind die Ansichten Wittgensteins aus den *Philosophischen Untersuchungen* für Aichinger zur Zeit ihrer Arbeit an *Die größere Hoffnung* völlig unerreichbar, weil Wittgensteins Spätwerk erst nach dessen Tod veröffentlicht wurde. Es geht aber auch gar nicht

26 Aichinger: DgH, S. 191

27 Ebd., S. 63

28 Anm.: Im Roman wird diese Anspielung in Bezug auf einen *schwebenden* Sarg fallengelassen.

29 Aichinger: DgH, S. 19

30 Ebd., S. 23

so sehr darum zu zeigen, wo Aichinger Ideen von Wittgenstein verarbeitet hat, als vielmehr darum, einen *phänomenologischen Vergleich* (im Sinne einer strukturellen Gleichheit sich zeigender Phänomene) von Aichingers Roman mit Wittgensteins Philosophie anzustreben. Der Vergleich soll es ermöglichen, sowohl Wittgensteins Sprachphilosophie als auch Aichingers Roman *Die größere Hoffnung* besser zu verstehen. Da sich beide Autoren intensiv mit Sprache beschäftigen, kann eine derartige Untersuchung in beiden Richtungen fruchtbringend sein: Sowohl Rezipienten von Wittgensteins Philosophie als auch Lesern von Aichingers Literatur werden neue Perspektiven eröffnet. Diese Arbeit ist somit auch einer wissenschaftlichen Hermeneutik verpflichtet.

Um nun aber auch denjenigen, der zumindest einige objektive Bezugspunkte zwischen beiden Autoren fordert, nicht zu enttäuschen, sei im Folgenden versucht, diesem Auftrag gerecht zu werden und zugleich zu zeigen, wie belanglos ein derartiger (meist rein biographischer) Vergleich als Zielsetzung einer wissenschaftlichen Arbeit zu unserer Fragestellung wäre. Sowohl Wittgenstein als auch Aichinger schreiben ihre jeweilig ersten Werke unter dem Eindruck eines Weltkrieges. Dabei greifen sie auf ihre Tagebücher zurück, um die darin enthaltenen Aufzeichnungen und Ideen zu verarbeiten. Beide Werke erscheinen genau drei Jahre nach Kriegsende, der *Tractatus* 1921 und *Die größere Hoffnung* 1948. Um das Werk zu veröffentlichen spielt in beiden Fällen die niederländische Stadt Amsterdam eine wesentliche Rolle: Aichingers Roman erscheint dort erstmalig im Druck, und Wittgenstein trifft sich in Amsterdam zu einer langen Diskussion mit Bertrand Russell, um die Veröffentlichung des *Tractatus* vorzubereiten.³¹ Das Thema beider Werke ist unter anderem die Sprache; dass sowohl Wittgenstein als auch Aichinger sich dafür begeistern, leitet Claudia Fahrenwald aus der „Herkunft aus einem für die Sprachproblematik hochsensiblen Umfeld“³² ab. Beide Autoren stammen aus Wien, leben im Grunde aber gern in Abgeschiedenheit, der eine jahrelang in Norwegen, die andere nahe der Grenze zu Deutschland in Großmain bei Salzburg (wenn auch erst nach Erscheinen des Romans *Die größere Hoffnung*). Beide Autoren sind leidenschaftliche Kinogeher³³ und bewundern den dänischen Philosophen Søren

31 Vgl. Schulte: *Wittgenstein* 2016, S. 16

32 Fahrenwald: *Aporien der Sprache* 2000, S. 121

33 Vgl. dazu Macho: *Wittgenstein* 1996 (S. 55), Schulte: *Wittgenstein* 2016 (S. 41), sowie: Aichinger, Ilse: *Film und Verhängnis. Blitzlichter auf ein Leben*. Frankfurt am Main: Fischer Verlag 2001 (das insgesamt ein Zeugnis für die Kinogeherin Aichinger darstellt).

Kierkegaard³⁴, der ohnehin als „selbstverständliche[r] Bezugspunkt“³⁵ für deutsche Schriftsteller nach 1870 gilt. Wittgenstein betrachtete und erwartete seinen Tod „mit Erleichterung“³⁶, und auch Aichinger hält einem Interview (Kospach, 2003) gemäß ihre „Existenz für völlig unnötig. [...] [I]ch habe es schon als Kind als eine absurde Zumutung empfunden, dass man plötzlich vorhanden ist. Da müsste man zumindest gefragt werden, ob man nicht einfach wegbleiben will. Dann wäre ich weggeblieben.“³⁷ Auch was das literarische Schaffen beider Autoren betrifft, lassen sich Ähnlichkeiten feststellen. Aichinger neigt in ihrer dem Roman nachfolgenden Prosa zunehmend zur Verknappung, was durch die Zergliederung der Strukturen unserer Sprache bedingt ist (wozu ja ihre Arbeit an *Die größere Hoffnung* den Ausschlag gibt, wie noch zu zeigen sein wird), und auch Wittgenstein bedient sich tendenziell eher der kleineren Form. Die meisten seiner Werke sind in kurze Paragraphen oder Absätze gegliedert, und er selbst sieht keine andere Möglichkeit für sein Schreiben. „Meiner Prosa ist eine ganz bestimmte Grenze gesetzt,“ schreibt er 1947, „und ich kann ebenso wenig über *sie* hinaus, als ich es vermöchte, ein Gedicht zu schreiben. Mein Apparat ist *so* beschaffen; nur dieser Apparat steht mir zur Verfügung.“³⁸ Wittgenstein und Aichinger haben insgesamt einen sehr ähnlichen Schreibstil. Denn auch wer beide Autoren kennt, kann er ohne Schwierigkeiten folgende Textstellen zuordnen?

Wie kann einer ehrlich sein, den man im Nebel fragt: Liegt ein Ort vor dir? Nicht: Siehst du einen liegen? Sondern: Liegt er?

Um ein guter Führer zu sein, sollte man den Leuten zuerst die Hauptstraßen zeigen, doch ich bin ein äußerst schlechter Führer und werde leicht durch interessante Örtlichkeiten vom Weg abgelenkt und neige dazu, Nebenstraßen einzuschlagen, bevor ich die Hauptstraßen gezeigt habe.³⁹

34 Vgl. Schulte: *Wittgenstein* 2016 (S. 102), sowie zahlreiche und verstreute Interview-Aussagen von Ilse Aichinger.

35 Purkarthofer, Richard: *Kierkegaard. Grundwissen Philosophie*. 2. Aufl., Stuttgart: Reclam 2014, S. 11

36 Macho: *Wittgenstein* 1996, S. 56

37 Aichinger: *Es muss gar nichts bleiben* 2011, S. 202

38 Wittgenstein: VB, S. 533

39 Anm.: Ein Zitat stammt aus: Aichinger, Ilse: *Aufzeichnungen 1950 – 1985*. In: Dies.: *Kleist, Moos, Fasane*. 3. Aufl., Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 2004, S. 45 – das andere Zitat stammt aus: Wittgenstein, Ludwig: *Vorlesungen über die Grundlagen der Mathematik. Cambridge 1939*. Frankfurt am

Was hier an Gemeinsamkeiten präsentiert wurde, lässt sich fast immer auf Zufälle reduzieren. Dies zeigt, dass eine derartige Vergleichsarbeit nicht anzustreben ist. Viel interessanter ist nämlich die Frage, was wir aus Wittgensteins Philosophie und aus Aichingers Literatur lernen können, wie sich die beiden Ansätze gegenseitig erhellen und was das alles mit *Sprache* zu tun hat.

Dies zu versuchen ist Intention dieser Arbeit.

Kapitel 2⁴⁰: Wie die Sprache in die Welt kommt – Zur Benennung

Es waren die Griechen die Ersten, die erkannt haben, dass Sprache und Denken in Eins fallen; Aristoteles schreibt in seiner *Politik*: „λόγον δὲ μόνον ἄνθρωπος ἔχει τῶν ζώων“⁴¹. Den *Logos* aber hat einzig der Mensch unter den Lebewesen. Manche Tiere und andere sinnlich wahrnehmende Lebewesen, darunter der Mensch, können Laute von sich geben, um erfahrene und gespürte Impulse (Freude, Schmerz, etc.) zu bezeichnen. Die Stimme wird dabei zum unmittelbaren Ausdruck, zum *Zeichen des Gefühls*: „φωνὴ [...] ἐστὶ σημεῖον“⁴². Hier stellt sich die Frage, ob Laute, die ohne Denken geäußert werden, die nur einen momentanen Zustand der Befindlichkeit zum Ausdruck bringen, als Sprache gewertet werden können und dürfen. Bei Haustieren zum Beispiel wissen wir stets genau, wie ein Laut zu deuten ist, man

40 Anm.: Bevor wir uns auf sprachphilosophische Überlegungen einlassen ist hier noch anzumerken, dass das Phänomen *Sprache* nur in seiner Gesamtheit erfasst werden kann. Die in Fachdiskursen noch immer zu findende Auffassung von Wittgensteins philosophischem Werk als etwas in Früh- und Spätwerk einzuteilendes ist meiner Meinung nach nicht zielführend, will man sich mit *Sprache* adäquat auseinandersetzen. Natürlich gibt es Varianten, gibt es Unterschiede zwischen dem *Tractatus* und den *Philosophischen Untersuchungen*; man sollte das Trennende aber nicht vor das Verbindende stellen. Zudem gilt: Wenn sich selbst die Überzeugungen und Ansichten eines Philosophen wie Wittgenstein innerhalb eines Vierteljahrhunderts nicht entwickeln würden, was dürfte sich dann überhaupt entwickeln? Dennoch, und auch das zeugt von Wittgensteins tiefer Einsicht in das Wesen der *Sprache*, hat der Philosoph erkannt, dass der Erkenntnisfortschritt, den er angeblich vollzogen hat, in Wirklichkeit nur „größer aussieht, als er wirklich ist.“ (Motto PU, S. 229) Dieses Motto, das den *Philosophischen Untersuchungen* wie ein Leitstern vorangestellt ist, stammt aus Nestroys *Der Schützling* (IV, 10) und macht deutlich, dass man eigentlich nicht trennen kann, was für eine (philosophische wie wissenschaftliche) Untersuchung der *Sprache* allerdings getrennt werden muss: So ist auch die in dieser Arbeit vorgenommene Unterteilung in Kapitel, wenn auch nicht willkürlich, so doch gegen ein allgemeines Verständnis von *Sprache*: Die Benennung lässt sich nicht vom Sinn trennen, die Syntax nicht von der Logik, Regeln nicht vom Sprachspiel sowie die Bestandteile einer *Sprache* insgesamt nicht von dieser. So wird es in den folgenden Kapiteln zu Überschneidungen kommen, zu Vorausgriffen und Rückblicken, was aber kein Nachteil ist und lediglich ein „kompliziertes Netz von Ähnlichkeiten“ (PU §66, S. 278), wie Wittgenstein sagt, offenlegt. Ähnliches gilt auch für Aichinger, welche zwar in ihrem Debütroman versucht, die Spielarten der Sprache auszuloten, diese aber keineswegs zu trennen gedenkt. *Die größere Hoffnung* ist vielmehr ein Spiel mit den Möglichkeiten unserer Sprache. Die folgenden Kapitel dieser Arbeit behandeln zwar jeweils einzelne Aspekte der Sprache, um einzelne Aspekte zu veranschaulichen, doch sei hier darauf hingewiesen, dass dies die (notwendige) Perspektive einer wissenschaftlichen Untersuchung ist, nicht die eines Kunstwerks. Was nicht zu trennen ist, ist hier unter dem Vorsatz geschieden, es systematisch untersuchen zu können.

41 Aristoteles: *Politik*, 1253a 10

42 Ebd., 1253 a 10-11

reagiert auf diesen und erfüllt in den meisten Fällen, soweit dies für uns beobachtbar ist, das Verlangen des Tieres. Doch schon hier zeigt sich das Problem: Nur durch *unser* Denken (gr. *Logos*) interpretieren wir die Laute nicht nur der Tiere, sondern beispielsweise auch die eines schreienden Kleinkindes, als Sprache (gr. *Logos*), die uns etwas mitteilen will. Wir betrachten den jeweiligen Kontext und reagieren situationsgerecht. Eine Katze würde einer Katze aber nicht in gleicher Weise vermitteln können, was sie einem Menschen vermittelt. Die Denkfähigkeit des Menschen fällt hier mit seiner Sprachfähigkeit – als Fähigkeit, Sprachen nicht nur zu bilden sondern etwas auch als Sprache zu deuten – in Eins. Die Griechen bezeichneten daher beides (und noch einiges mehr) mit dem Begriff *Logos*. Der Mensch nun besitzt diesen als einziges unter den Lebewesen, er kann daher Zeichen verwenden, um mittelbar auf etwas zu verweisen, was ihn unmittelbar nicht betrifft, etwa auf das Gute oder das Gerechte.⁴³ Er kann natürlich auch auf das verweisen, was direkt vor seinen Augen liegt, er reagiert auf Gegenstände allerdings nicht unmittelbar, sondern mittelbar durch Verwendung einer Zeichensprache. Thomas Macho sieht darin auch den „Grundgedanken“⁴⁴ von Wittgensteins *Tractatus* begründet, in dem es heißt: „Die Möglichkeit des Satzes beruht auf dem Prinzip der Vertretung von Gegenständen durch Zeichen.“⁴⁵

Nur weil wir eine Zeichensprache verwenden, die auf Dinge verweist (selbst wenn diese Dinge abwesend sind), können wir mit jenen Menschen, welche die gleiche Sprache verwenden, sinnvoll kommunizieren. Doch bis dahin und bis zu Wittgensteins *Tractatus* ist es noch ein langer Weg. Bisher ist nur die menschliche Denkfähigkeit als Bedingung zur Bildung von Sprache festgelegt worden. Doch man soll auch nicht unterschätzen, wie viel damit bereits gesagt ist und wie folgenschwer ein unverantwortlicher Umgang mit diesem Wissen sein kann. Der bloße Laut wird umgewandelt in ein Zeichen, um mehr zu sagen, als der Laut allein jemals könnte. Das Zeichen erfordert unser Denken, und unser Denken macht das Zeichen beständig. Einem Text Ilse Aichingers gemäß ist den Lauten damit „aufgetragen, lautlos zu werden.“⁴⁶ Dieser Text zu Joseph Conrad thematisiert das *Zu-Laut-Werden* bzw. das *Zu-laut-Werden* der Sprache unter anderem durch sprachliche Propaganda-Maschinerien wie die des Kolonialismus, verweist aber implizit auch auf das Vorgehen des Nationalsozialismus. Wo Worte und Zeichen derart laut und schrill verwendet werden, wo sie dem Volke mittels

43 Vgl. Aristoteles: *Politik*, 1253a 14ff.

44 Macho: *Wittgenstein* 1996, S. 41

45 Wittgenstein: TLP 4.0312, S. 29

46 Aichinger, Ilse: »Nur zusehen – ohne einen Laut«. Joseph Conrad. In: Dies.: *Kleist, Moos, Fasane*. 3. Aufl., Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 2004, S. 91

stetiger Wiederholung quasi eingetrichtert werden, da verlieren sie ihre Stellvertreterfunktion und werden zu leeren Parolen. Die Zeichen und Worte werden nicht *als* Zeichen und Worte gebraucht, sie werden wieder zu den Schreien der kleinen Kinder, zu den Lauten der Tiere, unreflektiert und nur auf Ausdruck aus. Das gilt damals wie heute. Deshalb fordert Aichinger auch zu einem mäßigen Sprachgebrauch auf, der zugleich alles auf Anfang setzen möchte und betreffend der Worte und Zeichen das zusammenfasst, was wir bei Aristoteles gesehen haben:

Gib Laut, unter dieser Devise sind sie entstanden. Und *gib nicht Laut*, unter dieser Devise sollen sie existent bleiben.⁴⁷

Die Zeichen sollen also Zeichen sein, die Wörter wieder Wörter. Sie sollen *anstelle* des Lautes stehen, vermittels unseres Denkens reflektiert werden, und in ihrer Vielfalt und Kraft nicht zu monotonen Klangbildern verkommen, welche unser Denken außen vor lassen.

Dadurch sollte nun deutlich geworden sein, wie wichtig die Verbindung von Denken und Sprache für die Verwendung eines Zeichensystems ist. Sowohl die sprachliche Komponente, also das Verwenden von Zeichen, als auch die kognitive Komponente, diese Zeichen dann auch in ihrer Stellvertreterfunktion zu erfassen, spielen bei der Sprachverwendung eine wesentliche Rolle. Das eine geht nicht ohne das andere, auch wenn manche politischen Systeme ihre Sprachgemeinschaft vom Gegenteil überzeugen wollen. Eine derartige Entwicklung, wie wir sie u.a. im politischen Diskurs auch heute beobachten können, zeigt exemplarisch was passiert, wenn sich das Gewicht der Sprache zu stark auf eine Seite ihrer Komponenten verlagert.

Doch wie werden Zeichen nun überhaupt erst gebildet? Wie kommen unsere Worte eigentlich in die Welt?

Kapitel 2.1: Der eigentliche Akt der Benennung

Um diese Fragen zu beantworten lohnt sich wiederum ein Blick in die Antike, diesmal zu Platon. In seinem Dialog *Kratylos*⁴⁸ geht er der Frage nach, was es mit der Benennung von Gegenständen auf sich hat. Reflektiert werden zwei sich widerstreitende Ansichten über das

47 Aichinger: »Nur zusehen – ohne einen Laut« 2004, S. 91

48 Platon: *Kratylos*, 383a – 440e

Wesen der Sprache. Die eine besagt, es gebe eine natürliche Entsprechung zwischen den Wörtern und den Gegenständen (*Physei-These*), während die andere darlegt, warum eine Sprache nur durch den willkürlichen Akt der Setzung von Worten entstehen kann (*Thesei-These*). Beide Ansichten führt der fiktive Sokrates in die Aporie. Ob Platon einer dieser Thesen mehr abgewinnen konnte als der anderen lässt sich deshalb nicht sagen.

Unserem heutigen Verständnis nach sind wir eher Anhänger der zweiten These, denn wie sonst ließe sich die Fülle der menschlichen Sprachen erklären, die es rund um unseren Erdball gibt. Auch Sokrates' Dialogpartner Kratylos kommt bei dieser Frage in Erklärungsnot. Unsere Untersuchung wird sich daher ausschließlich auf die *Thesei-These* beziehen, nicht zuletzt deshalb, weil auch Wittgenstein ihr den Vorzug einräumt. In seinem *Blauen Buch* schreibt er:

Philosophen sprechen sehr häufig davon, die Bedeutung von Wörtern zu untersuchen, zu analysieren. Aber laßt uns nicht vergessen, daß ein Wort keine Bedeutung hat, die ihm gleichsam von einer von uns unabhängigen Macht gegeben wurde, so daß man eine Art wissenschaftlicher Untersuchung anstellen könnte, um herauszufinden, was das Wort *wirklich* bedeute. Ein Wort hat die Bedeutung, die jemand ihm gegeben hat.⁴⁹

Worte entstehen also, weil jemand Gegenstände benennt. Ob dies nun eine Einzelperson ist, wie Platon nahelegt, oder die ganze Gesellschaft, die sich auf die Verwendung eines Wortes einigt, sei hier noch dahingestellt. Die gewichtigere Frage scheint vorerst zu sein: Wie entsteht überhaupt die Verbindung zwischen einem Wort und einem Gegenstand?⁵⁰

Es kommt auf den *Akt der Benennung* an, der allerdings nur dann sinnvoll ist, wenn sämtliche Mitglieder einer Sprachgemeinschaft davon erfahren oder zumindest potentiell Zugang zu dieser Erfahrung haben können. In den *Philosophischen Untersuchungen* vergleicht Wittgenstein daher das Benennen mit einem mystischen, rituellen Akt, „als eine seltsame Verbindung eines Wortes mit einem Gegenstand.“⁵¹ Die Stärke dieses Vergleichs liegt darin, dass eine rituelle Handlung meist die allgemeine Akzeptanz einer Gesellschaft erfährt oder aber in die Gesellschaft sozial eingebettet ist. Somit ist sichergestellt, dass der *Akt der*

49 Wittgenstein: BIB, S. 52

50 Anm.: Wenn im Folgenden von Gegenständen, Dingen oder dergleichen die Rede ist, so beziehen sich diese Begriffe sowohl auf empirisch erfahrbare Gegebenheiten als auch auf Nicht-Materielles, kurz: Aus alles, was den Menschen affiziert und das zu benennen er bestrebt sein kann.

51 Wittgenstein: PU §38, S. 260

Benennung auch dort erfahren wird, wo er erfahren sein muss. Alle Benennung wäre sinnlos, würde sie die Mitglieder einer Sprachfamilie nicht erreichen oder überzeugen. „Formulierung ist Einverständnis“⁵², heißt es dazu auch bei Aichinger. Um aber dieses Einverständnis zu erreichen, müsse man, so Wittgenstein, unsere Welt genau betrachten.

Ein Wort einem Ding beizulegen hat auch nur dann Sinn, wenn es dem Denken gelingt, die Gegenstände zu klassifizieren und zu ordnen. Denn wenn man für jeden einzelnen Gegenstand in der Welt je ein eigenes Wort bräuchte, so bräuchte man keine Sprache, sondern höchstens ein sehr ausgereiftes System der Gestikulierung. Im *Tractatus* betont Wittgenstein die Wichtigkeit, dass sich Gegenstände voneinander unterscheiden bzw. einander ähneln müssen, wollen sie benannt sein:

Entweder ein Ding hat Eigenschaften, die kein anderes hat, dann kann man es ohne weiteres durch eine Beschreibung aus den anderen herausheben, und darauf hinweisen; oder aber, es gibt mehrere Dinge, die ihre sämtlichen Eigenschaften gemeinsam haben, dann ist es überhaupt unmöglich auf eines von ihnen zu zeigen. Denn, ist das Ding durch nichts hervorgehoben, so kann ich es nicht [Anm.: sprachlich gesondert] hervorheben, denn sonst ist es eben hervorgehoben.⁵³

Aus diesem Zitat wird zudem ersichtlich, wie eng Welt und Sprache bei Wittgenstein miteinander korrespondieren. In einem Raum voller Stühle wäre es sinnlos, jeden einzelnen individuell zu benennen, sofern sich die Stühle in ihren Eigenschaften nicht unterscheiden. Ich kann mit Worten – oder genauer: mit verschiedenen Worten – nicht sinnvoll auf mehrere gleichartige Stühle zeigen und diese benennen. Wenn sie durch nichts in ihren Eigenschaften hervorgehoben sind, so darf man sie auch durch nichts *in der Sprache* hervorheben; dies ist Wittgensteins Argument wenn er fordert, dass wir bei der Benennung die Welt genau betrachten müssen. Bei Moritz Schlick und dem Wiener Kreis zu Gast erörtert Wittgenstein anhand eines Beispiels, was sei, würde er einem einzelnen Stuhl den Namen *Jacob* geben. „Wenn es mehrere Tausend ganz gleich beschaffene Stühle gäbe, wie wüßte ich, welcher Jacob ist?“⁵⁴ Ein Definiertes, Benanntes kann zu einer Klasse von Gegenständen mit gleichen

52 Aichinger: *Aufzeichnungen* 2004, S. 60

53 Wittgenstein: TLP 2.02331, S. 13

54 Ebd.: *Ludwig Wittgenstein und der Wiener Kreis. Gespräche*. In: Ders.: Werkausgabe. Band 3. 9.Aufl., Berlin: Suhrkamp 2013, S. 51

Eigenschaften gehören, aber es darf nicht individuell behandelt werden, so es einmal einer Klasse angehört. Dies gilt auch für abstrakte Klassen und Gegenstände, wie in den *Philosophischen Bemerkungen* zu lesen ist: „Es heißt auch nichts, zu sagen, daß ein Stab, der 3 m lang ist, auch 2 m lang ist, weil er 2 + 1 m lang ist, denn man kann nicht sagen, er ist 2 m lang und er ist 1 m lang. Die Länge von 3 m ist etwas Neues.“⁵⁵

Dieses *Neue* zu entdecken, es von den übrigen Dingen in der Welt zu unterscheiden, um die Welt in der Beschreibung verständlich abzubilden, ist auch ein Anliegen Ilse Aichingers. In einem Interview (Radisch, 1996) sagt sie, durch genaue Betrachtung „kann man erfahren, dass Geist in der Welt ist.“⁵⁶ Dieser *Geist* ist vielleicht der Funke, der überspringt, ein intuitives Gefühl bei der Betrachtung der Welt, das uns eingibt, wann ein neuer Name für einen Gegenstand notwendig wird. Intuitiv klassifizieren wir durch unsere Denkfähigkeit, die nicht von der Sprache zu trennen ist, und haben so nicht das Bedürfnis, aus einem Raum voller gleicher Stühle einen hervorzuheben, es sei denn, dies diene einem bestimmten *Zweck*.⁵⁷

Dieses genaue Beobachten der Welt wird somit zum Schlüssel der Benennung. Aichinger selbst nimmt in ihren Werken das Betrachten der Welt sehr ernst, um die Dinge genau unterscheiden zu können; sie habe „[k]ein Verlangen, etwas anderes zu betrachten, als was vor einem liegt.“⁵⁸ Dies bezieht die Autorin aber nicht nur auf objektive Gegenstände, sondern auch auf abstrakte Gegebenheiten und ideologische Aspekte einer Sache. 1975 sagt sie in einem Interview (Haider), dass die heutige Generation es schwerer habe als die ihre, abstrakte Ideenkonzepte zu unterscheiden. Im Krieg sei alles deutlich gewesen, die Zuordnung der Wörter war einfacher, vor allem im Hinblick auf die Sprache des Nationalsozialismus. „Es war alles deutlich damals, rasch ersichtlich, es war nicht schwer zu merken, wo man hingehört.“⁵⁹, heißt es bei ihr, und man merkt sofort, dass Aichinger hier auf Zuordnungen wie *Jüdisch* oder *Deutsch* anspielt.

So schrecklich und menschenverachtend diese Zeit auch gewesen sein muss, Aichinger gewinnt ihr den einzig positiven Aspekt ab, und dieser kann sich nur auf den Bereich der

55 Wittgenstein: PB, S. 105

56 Aichinger: *Es muss gar nichts bleiben* 2011, S. 117

57 Anm.: Wittgenstein hebt z.B. einen Stuhl durch den Namen *Jacob* hervor, um den Sachverhalt zu zeigen, dass dieses Hervorheben im Grunde sinnlos ist. Doch auf der Ebene der Veranschaulichung erfüllt das Hervorheben einen *Zweck*, insofern etwas gezeigt wird, das nur durch eine Hervorhebung gezeigt werden kann.

58 Aichinger: *Aufzeichnungen* 2004, S. 54

59 Ebd.: *Es muss gar nichts bleiben* 2011, S. 21

Sprache beziehen. In ihrem ersten und einzigen Roman, *Die größere Hoffnung*, verarbeitet sie diese Eindrücke. Das wiederholte Diktum „Sei froh, wenn es deutlich wird“⁶⁰ aus Kapitel 2 (*Der Kai*) zeugt davon; ebenso eine spätere Szene, welche veranschaulicht, wie der Krieg die Menschen zur Entscheidung zwingt, ihnen gewissermaßen durch äußere Umstände aufträgt, eine sich ihnen entziehende Welt zumindest in den Worten, in der Benennung und in der Definition fassbar zu machen. Im Kapitel *Die größere Hoffnung* des gleichnamigen Romans heißt es: „»[E]s wird gleich besser sein, alles wird gut!« Besser oder gut? Plötzlich schien es ihr [Ellen] wichtig, das zu entscheiden.“⁶¹ Aber die Entscheidung bleibt aus, sie wird dem Leser vorenthalten und ihm zugleich überantwortet. Die Entscheidung muss gewissermaßen aufgeschoben werden, da sich die Sprache im stetigen Wandel befindet, und gerade zu einem Zeitpunkt, wo der Ausgang des Krieges auf der Kippe steht, kann nicht entschieden werden, welches Wort nun das richtige sei. Zu jeder derartigen Entscheidung gehört jedenfalls ein aktiver und nicht abzuschließender Denkprozess. Die Worte haben immer nur eine Weile Bestand, man kann höchstens danach suchen, wie auch Katja Gasser in ihrer Diplomarbeit zu Ilse Aichinger schreibt:

Die Suche nach der Sprache, in der Wort und Ding zusammenfallen, kennt kein Finden, würde doch das Finden jedes weitere Wort erübrigen. [...] Und dennoch oder gerade deshalb der Wunsch nach dieser Sprache. Die Suche wird angetrieben von dem Wunsch nach einer Exaktheit, die zu erreichen stets nur ein Versuch bleiben kann.⁶²

Dieser *Wunsch nach Exaktheit*, auch wenn er nur *Versuch* bleiben kann, ist es, was Menschen immer wieder zu dem Glauben veranlasst, die Welt durch Sprache letztgültig (be)greifbar machen zu können. Es klingt auch ganz verlockend sich vorzustellen, jedem Ding (abstrakt wie materiell) könne ein Name gegeben werden, und dieser Name bezeichne fortan und für alle Zeit – objektiv – dieses Ding, ohne in seiner Bedeutung je veränderbar zu sein. Alle Missverständnisse der Sprache (und in den Sprachen) wären ausgeräumt; keine Auseinandersetzung der Menschen darüber, wie ein Ding betrachtet oder genannt werden müsse, könnte diese entzweien. Dieser Gedanke soll nun etwas näher verfolgt werden, um zu sehen, warum er scheitern muss und warum dieses Scheitern vielleicht auch gut ist.

60 Aichinger: DgH, S. 39

61 Ebd., S. 256

62 Gasser: *Abschied und Schweigen* 1999, S. 11

Im Buch von Konrad Paul Liessmanns jüngster Zusammenarbeit mit Michael Köhlmeier – wie diese Arbeit eine Mischung aus Philosophie und Literatur – findet sich ein Satz zur *Benennung*: Diese sei dem Menschen deshalb wichtig, weil sie Ordnung und Orientierung verspreche. „Etwas zu benennen, ein Wort, einen Begriff für eine Sache zu finden, markiert nicht nur einen Herrschaftsanspruch, sondern garantiert auch Ordnung und Orientierung.“⁶³ Wegen des *Herrschaftsanspruches* war das Regime des Nationalsozialismus wohl so erpicht darauf, viele Wörter für sich und die Partei in Beschlag zu nehmen, der *Ordnung und Orientierung* wegen praktizieren alle Menschen das Spiel der Benennung. Ingeborg Bachmanns Protagonist aus der Erzählung *Alles* überlegt beispielsweise, seinem Kind die Benennung, d.h. die Worte der Sprache, einfach zu verschweigen, muss aber bald feststellen, dass dies unmöglich ist. Die Sprache zu verweigern hieße die Welt zu verweigern, denn „alles ist eine Frage der Sprache“⁶⁴. Will sich der Mensch in der Welt orientieren, so muss er die Welt strukturiert denken. Wie wir aber bereits gesehen haben, fallen Denken und Sprache in Eins. Um nun die Struktur der Welt erfassen zu können, um die Orientierung und Ordnung der Welt greifbar zu machen, darf man bei der Benennung nicht willkürlich vorgehen.

Wittgenstein und Aichinger sind sich einig, dass man genau hinsehen muss, will man adäquat definieren. Die Bedingung für den *Akt der Benennung* nennt uns Wittgenstein in seinem *Tractatus*: „Der Gegenstand ist einfach.“⁶⁵ Wäre er dies nicht, könnte man ihm keinen Namen beilegen; natürlich kann man auch einem zusammengesetzten Gegenstand einen Namen geben (denn so funktioniert unsere Sprache), diesen Namen muss man dann aber immer durch einen anderen, einfacheren Namen erklären oder ersetzen können. Bei Wittgenstein wird der Terminus *Name* jedoch nur für einfache Gegenstände verwendet, da im *Tractatus* der einfache Gegenstand oder einfache Name immer die letzte Definition ist: „Der Name ist durch keine Definition weiter zu zergliedern: er ist ein Urzeichen.“⁶⁶ Auch in den *Philosophischen Untersuchungen* thematisiert Wittgenstein diesen Punkt⁶⁷, indem er eine Platon-Stelle aus dem *Theaitetos* zitiert und danach fragt, ob Namen tatsächlich nur auf *Urelemente* angewandt werden können und dürfen. Dies wird von Wittgenstein bejaht, er lässt jedoch die Möglichkeit offen, dass *Urelemente* sich nicht wie bei Platon auf die einfachsten und kleinsten Dinge (z.B.

63 Köhlmeier, Michael / Liessmann, Konrad Paul: *Wer hat dir gesagt, dass du nackt bist, Adam? Mythologisch-philosophische Verführungen*. München: Carl Hanser Verlag 2016, S. 22

64 Bachmann, Ingeborg: *Alles*. In: Dies.: *Werke 2. Erzählungen*. Hg. v. Koschel / Weidenbaum / Münster. 2. Aufl., München: Piper Verlag 2010, S. 143

65 Wittgenstein: TLP 2.02, S. 13

66 Ebd.: TLP 3.26, S. 20

67 Vgl. ebd.: PU §46, S. 263f.

Atome) beziehen müssen, sondern dass es vom jeweiligen Kontext abhängt, was man als einfachen Gegenstand (im Sinne des *Tractatus*) bezeichnen kann. Will man auf einen Stuhl verweisen (in der Funktion des Stuhls), so hat es wenig Sinn, auch auf das Holz zu verweisen, aus dem er gebaut ist. Das heißt aber nicht, dass diese Größenverhältnisse beliebig nach oben oder unten verschoben werden können; das *menschliche Bezugssystem* muss dabei immer den Rahmen bilden. So können etwa Atome für den Menschen keine einfachen Gegenstände sein, genauso wenig wie Planeten oder ganze Sonnensysteme, weil der Mensch diese nun mal nicht (auf einmal) wahrnehmen und überblicken kann. *Benannt* wird, was dem Menschen relevant ist. Alles höher- oder tieferliegende wird davon ausgehend über andere Wörter *definiert*.

Alles also, was außerhalb dieses unmittelbaren Bezugsrahmens liegt, wird mithilfe weiterer Namen und Wörter definiert. Dabei gilt: „Das Definiendum kann in allen Fällen seines Gebrauchs ohne Informationsverlust durch das Definiens ersetzt werden, und umgekehrt.“⁶⁸, oder in Aichingers Worten: „Ich kann das eine Wort nur verstehen, indem ich ein anderes dafür suche.“⁶⁹ Wittgenstein selbst drückt sich diesbezüglich nochmals anders aus: „Jede Aussage über Komplexe läßt sich in eine Aussage über deren Bestandteile [...] zerlegen, welche die Komplexe vollständig beschreiben.“⁷⁰ Der gemeinsame Nenner dieser drei angeführten Zitate ist wohl der Umstand, dass Namen andere Namen erklären können und dass sie, wie das Zeichen für den Laut, eine Stellvertreterfunktion innehaben. So baut sich Sprache im Idealfall auf.

Noch sind wir aber innerhalb unseres Gedankenexperiments, dessen (vorläufige) Prämisse es war, dass die Namen, die den Gegenständen gegeben wurden, unveränderliche seien. Aichinger nun, ich erwähnte es als These, verfasste *Die größere Hoffnung* in der Absicht, Ausprägungen und Varianten der Sprache auszuloten und auf ihre Tauglichkeit zu überprüfen. Nach Roland Berbig sind Aichingers frühe Schriften, somit auch ihr einziger Roman, dadurch charakterisiert, dass sie „geprägt sind von dem Glauben, dass Benennungen und Beschreibungen Schutzräume bieten.“⁷¹

68 Strobach, Niko: *Einführung in die Logik*. 2. Aufl., Darmstadt: WBG 2011, S. 65 – Anm.: Dass dies nicht ganz unproblematisch ist, zeigt Wittgenstein an einer Stelle der *Philosophischen Grammatik*, wo er jedem Wort so etwas wie eine Seele zuordnet. Dies liegt jedoch zeitlich nach dem *Tractatus*. Es wird dort anhand folgenden Beispiels veranschaulicht: „Es würde auch niemand glauben ein Gedicht bleibe *wesentlich unverändert*, wenn man seine Wörter nach entsprechenden Übereinkommen durch andere ersetzt.“ (PG, S. 69)

69 Aichinger: *Aufzeichnungen* 2004, S. 69

70 Wittgenstein: TLP 2.0201, S. 13

71 Berbig: *Ilse Aichingers frühes Tagebuch* 2010, S. 19

Dies korrespondiert gut mit unseren bisherigen Ausführungen zum Aufbau der Sprache; wenn die Benennung adäquat funktioniert, wenn die Beschreibung und Erläuterung auf dieser fußt, so bietet eine gründliche und genaue Verwendung einer solchen Sprache sicherlich einen gewissen Halt. Auch Gisela Lindemann schreibt in ihrer Monographie über Aichinger bezugnehmend auf *Die größere Hoffnung*:

Auf die kontinuierliche Erzählung der Geschichte kommt es nicht an. Das Gewicht liegt auf der genauen Beschreibung, ja Zerdehnung einzelner Augenblicke, und das Beschreibungsinteresse auf der Durchleuchtung aller sprachlicher Verabredungen bis auf den Grund.⁷²

Dies ist natürlich nicht so zu verstehen, wie man etwa Günter Eichs Gedicht *Inventur*⁷³ auffassen kann. Vielmehr bezieht sich Lindemanns Aussage auf die Methode, mit welcher in *Die größere Hoffnung* verfahren wird. Denn lediglich „ohne Auslassung zu sagen, was eine Sache ist“⁷⁴, wäre für die Erforschung der Benennung unserer Sprache zu wenig. Es läßt sich schließlich kein Roman schreiben, der bloß aus Worten, aus Namen besteht. Wichtig dafür ist die Art und Weise, die Methode, der Stil, durch welche die Wörter zu Sätzen werden.

Um dies zu verstehen führt Wittgenstein den Unterschied zwischen *Benennung* und *Beschreibung* in seine Philosophie ein. Benennen kann man nur Gegenstände; Namen können nur Gegenständen gegeben werden. Dabei lehnt sich Wittgenstein stark an Frege an: „Der Name bedeutet den Gegenstand. Der Gegenstand ist seine Bedeutung.“⁷⁵ Ein *Satz*, im Unterschied zu einem Wort oder Namen, kann nur beschreiben. „Ein Satz kann nur sagen, *wie* ein Ding ist, nicht *was* es ist.“⁷⁶ Oder an anderer Stelle: „Sachlagen kann man beschreiben, nicht *benennen*.“⁷⁷

Wie wichtig diese Unterscheidung für einen gelingenden Sprachgebrauch ist, führt uns Aichinger im ersten Kapitel ihres Romans vor Augen. An der Stelle, wo der Blinde über die

72 Lindemann, Gisela: *Ilse Aichinger*. München: C.H. Beck 1988, S. 41

73 Vgl. Eich, Günter: *Gesammelte Werke. Band I*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1973, S. 35

74 Aichinger: *Es muss gar nichts bleiben* 2011, S. 50

75 Wittgenstein: TLP 3.203, S. 19

76 Ebd.: TLP 3.221, S. 19

77 Ebd.: TLP 3.144, S. 19

Kreuzung geführt werden möchte, sagt die Protagonistin: „Wir sind schon darüber!“⁷⁸ Das Wort „Kreuzung“ bezieht Ellen natürlich auf diejenige Straßenschnittstelle, auf der sie sich mit dem Blinden befindet. Ellen *sieht* die Welt und weiß, dass mit dem Wort „Kreuzung“ nur jener Ort gemeint sein kann, an dem sie sich gerade befindet. Sie kann also wahrheitsgemäß sagen, dass die Straße bereits passiert ist. Der Blinde hingegen sieht die Kreuzung nur vor seinem inneren Auge, er wähnt sich vielleicht an einem anderen Straßenübergang und fragt: „Kann das sein?“⁷⁹ Als Ellen ihn im Anschluss fragt, ob er vielleicht eine andere Kreuzung *meine*, antwortet der Blinde: „Das glaube ich nicht. Aber vielleicht meinst du eine andere?“⁸⁰ Was sich hier zeigt, muss in mehreren Schritten untersucht werden. Zunächst gibt es wohl mindestens zwei Kreuzungen in der Welt des Romans, die mit dem Namen bzw. dem Wort „Kreuzung“ benannt wurden. „Kreuzung“ ist definiert als Schnittpunkt zweier oder mehrerer Straßen, sodass das Wort ohne Probleme auf die beiden im Roman angenommenen Kreuzungen verweisen kann. Denn wie wir gesehen haben wäre es sprachlich nicht zielführend, jeden Gegenstand mit einem individuellen Wort zu belegen, wenn sich dieser unter einem Begriff klassifizieren ließe. Wittgenstein schreibt, um dies zu verdeutlichen: „Gleichheit des Gegenstandes drücke ich durch Gleichheit des Zeichens aus, und nicht mit Hilfe eines Gleichheitszeichens. Verschiedenheit der Gegenstände durch Verschiedenheit der Zeichen.“⁸¹ Nun kann der Blinde mit „Kreuzung“ rechtmäßig eine andere *meinen* als Ellen; würde die Sprache nun nur aus Worten und Namen bestehen, so wäre diese Situation unlösbar. Sätze dienen nun aber dazu, zu *beschreiben*, wie ein Gegenstand ist – etwa: eine *große* Kreuzung, eine *andere* Kreuzung, etc. – nicht, *was* er ist. Somit müssten sich zwei Kommunikationspartner darüber einig werden können, welchen Gegenstand sie beide meinen. Aichingers Dialog führt aber im Kreis, weil hier das *wie* des Satzes überhaupt keine Rolle zu spielen scheint. Der Blinde hört nur „Kreuzung“ und fasst die Bedeutung des Wortes immer nur in Bezug auf die (eine) von ihm gemeinte Kreuzung auf – also auf das *was*, nämlich auf die von ihm gemeinte Kreuzung. Er kann das Wort auch nicht in der Art an der Welt überprüfen, wie Ellen es kann, weil er blind ist – oder umgekehrt: Er ist bei Aichinger blind, weil ihm die Möglichkeit zur Überprüfung seiner gemeinten Worte fehlt, weil ihm das Sprachverständnis fehlt, zwischen Worten (Gegenständen) und Sätzen (Sachlagen) zu unterscheiden. Dieses Unterscheidungsvermögen fehlt ihm, unter anderem, durch die

78 Aichinger: DgH, S. 28

79 Ebd.

80 Ebd.

81 Wittgenstein: TLP 5.53, S. 62

Propagandamaschinerie des Nationalsozialismus, wie noch zu sehen sein wird.

Dies ist eine von Aichingers Methoden, mit der sie den *sprachlichen Verabredungen bis auf den Grund schaut*, wie es Lindemann bezeichnet. Viele der abstrakten Szenen im Roman entstehen dadurch, dass sich die jeweiligen Parteien nur auf die von ihnen gemeinten Gegenstände beziehen, welche (trotz Gleichklang der Namen vielleicht) Unterschiedliches bezeichnen. Und sollte es doch einmal so sein, dass *ein* Name wie zufällig bei allen Beteiligten das gleiche Bild evoziert, so ist dies für Aichinger ein Grund zum jubeln. „Freut euch, freut euch! Ein Name hat sich erfüllt, ein Name hat sich vergessen, ein Name ist euch zum Lied geworden.“⁸² Dieser Jubel aber entpuppt sich als bittere Ironie, denn im Grunde sollen jene Szenen im Roman, in welchen die Sprechenden aneinander vorbeireden, nur veranschaulichen, dass eine exakte Benennung noch lange kein Garant dafür ist, dass die Sprache auch für jeden verständlich ist. Das *Aneinander-Vorbeireden* ist ja geradezu ein Symptom des *Nicht-Verstanden-Werdens*. Natürlich liegt der Schwerpunkt der Kritik dabei an der Vereinnahmung der Worte durch den Nationalsozialismus, welcher ohne Rücksicht auf die gesamte Bevölkerung den Worten eine neue oder andere Bedeutung beilegt.

Kinder lassen sich dabei seltener bzw. schwerer von gewissen Ideologien vereinnahmen, gehen aber im Umkehrschluss auch viel unreflektierter mit Sprache um, vor allem dann, wenn sie noch sehr jung sind. Folgendes Beispiel soll bekräftigen, was gerade ausgeführt wurde, indem diesmal Kind und Mutter aneinander vorbeireden. Nachdem Ellens Freunde im Kapitel *Der Kai* ihren Platz am Kanal verlassen haben, um verbotenerweise Karussell zu fahren, betritt eine Mutter mit ihren zwei Kindern eben jenen Platz, an dem sich kurz zuvor noch die jüdischen Kinder aufgehalten haben. Es entwickelt sich folgendes Gespräch zwischen Mutter und Sohn:

»Kleine Fußstapfen«, sagte sie, »Kinder wie du.«

»Wirklich wie ich?« lächelte das Kind.

»Gib jetzt Ruh!«⁸³

Bei dieser Textstelle zeigt sich nicht nur die lyrische Kraft der Prosa Ilse Aichingers, sondern auch das Problem der Benennung. Wiederum wird etwas anderes gemeint, als was gesagt

82 Aichinger: DgH, S. 212

83 Ebd., S. 44

wird. Das Gegenüber ist in diesem Fall ein Kind, es fasst den Satz anders – natürlicher – als die Mutter auf, worauf diese es zum Verstummen bringt. Die Fußstapfen sind in dem Szenario Zeichen und verleiten die Mutter zu ihrer ersten – man möchte sagen: vorschnellen – Aussage. Das Kind allerdings meint etwas anderes als die Mutter, vielleicht hat es am Rande ja bereits etwas von der Rassentrennung mitbekommen, und stellt eine Gegenfrage, auf welche es Bejahung erhofft (*lächelnd*). Die Mutter jedoch verweigert die Aussage und Erklärung, weil ihr plötzlich der Zeichengebrauch klar geworden ist. In diesem neuen Wissen beendet sie autoritativ das Gespräch. Man merkt auch hier, dass ein exakter Gebrauch von Worten – d.h. wenn ein Wort nur einen Gegenstand bezeichnen würde – schnell zu Konflikten führt.

Es scheint gar nicht möglich zu sein, mit der Sprache und den Worten immer nur einen Gegenstand zu benennen, weil die *Vorstellungen*, die verschiedene Gesprächsteilnehmer mit einem spezifischen Wort verbinden, von denen, die Gegenstände benennen oder neu zu benennen erstreben, nicht kontrolliert oder erzwungen werden können. Durch den Nationalsozialismus wurde den Menschen ein neuer bzw. anderer Gebrauch der Bedeutung mancher ihrer Worte aufgezwungen. Viele *meinten* jedoch noch in alten Denk- und Bezeichnungsmustern. So kam es während der NS-Zeit zu Kommunikationsproblemen und Sprachproblemen, die Aichinger anhand ihrer Szenen des *Aneinander-Vorbeiredens* veranschaulicht. Nach und nach änderten sich dann allerdings auch die Vorstellungen und Meinungen der Menschen zu ihren Begriffen.

Als der Krieg vorbei war und das NS-Regime geschlagen, da stellte sich das umgekehrte Problem der Benennung ein: Man gebrauchte zwar die Worte wieder in ihrer ursprünglichen Bedeutung, in den Köpfen der Menschen aber hat sich nach jahrelanger Indoktrination ein zutiefst ideologisches Zeichenverständnis manifestiert. Vor allem Schriftsteller und Intellektuelle, deren Werkzeug ja das Wort ist, waren davon betroffen und konnten ihrer Sprache nicht mehr vertrauen, auch wenn sie mit ihren Schriften oder in ihren Aussagen noch so gute Absichten hegten. Denn wie ihre Worte letztendlich von der Bevölkerung aufgenommen würden, auf welchen Grund sie fielen, das konnten sie nicht beeinflussen. Der Ruf nach einer neuen Sprache wurde laut, die *Worte* sollten und wollten *neu erkämpft* werden.

Kapitel 2.2: „Und nicht nur die Tage, auch die Worte müssen neu erkämpft werden.“⁸⁴

Das hier im Titel angeführte Zitat stammt aus Aichingers *Rede an die Jugend*, welche die Autorin 1988 anlässlich der Verleihung des *Weilheimer Literaturpreises* gehalten hat. 40 Jahre sind zwischen der Erstveröffentlichung des Romans *Die größere Hoffnung* und dieser Rede vergangen. In diesen 40 Jahren wurde Aichinger geschätztes Mitglied der von Hans Werner Richter initiierten *Gruppe 47*, heiratete den Schriftsteller Günter Eich und befreundete / entfremdete sich mit Ingeborg Bachmann. Für die weitere Ausprägung der Sprachsensibilität Aichingers waren diese Ereignisse sicherlich förderlich.

Laut Wittgensteins Verständnis von Sprache geben wir Gegenständen (einfachen, komplexen, abstrakten, konkreten) Namen, um auch in deren Abwesenheit auf sie verweisen zu können. Name und Gegenstand entsprechen sich dabei nicht natürlich, sondern die Verbindung entsteht durch einen willkürlichen Akt der Setzung, also durch das, was wir unter *Benennung* verstehen. Durch die Verwendung von Sätzen können wir spezifizieren; wir können durch die durch Sätze gegebene Möglichkeit der *Beschreibung* auf gewisse Dinge verweisen, andere ausschließen oder vieles zusammenfassen. „Die Wörter der Sprache benennen Gegenstände – Sätze sind Verbindungen von solchen Benennungen.“⁸⁵, fasst Wittgenstein unsere bisherige Erkenntnis in den *Philosophischen Untersuchungen* zusammen. Voraussetzung bleibt die allgemeine Zustimmung der Mitglieder einer Sprachgemeinschaft; wie diese genau zustande kommt, kann Wittgenstein nicht erklären. Er vergleicht es mit einem rituellen Akt, aber „[d]ie Erklärungen haben irgendwo ein Ende.“⁸⁶

Der Nationalsozialismus hingegen setzt dieses allgemeine Einverständnis nicht voraus. Durch Propaganda, das Verzerren der Worte im Sinne der Partei sowie durch Glorifizierung oder Verteufelung mancher Begriffe zwingt er dem Volk eine Sprechweise auf, und spätestens als diese Sprechweise *amtlich* geworden war, konnte sich ihr niemand mehr entziehen.⁸⁷ Victor Klemperer schreibt in seiner Analyse der Sprache des Nationalsozialismus aus philologischer Sicht dazu folgendes:

84 Aichinger: *Rede an die Jugend*. In: Dies.: *Die größere Hoffnung*. 12. Aufl., Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 2012, S. 279

85 Wittgenstein: PU §1, S. 237

86 Ebd.: PU §1, S. 238

87 Anm.: Vgl. dazu die Beispiele aus *Die größere Hoffnung* im Kapitel zum Regelfolgen und zur Privatsprache.

[D]ie stärkste Wirkung wurde nicht durch Einzelreden ausgeübt, auch nicht durch Artikel oder Flugblätter, durch Plakate oder Fahnen [...] Sondern der Nazismus glitt in Fleisch und Blut der Menge über durch die Einzelworte, die Redewendungen, die Satzformen, die es ihr in millionenfachen Wiederholungen aufzwang, und die mechanisch und unbewußt übernommen wurden. [...] Aber Sprache dichtet und denkt nicht nur für mich, sie lenkt auch mein Gefühl, sie steuert mein ganzes seelisches Wesen, je selbstverständlicher, je unbewußter ich mich ihr überlasse.⁸⁸

Man könnte hinzufügen: Je unreflektierter man mit Sprache umgeht, desto eher gelingt es ihr, den Menschen zu vereinnahmen. Wer nun die Fäden der Benennung in der Hand hält, der kontrolliert wie ein Marionettenspieler diejenigen, die sich der Sprache unreflektiert überlassen. Deshalb spricht Liessmann auch von einem *Herrschaftsanspruch*, wie wir weiter oben gesehen haben. Dies gilt für die heutige Zeit. Zur Zeit des Nationalsozialismus hatte man keine Wahl: Ob man der Sprache nun reflektiert gegenüberstand oder nicht, sie wurde einem aufgezwungen. Vor allem die Jugend, die in diesem System erzogen wurde – nicht Aichinger oder ihre Protagonistin Ellen, die zur Zeit des Krieges schon genau beobachteten, was sich da wandelte – war leicht zu beeinflussen, wie aus dem Kapitel *Im Dienst einer fremden Macht* aus *Die größere Hoffnung* ersichtlich wird.

„Die Kinder legen alte Worte ab und neue an.“⁸⁹, heißt es auch bei Ingeborg Bachmann in ihrer Erzählung *Jugend in einer österreichischen Stadt*. Diejenigen aber, welche der Indoktrination innerlich widerstanden, hatten erst nach dem Krieg, nach dem äußeren Zwang und der Gewalt der Sprache die Möglichkeit, ihre kritischen Beobachtungen zu äußern. Klemperers *Notizbuch eines Philologen*, aber auch Aichingers *Die größere Hoffnung* gehören dazu. Gemeinsam ist vielen Publikationen der Nachkriegszeit ein Überdenken, ein Reflektieren, ein *Sich-Überwerfen* mit den Strukturen der Sprache. „Wobei die Sprache, als Medium der Autoren, das größte Problem darstellte, denn sie war ja selbst Teil dieser Todesmaschinerie, hatte deren ideologischen Überbau zu bestreiten.“⁹⁰

Die Sprache der Nachkriegsautoren musste also eine sein, die mit den gängigen Einzelworten, mit Redewendungen und gewissen Satzformen bricht. Sie musste neu definieren; als

88 Klemperer, Victor: *LTI. Notizbuch eines Philologen*. 26. Aufl., Stuttgart: Reclam 2015, S. 25f.

89 Bachmann, Ingeborg: *Jugend in einer österreichischen Stadt*. In: Dies.: *Werke 2. Erzählungen*. Hg. v. Koschel / Weidenbaum / Münster. 2. Aufl., München: Piper Verlag 2010, S. 86

90 Lindemann: *Ilse Aichinger* 1988, S. 21

Schriftsteller konnte man nicht einfach eine Erzählung schreiben ohne die Sprache selbst zum wesentlichen Teil dieser Erzählung zu machen, weil man nicht wissen konnte, *wie* diese Erzählung, welche politischen, soziologischen, ethischen, oder dergleichen Absichten sie auch immer verfolgen mochte, beim Lesepublikum aufgenommen und rezipiert würde. Das, was A mit einem Begriff meint, ist nicht, was B unter diesem versteht, schon gar nicht, wenn B jahrelanger NS-Ideologie ausgesetzt war. Die Sprache selbst musste also Teil der Literatur werden; ob darin nun Worte reflektiert werden, Strukturen, Sätze, oder ob die Sprache selbst spricht und Teil einer Geschichte wird⁹¹ spielt dabei keine Rolle. Wichtig scheint reflektierten Autoren vor allem eines gewesen zu sein: Sich die Sprache neu zu erkämpfen.

Hans Werner Richter, so verstrickt er und viele der Stammmitglieder der *Gruppe 47* auch in das System des Nationalsozialismus gewesen sein mochten, beschreibt seine Eindrücke der Mitglieder und der Vorgehensweise der *Gruppe 47* wie folgt:

Jedes vorgelesene Wort wird gewogen, ob es noch verwendbar ist, oder vielleicht veraltet, verbraucht in den Jahren der Diktatur, der Zeit der großen Sprachabnutzung. Jeder Satz wird, wie man sagt, abgeklopft. Jeder unnötige Schnörkel wird gerügt. Verworfen werden die großen Worte, die nichts besagen und nach Ansicht der Kritisierenden ihren Inhalt verloren haben: Herz, Schmerz, Lust, Leid. Was Bestand hat vor den Ohren der Teilnehmer, sind die knappen Aussagesätze. [...] Sie haben es alle gelernt in der Masse des Volkes, in der sie gelebt haben, jahrelang, tagaus, tagein, in den Kompanien, in den Kasernen, in den Lagern und Gefangenenlagern. Sie haben in dieser Zeit immer am Rand der menschlichen Existenz gelebt. Das hat sie mißtrauisch und hellhörig gemacht.⁹²

Dieses Misstrauen gegenüber der Sprache ist aber zugleich die Bedingung, um ihr gegenüber hellhörig werden zu können. Auch Aichinger bildet sich im Zuge kritischer Auseinandersetzung mit der *Gruppe 47*, mit Bachmann und Eich eine Haltung gegenüber der Sprache, die vorrangig in ihren Schriften nach *Die größere Hoffnung* zum Ausdruck kommt; dies äußert sich bei ihr vor allem in der radikalen Verknappung der Sätze, der Reduktion auf

91 Anm.: Vgl. diesbezüglich v.a. Aichingers *Das Erzählen in dieser Zeit* (1952), *Das Bauen von Dörfern* (1958), *Der Querbalken* (1963) *Die Rampenmaler* (1967), *Die Schwestern Jouet* (1968), *Meine Sprache und Ich* (1968), *Die Schwestern Jouet* (Hörspiel, 1969), *Hemlin* (1972), *Schlechte Wörter* (1976)

92 Arnold, Heinz Ludwig: *Die Gruppe 47*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 2004, S. 38f.

das Wesentliche sowie der Analyse syntaktischer und semantischer Strukturen insgesamt. Die gewöhnliche Sprache sagt nichts mehr, oder im besten Fall Falsches und nur im vergangenen Kontext Verständliches. Daher ist es nötig, eine Sprache zu finden, die wieder etwas sagt, „vielleicht dadurch, dass man sie aufbricht.“⁹³ Die Worte der Alltagssprache seien Aichinger zufolge zur Gewohnheit geworden, sie klingen viel zu sanft in den Ohren und verschleiern im Grunde nur, was sie eigentlich zu bedeuten vorgeben.

So ist beispielsweise der Begriff „sterben“ nur eine Verharmlosung dessen, was man eigentlich mit „verschwinden“ meint⁹⁴, eine Erfahrung, die Aichinger während des Krieges öfter gemacht hat, wohl auch durch die Deportation von Teilen ihrer eigenen Familie. Dies macht sich in ihrem literarischen Schaffen bemerkbar. „Aichinger unternimmt [...] den Versuch, die Phrase der Gegenwart, in der die Inflation der Sprache ihren Höhepunkt erreicht, aufzubrechen, um der Welt, sich selbst und somit der Sprache neu begegnen zu können.“⁹⁵ Aichingers immer kürzer werdende Prosastücke, etwa aus den Jahren 1950 bis 1970, geben dafür ein Zeugnis ab. Aber wie gesagt, die Auseinandersetzung mit der Poetologie der *Gruppe 47* sowie deren Mitgliedern half Aichinger nur dabei, eine Haltung auszuprägen, die in ihrem Inneren bereits lange etabliert war. Noch vor dem ersten Treffen der *Gruppe 47*, an dem Aichinger teilgenommen hat – es war die achte Tagung im Mai 1951⁹⁶ – war der Roman *Die größere Hoffnung* geschrieben und veröffentlicht. Darin findet sich bereits eine Vielzahl an Beispielen und Metaphern, mit welchen Aichinger die Entwicklung der Sprache im Verlauf der Kriegsjahre zu veranschaulichen bestrebt war.

Im Kapitel *Das heilige Land*, in welchem es um die Suche nach einem Ausweg aus den zwingenden Fängen des um sich greifenden Nationalsozialismus geht, wird das Misstrauen gegenüber der Sprache vorgeführt. Im Text heißt es: „Sie hatten durch die Dachluke die Tempel brennen gesehen. Aber tags darauf war der Himmel wieder blau gewesen. Nein, sie trauten diesem blitzblanken, fröhlichen Himmel nicht mehr, nicht dem fallenden Schnee und nicht den schwellenden Knospen.“⁹⁷ Mit den Augen einer reflektierten und sprachlich gebildeten Heranwachsenden beobachtet Aichinger den schleichenden und doch immer wieder punktuellen Wandel der Sprache *von oben herab*; sie erfasst zunächst von außerhalb und mit einer gewissen Distanz – das Dasein der Protagonistin als sogenannter „Mischling“

93 Aichinger: *Es muss gar nichts bleiben* 2011, S. 33

94 Vgl. ebd., S. 33f.

95 Gasser: *Abschied und Schweigen* 1999, S. 34

96 Vgl. Arnold: *Die Gruppe 47* 2004, S. 73

97 Aichinger: DgH, S. 59

wird im Roman immer wieder thematisiert – was sich in der Welt ereignet, sie sieht die Vorgänge wie durch eine *Dachluke*. Später, als die zunächst geheim operierenden Strukturen immer sichtbarer werden, traut sie den Dingen, der Sprache nicht mehr. Dies ist die Voraussetzung dafür, Sprache – und vorrangig dort, wo sie fixiert wird: im Schreiben – *behutsam* einzusetzen.

Im Kapitel *Im Dienst einer fremden Macht* versucht Aichinger offenzulegen, was genau mit der Sprache durch den Nationalsozialismus geschieht. Dazu vergleicht sie das NS-Regime mit einem *Sturm*, der sich nach und nach zusammenbraut. Zunächst besteht er aus harmlos wirkenden Wolken, einzelne Formationen, die sich aber bald zusammenschließen und in weiterer Folge ihre selbstverherrlichenden Paraden offen auf den Straßen vorführen. „Die Wolken reiten schneller als die blauen Dragoner in dem Lied, sie tragen keine Uniform, verharren im Wechsel und erkennen sich doch.“⁹⁸ Noch tragen sie keine Uniform, noch organisieren sie sich und fertigen bei teils geheimen Gruppentreffen ihr Parteiprogramm. Als die Uniformen dann angelegt wurden, war der *Sturm* auch nicht mehr allzu fern. Eine neue Sprache beginnt sich zu bilden, Worte werden dem Parteiprogramm einverleibt und Aichinger beobachtet die Übersetzung der alten Worte in eine neue Sprache – *Lingua Tertii Imperii* – hellhörig.

Zur Übersetzung schreibt Wittgenstein im *Tractatus*: „Die Übersetzung einer Sprache in eine andere geht nicht so vor sich, daß man jeden *Satz* der einen in einen *Satz* der anderen übersetzt, sondern nur die Satzbestandteile werden übersetzt.“⁹⁹ Diese Satzbestandteile sind es auch, die im englischen Vokabelheft stehen¹⁰⁰, welches Herbert in Aichingers Roman an dieser Stelle verloren hat. Dieses Heft veranschaulicht, im übertragenen Sinn, dass es zunächst möglich war, einzelne Worte einer Sprache in eine andere Sprache zu übersetzen, somit auch Worte, die der Nationalsozialismus für sich beansprucht hat, zu identifizieren und einander gegenüberzustellen. Doch mit dem Erstarken der NSDAP bricht der *Sturm* los: „Als der erste Tropfen fiel, fiel er auf den roten Strich. Und der rote Strich in der Mitte des Blattes trat über die Ufer. Entsetzt floh der Sinn aus den Worten zu seinen beiden Seiten und rief nach einem Fährmann: Übersetz mich, übersetz mich!“¹⁰¹ Der Sinn, von dem an späterer Stelle noch die Rede sein wird, droht im weiteren zu ertrinken. Wie Klemperer schreibt, werden die Worte immer schwerer zu unterscheiden; durch die *millionenfache Wiederholung* werden sie zu

98 Aichinger: DgH, S. 81

99 Wittgenstein: TLP 4.025, S. 28

100 Vgl. Aichinger: DgH, S. 83

101 Ebd., S. 81

einem seelischen Zustand, der einer *Vergiftung*¹⁰² durch den Sprachzwang des Nationalsozialismus unterliegt. Doch Aichinger will sich davon nicht beeindruckt lassen. Obwohl sie sieht, dass die Bedeutung der Worte verfälscht wird, ergeht ihr Aufschrei nach einer Klarlegung der Sprache: „Übersetzt trotzdem, euch selbst, die andern, übersetzt die Welt.“¹⁰³

Doch aller Bemühungen zum Trotz gewinnt die Sprache des Dritten Reiches mehr und mehr an Einfluss. Zu stark ist die Propaganda, welche Minderheiten schnell zum Schweigen bringt. Dass man sich der neuen Sprache nicht verweigern kann zeigt uns Aichinger anhand einer weiteren, sehr abstrakten Szene des Romans. Zu Beginn des Kapitels *Flügeltraum* vergisst der Lokomotivführer „[d]rei Minuten vor Abfahrt des Zuges [...] das Ziel der Fahrt.“¹⁰⁴ Was hier sehr unglaublich anmutet, ist ein Gedankenexperiment Aichingers, um zu zeigen, wie zwingend die Sprache des Nationalsozialismus sein kann. Es wird zunächst beteuert, der Lokomotivführer hätte sein Ziel nicht vergessen können, „solange sie Namen [...] setzten“¹⁰⁵, zum Beispiel den Namen der Station. Wenn der *Akt der Benennung* von der gesamten Sprachgemeinschaft *freiwillig* akzeptiert würde, so wäre der Name einer Station immer auf diese Station bezogen, und niemand könnte den Namen vergessen. Missverständnisse wären ausgeschlossen. Aber die Sprache ist durch den Nationalsozialismus fragwürdig geworden; wenn sich einfach neue Namen finden ließen, die willkürlich festgelegt zu sein scheinen und hinter verschlossenen Türen beschlossen werden, wenn diese Namen nur dazu dienen sollen, Menschen zu teilen anstatt sie – in der Sprache – zu einen, dann kann man diesen neuen Namen auch nicht mehr vertrauen.

In Bezug auf die Szene mit dem Lokomotivführer umschreibt Aichinger die Problematik so: „Waggons werden verschoben, weiter nichts. Hin und zurück, hin und zurück, Namen, Namen, sonst nichts. Neue Waggons werden angekoppelt und die alten koppelt ihr ab.“¹⁰⁶ Die Waggons sind hier leicht als „Begriffe“ identifizierbar. Der Nationalsozialismus gebraucht diese Begriffe wie es ihm passt, er dünnt sie aus, um zu manipulieren oder koppelt Dinge aneinander ohne darauf zu achten, ob diese zusammenpassen. Worte werden für verschiedene Dinge gebraucht, um sie *gleichzuschalten*: „Und alle eure Grenzen heißen Front. Namen,

102 Vgl. Klemperer: *LTI* 2015, S. 26

103 Aichinger: *DgH*, S. 91

104 Ebd., S. 184

105 Ebd.

106 Ebd., S. 185

sonst nichts, keiner trifft ins Schwarze.“¹⁰⁷ Und wenn alle Grenzen Front heißen, obwohl sich diese sicherlich in ihren Eigenschaften voneinander unterscheiden, so ist es – wie wir bereits gesehen haben – im Sinne Wittgensteins unsinnig, ihnen allen denselben Namen zu geben.

In diesem Moment der Klarheit – NS-Offiziere würden sagen: Verwirrung – wehrt sich der Lokomotivführer gegen das System, und Aichinger lässt ihn fordern, was nach dem Krieg zur Programmatik der Schriftsteller gehörte: „Eine neue Strecke müssen wir finden, eine neue Strecke müssen wir bauen, eine fremde Strecke, eine, die noch keiner gefahren ist“¹⁰⁸ Doch dieses Verhalten des Lokführers kann nicht toleriert werden. An gleicher Stelle, wo dieser „alle seine Erinnerungen abgeworfen [hat] wie eine Irrlehre, alle diese alten Erinnerungen an Namen und Signale, an Dinge, die innerhalb des Scheines lagen“¹⁰⁹, da tritt der Stationsvorsteher an ihn heran und sagt mit kurzen Worten nur: „Kommen Sie zu sich!“¹¹⁰ Doch diese Ermahnung fruchtet nicht. Erst als er von Ellen damit konfrontiert wird, das Ziel nicht zu kennen und die Protagonistin von ihm verlangt: „Fahr nicht, fahr nicht, solange du es nicht weißt!“¹¹¹, hält der Fahrer inne. Mit diesem Satz wird zugleich auch die neue Sprache – etwa die der Nachkriegsschriftsteller – aufgefordert, sich stets selbst zu reflektieren: Ist sie *wirklich* neu, oder dreht sich alles bloß im Kreis?

Wer im Anschluss an diese Auseinandersetzung immer noch denkt, Namen bezeichnen nur Gegenstände und nichts weiter, seien also unabhängig von Kontext, Regeln, Sprachspiel, etc., der verfällt in alte Muster. So auch der Lokomotivführer; er denkt im Anschluss zwar darüber nach, was soeben geschehen ist, kommt aber zu keinem anderen Schluss, als dass Namen eben Gegenstände benennen bzw. durch andere Namen definiert werden können. „Die Richtung? »Nordosten«, stammelte er widerstrebend.“¹¹² Die Szene löst sich wie folgt auf: „Und er nannte den Namen eines kleinen Ortes, einen langen und ernsten Namen, den er falsch aussprach.“¹¹³ Der Stationsvorstand erwidert wiederum nur kurz: „Das will ich

107 Aichinger: DgH, S. 185 - Anm.: Ingeborg Bachmann schreibt über das *Ins-Schwarze-Treffen* in ihrer Erzählung *Unter Mördern und Irren* übrigens: „[I]ch wußte, daß das Schwarze, dieses Augenhafte, kein Auge war, daß es nur in Stellvertretung da war, [...] eine verführerische Attrappe, nicht Wirklichkeit.“ (Bachmann: *Werke 2*, S. 182)

108 Ebd., S. 186

109 Ebd.

110 Ebd.

111 Ebd., S. 189

112 Ebd. – Anm.: Auf einer Landkarte also nach oben und nach rechts, wie beim Hitlergruß.

113 Ebd.

meinen¹¹⁴. Dieses *falsche Aussprechen* des Namens bezieht sich auf die *Dinge*, die durch falsche Worte bezeichnet sind; das *Meinen* des Stationsvorstehers bezieht sich auf die *Worte*, die diese Dinge fälschlicherweise so bezeichnen.

Hat nun zwar der Lokomotivführer aus seinem kurzen Ausflug in die Problematik der Nachkriegsliteratur nichts Wesentliches gelernt, so sollte zumindest dem Leser von *Die größere Hoffnung* etwas klar geworden sein: Allein die Absicht, die Sprache und ihre Worte *neu erkämpfen* zu wollen ist nicht genug, wenn man nicht bereit ist, die eigene, neue Sprache ebenso ständig zu reflektieren. Noch im Jahre 1973 kann Roland Barthes in seinem Essay *Die Lust am Text* schreiben: „Die Sprache, die ich *in mir selbst* spreche, ist nicht von meiner Zeit; sie ist ihrer Natur gemäß dem Ideologieverdacht ausgesetzt; mit ihm muß ich folglich kämpfen. Ich schreibe, weil ich von den Wörtern, auf die ich stoße, keine will: mich entziehend.“¹¹⁵ Man darf sich also nicht darauf verlassen, dass einige Schriftsteller der Nachkriegszeit die Worte sowie die Sprachverwendung für alle geklärt hätten. Jeder, der heute schreibt oder spricht, jeder, der Sprache gebraucht, kann theoretisch in alte Denkmuster verfallen. Der zunehmende Rechtsruck in der europäischen Politik sei hierfür nur ein Beispiel. „Nur gebrochen sprechen wir unsere Sprache.“¹¹⁶, sagt auch der alte Mann in Aichingers Roman, „ich helfe euch, [sie] neu zu erlernen“¹¹⁷.

Man muss, will man alte Denkmuster vermeiden, eine Haltung gegenüber der Sprache einnehmen, wie sie Günter Eich 1956 in *Der Schriftsteller vor der Realität* formuliert:

Ich bin nicht fähig, die Wirklichkeit so, wie sie sich uns präsentiert, als Wirklichkeit hinzunehmen. [...] Erst durch das Schreiben erlangen für mich die Dinge Wirklichkeit. Sie ist nicht meine Voraussetzung, sondern mein Ziel. Ich muß sie erst herstellen. Ich bin Schriftsteller, das ist nicht nur ein Beruf, sondern die Entscheidung, die Welt als Sprache zu sehen.¹¹⁸

Um zu sehen, wie und unter welchen Bedingungen diese Forderung erfüllbar ist,

114 Aichinger: DgH, S. 189

115 Barthes, Roland: *Die Lust am Text. Kommentar von Ottmar Ette*. Berlin: Suhrkamp 2010, S. 53

116 Aichinger: DgH, S. 90

117 Ebd.

118 Eich, Günter: *Der Schriftsteller vor der Realität*. In: Ders.: *Gesammelte Werke. Band IV*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1973, S. 441

gleichermaßen um zu untersuchen, ob die neue Sprache, etwa die vieler reflektierter Nachkriegsliteraten, wirklich neu ist – oder ob sich alles nur im Kreise dreht – müssen wir nochmals von vorne beginnen.

Kapitel 2.3: Die Benennung im Spiel der literarischen Fiktion

Zunächst haben wir gesehen, wie die Sprache in die Welt kommt: durch Benennung von Gegenständen. Im Anschluss wurde angedeutet, wie eine derartige Sprache missbraucht werden kann; der Nationalsozialismus hat die Sprache für seine Zwecke vereinnahmt. Weiters wurde untersucht, wie bzw. wie stark diese Vereinnahmung stattgefunden hat. Durch Beispiele aus dem Roman *Die größere Hoffnung* wurde versucht, die Problematik anschaulich zu machen. Es blieb die Forderung nach einer neuen Sprache, welche möglichst die alten Strukturen des Nationalsozialismus hinter sich lässt. Dies kann nur gelingen, wenn man sein Verständnis von Sprache erweitert, sozusagen eine Sensibilität dafür entwickelt, die in einer Sprache gegebenen Möglichkeiten derselben zu erkennen. Sprache ist mehr als der bloße *Akt der Benennung*, und trotzdem kommt man nur zu einer Sprache, wenn man damit beginnt. Wir haben gesehen, was passieren kann, wenn man die Sprache auf dieser Stufe sich selbst überlässt. Im Folgenden soll die Sprache im Hinblick auf ihre vielseitigen Verwendungsmöglichkeiten und Spielarten aufgebaut werden. Den Beginn macht wiederum die Benennung.

Etwas benennen, so Wittgenstein, sei „etwas Ähnliches, wie, einem Ding ein Namenstäfelchen anheften.“¹¹⁹ Dies lässt sich gut mit dem Protokollführer aus Aichingers *Die größere Hoffnung* vergleichen, der im Kapitel *Flügeltraum* die Sprache mit einer Schmetterlingssammlung vergleicht: „Zuerst habe ich Schmetterlinge gefangen und festgenagelt, und später alles übrige.“¹²⁰ Bei einer Schmetterlingssammlung wird in der Regel genau das getan, was man bei der Benennung tut: Man heftet einem Ding ein *Namenstäfelchen* an. Doch wie zuvor erörtert wurde ist Benennung etwas, das sich niemals fixieren und endgültig abschließen lässt. Zurecht sagt weiter der Protokollführer: „Was ich bemerkt habe, habe ich festgestellt, und was ich festgestellt habe, ist umgefallen.“¹²¹ *Umgefallen* ist die Bedeutung der Worte im historischen Kontext des Romans vor allem durch den Nationalsozialismus; unsere Praktiken und Handlungen heben die Bedeutung der Worte

119 Wittgenstein: PU §26, S. 251f.

120 Aichinger: DgH, S. 202

121 Ebd.

oft in einen neuen Kontext, und der Krieg stellt dabei keine Ausnahme dar. So wurden die Begriffe im Sinne der Ideologie des Dritten Reiches neu kontextualisiert. Das hat an sich nichts mit der Benennung und all den *Namenstäfelchen* zu tun, sondern einzig mit dem Gebrauch der Worte. Wittgenstein bemerkt dies auch kritisch in den *Philosophischen Untersuchungen*: „Als ob mit dem Akt des Benennens schon das, was wir weiter tun, gegeben wäre.“¹²² Dass vor allem der spätere Gebrauch der Worte entscheidend sei, zeigt Wittgenstein auch an einer anderen Stelle: „Hier ist das Wort, hier die Bedeutung. Das Geld und die Kuh, die man dafür kaufen kann. (Andererseits aber: das Geld und sein Nutzen).“¹²³ Am repräsentativsten aber wird der Gebrauch der Worte vielleicht an folgender Stelle deutlich: „Nach der Benennung fragt nur der sinnvoll, der schon etwas mit ihr anzufangen weiß.“¹²⁴ Um diesen Aspekt der Sprache abzurunden ist es lohnend, die Ausführungen des Protokollführers aus *Die größere Hoffnung* weiter zu verfolgen. Nachdem dieser ein wenig über Sprache sinniert hat, folgt die Aussage: „Mich hat man Franz genannt. Wie heiße ich? Franz. Aber was heiße ich, wer bin ich, was soll ich bedeuten? [...] Alle eure Namen heißen zu Hilfe.“¹²⁵

Was heißt es nun aber tatsächlich, dass ein Name einen Gegenstand *bedeutet*? Wenn man die Frage mit Frege auffasst, so doch nur, dass die Bedeutung des Namens der tatsächliche Gegenstand ist.¹²⁶ Damit ist nicht mehr gesagt, als uns ohnehin schon bekannt ist. Es wirft sogar Probleme auf – *alle Namen heißen: zu Hilfe* – denn wenn jeder Name auf seine Bedeutung verweist, wie soll man dann mit abstrakten Dingen umgehen, wie mit fiktiven? Wie kann uns ein Protokollführer eines Romans etwas sagen, wenn ihm doch keine Bedeutung (im fregeschen Sinn) in der Welt, nämlich der unseren real existenten, entspricht? Aichinger kennt eine mögliche Lösung: „Alles, woran man glaubt, beginnt zu existieren.“¹²⁷ Doch ist es so einfach?

John Gibson kristallisiert in seinem Aufsatz *Lesen aus Interesse am Leben* zwei entgegengesetzte Ansichten über die Funktion der Literatur heraus: Die eine sei *weltbezugnehmend*, die andere *fiktiv*. Wenn Benennungen sich auf die bestehende (materielle) Welt beziehen, so entsteht (vorerst) kein Problem. Was aber bedeuten fiktive Namen? Worauf

122 Wittgenstein: PU §27, S. 252

123 Ebd.: PU §120, S. 301

124 Ebd.: PU §31, S. 255

125 Aichinger: DgH, S. 204

126 Vgl. Frege, Gottlob: Über Sinn und Bedeutung. In: Ders.: *Funktion, Begriff, Bedeutung: Fünf logische Studien*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1986, S. 40 – 65

127 Aichinger: *Aufzeichnungen* 2004, S. 75

verweisen sie? Die Antwort von Gibson ist denkbar einfach, nämlich „dass *der Leser* die Brücke zwischen Fiktion und Wirklichkeit baut“¹²⁸. Der Leser also solle die Strukturen der Wirklichkeit in die Welt der Literatur übertragen und so tun, als gäbe es dort dieselbe Verweisstruktur.

Auch Alex Burri behandelt fiktive Elemente in seinem Aufsatz *Fakten und Fiktion* ähnlich wie Gibson; er gesteht dem Autor eines literarischen Textes allerdings eine höhere Autorität über sein Werk zu als dieser. Wo es um Wahrheitswerte und Überprüfung geht, da räumt er klar der Fiktion den Vorzug vor der Wirklichkeit ein, zumindest was die Bestimmungen betrifft. Er bringt das Beispiel von *Sherlock Holmes*¹²⁹: Will man etwa herausfinden, ob in der *Baker Street* zur Zeit des Detektivs ein grünes Haus gestanden hat, so kann man sich in der Wirklichkeit zwar um eine Antwort bemühen, wird aber wahrscheinlich nicht fündig werden. Im Gegensatz dazu bietet die Fiktion andere Möglichkeiten: Hier liest man einfach alle Erzählungen von Arthur Conan Doyle und kann dann mit Bestimmtheit die Frage entweder bejahen oder verneinen. Dieser Wahrheitswert gilt dann allerdings nur werkintern und besitzt keine Aussagekraft über die Wirklichkeit, die in diesem Fall unbestimmbar bleiben muss. Die Aussagen, die wir über Literatur und literarische Werke treffen können sind immer absolut, „weil die entsprechenden fiktionalen Texte die einzige uns zugängliche Quelle von Information über sie sind.“¹³⁰ Oder mit anderen Worten: Der Autor einer Fiktion ist unfehlbar, zumindest solange man werkintern Aussagen trifft.

Man kann diese Aussagen dann natürlich zurück in die Welt bringen, indem man beispielsweise sagt „*Aichinger schreibt an jener Stelle, dass...*“ oder ähnliches. Indem nun diese Aussagen in unserer Welt getroffen sind, kann man weiter untersuchen, ob diese auch *für uns* und unsere Lebenswelt Bedeutung und Relevanz besitzen. Auf welcher Ebene wir Aussagen überprüfen, ob in der Wirklichkeit oder in der Fiktion, bleibt somit uns bzw. dem jeweiligen Rezipienten überlassen. „Es kommt bei einer Maschine nur darauf an, daß die Räder ineinandergreifen, aber nicht auf den Farbanstrich.“¹³¹, wie Wittgenstein passend hierzu bemerkt. Der Leser baut die Brücke zur Wirklichkeit, und die Anwendung der Sätze ist stets ihm überlassen. Immerhin kommt es nur darauf an, wie der jeweilige Leser die gelesenen

128 Gibson, John: Lesen aus Interesse am Leben. In: Gibson, John / Huemer, Wolfgang (Hg.): *Wittgenstein und die Literatur*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2006, S. 163

129 Vgl. Burri, Alex: Fakten und Fiktion. Überlegungen zum »Tractatus«. In: Gibson, John / Huemer, Wolfgang (Hg.): *Wittgenstein und die Literatur*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2006, S. 436ff.

130 Ebd., S. 446

131 Wittgenstein: PB, S. 164

Worte mit Sinn anreichert. Auch Aichinger kommt gegen Ende ihres Romans darauf zu sprechen:

Eine Teekanne ist eine Teekanne, eine Kanone ist eine Kanone und Jan ist Jan. Wie einfach. Eine Teekanne ist nur eine Teekanne. [...] Hör auf zu suchen, Ellen, gib dich zufrieden. Eine Teekanne ist nur eine Teekanne, gib dich zufrieden damit!¹³²

Die Benennungen sind es, wodurch die Sprache in die Welt kommt. Wie ein Sprecher allerdings mit dieser Sprache umgeht ist damit noch lange nicht entschieden. Er kann sie entweder manipulieren und sie anderen aufzuzwingen versuchen, oder aber er verwendet sie in harmonischem Einklang mit der Gesellschaft nach den stillschweigend vereinbarten Regeln des Gebrauchs. Die Vorstellung und der Sinn, den ein Sprecher einem Wort beilegt, ist dabei stets ihm selbst überlassen. Frege führt den Begriff des Sinns als „Gegebenheitsweise“¹³³ eines Gegenstandes ein. So können verschiedene Begriffe oder Wörter auf denselben Gegenstand verweisen. Der Sinn ist die „Art und Weise, in der ein sprachlicher Ausdruck sich auf einen Gegenstand bezieht.“¹³⁴ Während der Sinn intersubjektiv genannt werden kann, weil sich ja mehrere Sprecher eines Wortes bedienen können, um die jeweilige *Gegebenheitsweise* eines Gegenstandes zum Ausdruck zu bringen, ist die Vorstellung ausschließlich subjektiv erfahrbar. Frege schreibt: „Ein Maler, ein Reiter, ein Zoologe werden wahrscheinlich sehr verschiedene Vorstellungen mit dem Namen „Bucephalus“ verbinden.“¹³⁵ In den Worten Wittgensteins wird dieser Sachverhalt auf eine andere Art präsentiert. Im zweiten Teil der *Philosophischen Untersuchungen* ist zu lesen: „Wenn du den Ausruf »Ei, ei!« ausdrucksvoll sprechen willst, darfst du nicht an Eier dabei denken.“¹³⁶

Was genau Frege nun aber mit dem *Sinn* und der *Vorstellung* meint, was Wittgenstein mit *ausdrucksvollem Sprechen*, dazu ist es wieder hilfreich, sich Aichingers Roman anzusehen. Aichinger benutzt in *Die größere Hoffnung* das selbe Bild, das auch Frege nutzt, um seine Theorie zu veranschaulichen. Die Venus, dies sei der Gegenstand, der bezeichnet werden will:

132 Aichinger: DgH, S. 265

133 Bertram, Georg W.: *Sprachphilosophie zur Einführung*. Hamburg: Junius Verlag 2011, S. 83

134 Ebd.

135 Frege: *Über Sinn und Bedeutung* 1986, S. 44

136 Wittgenstein: PU II, S. 492

Es gibt dafür die Begriffe „Abendstern“ und „Morgenstern“. Je nach Perspektive, ob man die Venus spät oder früh betrachtet, benutzt man den entsprechenden Begriff. Die *Bedeutung* von „Abendstern“ wie von „Morgenstern“ ist dabei die gleiche: beide Begriffe bedeuten die Venus. Der *Sinn* ist die Art und Weise der Gegebenheit des Begriffs, also entweder das Zeichen „Abendstern“ oder das Zeichen „Morgenstern“. Die Vorstellung nun ist das innere Bild, also das, was der jeweilige Sprecher assoziiert, wenn er die Begriffe „Abendstern“ und „Morgenstern“ verwendet. In *Die größere Hoffnung* kommt der Abendstern das erste mal vor, als die Kinder am Friedhof zwischen den Gräbern spielen: „Furchtsam blieb der Abendstern hinter dem Nebel. Wie etwas längst Beschlossenes, das noch niemand weiß.“¹³⁷ Die *Bedeutung* des Stern steht fest wie etwas *Beschlossenes*, der *Sinn* ist hier die Gegebenheitsweise, furchtsam zeigt er sich den Kindern und auch verborgen, und der Begriff „Abend“ wird ohnehin oft mit dem Ende in Verbindung gebracht – vor allem in Anbetracht des Ortes, an dem die Kinder gerade spielen. Auch die zweite Nennung des Abendsterns verheißt den Tod: „Wie ein hohes Schrapnell stieg der Abendstern und blieb gegen jede Erwartung am Himmel.“¹³⁸ Als Ellen schließlich eine *größere Hoffnung* zu erreichen glaubt, sagt sie: „[I]ch sehe den Stern!“¹³⁹, und nun fällt auch zum ersten und einzigen Mal, als letztes Wort im Roman der Begriff „Morgenstern“¹⁴⁰ Dieser letzte Satz trifft den Leser auch deshalb so unvermittelt, weil er *ausdrucksvoll* gesagt ist: Das Wort „Venus“ kommt im gesamten Roman nirgends vor; über die bloße *Bedeutung* der Begriffe im Sinne Freges sind wir bei unserer Sprachverwendung also hinaus. Mit diesem letzten Satz aber hat Aichinger nicht nur die Handlung zu Ende erzählt, sondern auch auf sprachlicher und sprachphilosophischer Ebene durch Verwendung des positiv besetzten Begriffs von der Venus zu verstehen gegeben, dass wir den richtigen Weg eingeschlagen haben, und damit zu verstehen gegeben, „daß irgendwo alles blau wird.“¹⁴¹

137 Aichinger: DgH, S. 61

138 Ebd., S. 245

139 Ebd., S. 269

140 Ebd.

141 Ebd., S. 32

Kapitel 3: Der Sinn und das Bild

Eine Sprache ohne Sprecher wäre undenkbar. Es hat keinen Sinn zu sagen, eine irgendwie in sich abgeschlossene Sprache liege unabhängig von einer Sprachgemeinschaft vor, die sich ihrer erst bedienen müsse, genauso wie es sinnlos ist, überhaupt einen Satz mit „*etwas hat keinen Sinn*“ zu beginnen, wenn niemand ihn verstehen würde. Der Sinn¹⁴² kommt erst in die Welt, wenn die Sprache von einer Sprachgemeinschaft ersonnen und gebraucht wird. „Mit dem Benennen eines Dings ist noch *nichts* getan“¹⁴³, schreibt auch Wittgenstein in den *Philosophischen Untersuchungen*, erst der Anwender besitzt Möglichkeit und Freiheit, benannte Gegenstände durch Begriffe mit Sinn anzureichern. Diese Freiheit war zu Zeiten des Nationalsozialismus eingeschränkt; wie Worte und Sprache zu verstehen waren, wurde meist vorgegeben, und weil Sprache und Welt nun mal in einem engem Zusammenhang stehen – weil man sich der Sprache nicht entziehen kann – spricht man vom *Sprachzwang* oder der *Sprachgewalt*, der / die durch das Dritte Reich ausgeübt wurde.

Höchstens eine Computersprache kann ohne Sinngebung funktionieren. Jedem bezeichneten Gegenstand wird dabei ein Wort zugeteilt, diese Verbindung gilt fortan als zwingend. Der Nachteil zeigt sich von selbst: Ein Computer kann beispielsweise einen Strichcode nur dann erfassen, wenn dieser vollständig und ohne Fehler vorliegt. Wittgenstein entwirft dazu das Beispiel einer *Lesemaschine*. Lesen bedeutet für diese Maschine dabei nichts anderes, als „so und so auf Schriftzeichen [zu] reagieren. Dieser Begriff [ist] also ganz unabhängig von dem eines seelischen [...] Mechanismus.“¹⁴⁴ Will man eine E-Mail verschicken, so ist es entscheidend, die Adresse richtig und vollständig anzugeben. Würde man dies nicht tun, könnte sie nicht oder höchstens falsch zugestellt werden. Anders auf dem Postweg: Ein Brief erreicht seinen Empfänger in der Regel auch dann, wenn der Name oder die Adresse einen leichten Fehler aufweisen. Der Briefträger erfasst hierbei den Sinn eines Wortes oder Namens und weiß diesen richtig anzuwenden. „Wir gehen auf das Gemeinte zu“¹⁴⁵, sagt Wittgenstein, denn „[d]er Zweck der Sprache ist, Gedanken auszudrücken.“¹⁴⁶ Der Mensch ist kein

142 Anm.: „Sinn“ ist in diesem Kapitel *nicht* wie bei Frege gemeint, sondern in der Bedeutung unseres alltäglichen Sprachgebrauchs. Frege wurde gegen Ende des vorangegangenen Kapitels nur erwähnt, um die Analyse des Begriffs bzw. der Worte zu vervollständigen. Eventuelle Konnotationsmöglichkeiten, die sich hier eröffnen, sind zwar nicht intendiert, deswegen aber auch nicht zwangsläufig falsch.

143 Wittgenstein: PU §49, S. 267

144 Ebd.: PU §157, S. 320

145 Ebd.: PU §455, S. 422

146 Wittgenstein: PU §501, S. 435

Computer, und folglich geht er mit Begriffen, Worten und Namen nicht wie eine *Lesemaschine* um. Sprache ist ihm stets mehr als die bloße Entsprechung von Zeichen und Bezeichnetem. Auch Ilse Aichinger thematisiert dies in ihrem Roman.

Im Kapitel *Wundert euch nicht* ist die Protagonistin mit zwei Plünderern nach einem Bombenabwurf verschüttet. Im Dunklen, nichts sehend, spricht Ellen vor sich hin; sie führt Selbstgespräche, die unerwartet erwidert werden. Sprache zu benutzen, auch wenn man glaubt, niemand sei da um sie hören zu können, zeugt von ihrem inhärenten Welt- und Sinnbezug. Man vergewissert sich der Welt durch Sprache, geht beschreibend auf sie ein im Bestreben, sie fassbar zu machen. Man benennt Gegenstände, Dinge oder Sachverhalte der Orientierung und Ordnung halber.¹⁴⁷ Genau das tut Ellen in dieser Situation: Sie überzeugt sich davon, dass sie noch da ist, sie reagiert auf ihre Umgebung, die sie nicht sieht, mit Sprache. Die Beschreibung, die Aichinger von dem Raum trotz Dunkelheit gibt, zeugt zudem auf einer Meta-Ebene von besagtem Sprach-Welt-Bezug. Wenn man Worte aber vorschnell benutzt, eben weil man nichts sieht, so entgeht einem unter Umständen der Sinn. Wird man dann unvermittelt gefragt: „Wie meinen Sie das?“¹⁴⁸, so gerät man wie Ellen ins Stocken und Nachsinnen. Man beginnt zu denken.

So hat diese Szene bei Aichinger, der Weg aus dem verschütteten Keller zurück ans Tageslicht, insgesamt etwas Platonisches, Höhlengleichnishafte. Man möchte sich selbst erklären, sich selbst verstehen, und dies gelingt nur über das Nachdenken. So besinnt sich auch Ellen dessen, was sie vorschnell gesagt hat: „Sie [...] tastete angestrengt nach dem Sinn ihrer eigenen Worte. Ja, sie hatte es gesagt, sie war mit ihren Worten sich selbst vorausgekommen und nun mußte sie sie einholen, sie mußte den Weg mit kleinen, mühsamen Schritten zu Ende tappen, sie mußte es erklären.“¹⁴⁹ Aber der Sinn mag sich nicht so recht einstellen, solange alle Beteiligten *in* der Höhle verharren. Es werden zwar Zugeständnisse gemacht, vor allem der ältere Plünderer beteuert, den Sinn der Worte auf die Erklärungen Ellens hin verstanden zu haben, doch im Verlauf der Handlung wird dieses Verständnis als bloße Heuchelei entlarvt.

Wahrer Sinn kann nur entdeckt werden, wenn man bereit ist, in der Sprache mehr zu sehen als ein bloßes System der Entsprechung von Worten und Gegenständen. Der Sinn stellt sich erst

147 Vgl. Köhlmeier / Liessmann: *Mythologisch-philosophische Verführung* 2016, S. 22

148 Aichinger: DgH, S. 218

149 Ebd., S. 226

an der Oberfläche¹⁵⁰ ein, von wo aus die Verschütteten im Anschluss Bemühungen vernehmen, die Trümmer freizulegen. Dieses Graben und Klopfen wird von unten zweiseitig aufgefasst: Zum einen weiß man nicht, was einen an der Oberfläche erwartet – Wie gehen die Befreier mit Plünderern um? – man hat regelrecht „Angst vor den Befreiern.“¹⁵¹ Auf der anderen Seite „unterschied man deutlich eine gewisse Aufeinanderfolge, einen Rhythmus, die Absicht, Zeichen zu sein.“¹⁵² Etwas als Zeichen, ein möglicherweise willkürliches Klopfen und Graben als Zeichen der Rettung zu interpretieren, dazu braucht es Sinn und Vorstellung. Natürlich ist der Weg dorthin ein beschwerlicher (Platon) und zwiespältiger (Aichinger), doch es ist auch der einzige Weg, will man nicht an der selben Stelle – räumlich wie sprachphilosophisch – stehen bleiben.

Als Platons Philosoph die Oberfläche betritt ist er zunächst geblendet, und erst nach und nach stellt sich die neue Sicht auf die Dinge ein. Analog heißt es dazu bei Aichinger: „Aber dieses Licht war heller als sie geahnt hatten. Es verbrannte ihre Augen, spaltete ihren Blick [...] [u]nd warf ihre eigenen Schatten wie Gefallene vor sie hin.“¹⁵³ Die (platonischen) Schatten in der Höhle, die Worte, die ohne Sinn und vorschnell gesagt werden, das, was zuvor für die Wirklichkeit gehalten wurde, gilt nun nichts mehr. Platon glaubt damit auf einer höheren Ebene der Erkenntnis angekommen zu sein, doch der Weg, so wird in der platonischen Philosophie nahegelegt, ließe sich noch weitere Stufen gehen. Platon blickt also nach *vorne*, will selbst diese neue Welt (der Ideen) in Richtung oberster Erkenntnis (Idee der Ideen, Idee des Guten, etc.) vorantreiben. Aichinger jedoch macht an dieser Stelle genau das Gegenteil: Sie hält es für notwendig, noch einmal innezuhalten und *zurückblickend* zu reflektieren, was soeben geschehen ist. Kritisch wird nachgefragt: „Verachtet ihr sie nicht schon wieder, [...] die fremden Worte in der Finsternis? Reut es euch nicht, daß ihr nichts mitgenommen habt?“¹⁵⁴ Was bei Aichinger die Worte sind, die in ihrer computersprachhaften Einfachheit zurückgelassen wurden, sind bei Platon die Schatten. Aichinger legt den Fokus allerdings anders als Platon nicht ausschließlich auf die Zukunft, auf ein Streben nach immer höheren Stufen der Erkenntnis, sondern darauf, bereits vollzogene Schritte in das Gesamtbild zu integrieren. Sie mahnt, die Worte bzw. Schatten der Höhle in Anbetracht des Lichts nicht zu vergessen. Warum aber sollten sie mitgenommen werden?

150 Anm.: Deshalb aber nicht „oberflächlich“.

151 Aichinger: DgH, S. 230

152 Ebd.

153 Ebd., S. 233

154 Ebd., S. 234

Die Sprache muss als großes Ganzes erfasst werden, deren Grundlage nun mal die Worte sind, die ursprünglich Gegenstände benennen und bezeichnen. Auch Platons Ideenwelt wäre im Grunde unvollständig oder im besten Fall einfach weltfremd, ließe sie sich nicht auf die Schatten in der Höhle rückbeziehen. Die Art und Weise wie wir denken, wie wir mit Schatten bzw. Worten umgehen, aus welcher Perspektive wir sie betrachten, hat sich durch den geschilderten Erkenntnisprozess geändert. „[W]as schwankt, sind unsere Bestimmungen, nicht die Welt.“¹⁵⁵, schreibt Wittgenstein bereits 1915 in sein Tagebuch. Diese Bestimmungen, das heißt *wie* man mit Worten umgeht, sind entscheidend, will man die Sprache aufbrechen und ihr mehr abverlangen, als mit der bloßen Beziehungsstruktur möglich ist. Menschen tun dies ja unentwegt, sie bringen Sinn in ihre Worte und gebrauchen sie ihren Vorstellungen gemäß. Diese Vorstellungen sind, wie im vorangegangenen Kapitel gezeigt wurde, nichts anderes als innere Bilder, die entstehen, wenn man Sprache benutzt.

Im *Tractatus* schreibt Wittgenstein ganz eindeutig: „Der Satz ist ein Bild der Wirklichkeit.“¹⁵⁶ Bilder aber können und sollen interpretiert werden. In den *Philosophischen Untersuchungen* ergänzt Wittgenstein, es sei, wenn man mit Begriffen hantiert, „ein Bild im Vordergrund, der Sinn aber weit im Hintergrund“¹⁵⁷. Der Sinn muss vom Sprecher, der die Sprache und damit ihre Bilder benutzt, erst hervorgeholt werden – Sprache und Welt stehen dem *Tractatus* gemäß ja in einer Abbildbeziehung zueinander. In seiner *Rede vor den Kriegsblinden* hat Günter Eich gesagt: „In mancher Hinsicht ist ja der Mensch schlechthin, nicht nur der Blinde, blind. Seine Sinnesorgane erfassen immer nur einen Teil der Wirklichkeit.“¹⁵⁸ Den Rest muss sich der Mensch hinzudenken, das gilt für Bilder genauso wie für Worte. All das bildet die Grundlage, auf der ein Sprecher beurteilt, welchen Sinn er aus ihnen zu erfassen gedenkt. Diesen Gedanken findet man in Wittgensteins *Bemerkungen über die Grundlagen der Mathematik* anschaulich zusammengefasst: „Wir beurteilen nicht die Bilder, sondern mittels der Bilder. Wir erforschen sie nicht, sondern mittels ihrer etwas anderes.“¹⁵⁹

In dem Aufsatz *Vorgestellte Welten und die wirkliche Welt* zeigt Bernard Harrison¹⁶⁰ die

155 Wittgenstein: TB, S. 156 (17.06.1915)

156 Ebd.: TLP 4.01, S. 26

157 Ebd.: PU §422, S. 413

158 Eich, Günter: Rede vor den Kriegsblinden. In: Ders.: *Gesammelte Werke. Band IV*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1973, S. 437

159 Wittgenstein: BGM, S. 230

160 Vgl. Harrison, Bernard: *Vorgestellte Welten und die wirkliche Welt. Platon, Wittgenstein und Mimesis*. In: Gibson, John / Huemer, Wolfgang (Hg.): *Wittgenstein und die Literatur*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2006, S. 134 – 159

Tendenz der Literaturkritik auf, Literatur als selbstreferentiell zu interpretieren, und nicht als Bild der Wirklichkeit. Harrison zufolge sei die Konsequenz einer derartigen Herangehensweise oftmals die Annahme, Literatur habe nichts mit der wirklichen Welt zu schaffen, sondern beziehe sich lediglich auf sich selbst. Dies treffe aber nur dann zu, so Harrison weiter, wenn Sprache AN SICH keine Beschäftigung mit der Wirklichkeit wäre. Da Sprache aber immer dann gebraucht wird, um etwas zu sagen, was die Welt betrifft, da Sprache in diesem Sinne immer ein Bild der Welt abgibt, so müsse Literatur immer MEHR als selbstreferentiell sein. Auch Ellen sei demzufolge kein Wesen „der reinen Textualität. [...] Denn die Wortgespinste, die [sie] ausmachen, sind nicht einfach nur Wortgespinste. Hinter diesen Gespinsten liegen die Systeme von Praktiken, die den Wörtern Leben und Bedeutung verleihen. Diese Praktiken stehen mit der Wirklichkeit in vielfältiger Wechselwirkung.“¹⁶¹ Auch wenn literarische Texte, Sätze von fiktiven Personen, sich zwar nur auf werkinterne Gegenstände und Dinge beziehen können, so kann der Sinn dieser Worte vom Leser in die Wirklichkeit übersetzt werden, indem er sich ein Bild der Sprache macht, die ihm in der Literatur geboten wird. Nun scheint es auch förderlich zu sein, einen bereits zitierten Satz Wittgensteins fortzusetzen. Etwas später nach Punkt 4.01 heißt es im *Tractatus*: „Der Satz ist ein Bild der Wirklichkeit: Denn ich kenne die von ihm dargestellte Sachlage, wenn ich den Satz verstehe.“¹⁶²

Wenn oftmals behauptet wird, Wittgenstein hätte in seinem Frühwerk die Fiktion außer Acht gelassen, so sei auf seine Analysen der Sprache als Bild verwiesen. Fiktive Literatur, literarische Sätze werden – wie alle Sätze – vom Leser als Bilder gedeutet und unabhängig vom literarischen Werk oder der Wirklichkeit aufgefasst. „Der Satz *zeigt*, wie es sich verhält, *wenn* er wahr ist.“¹⁶³ Wittgenstein zeigt im zweiten Teil seiner *Philosophischen Untersuchungen* ein Dreieck¹⁶⁴ und führt darunter aus, auf welcherlei (unzählige) Arten dieses gedeutet werden könne. Man kann das Dreieck ebenso berechtigt als *Berg* wie als *geometrischen Körper* wahrnehmen, je nach Zusammenhang und Kontext, in welchem man auf diese Darstellung Bezug nimmt. Dies gelingt deshalb, weil Bilder, die durch Sprache im

161 Harrison: *Vorgestellte Welten und die wirkliche Welt*, S. 155

162 Wittgenstein: TLP 4.021, S. 28 – Anm.: Roland Barthes schreibt in seinen *Mythen des Alltags* dazu: „Das Bild ist zwingender als die Schrift, es drängt uns die Bedeutung mit einem Schlag auf, ohne sie zu gliedern, ohne sie räumlich zu streuen“ (Barthes 2013, S. 253). Anders als Barthes geht Wittgenstein jedoch davon aus, dass ein Bild multiperspektivisch ist, dass es also mehrere Bedeutungen und Inhalte transportieren kann, je nach Kontext und Sinngebung, die ein Rezipient in das Bild hineinträgt.

163 Wittgenstein: TLP 4.022, S. 28

164 Vgl. ebd.: PU II, S. 530

Sprecher oder Leser affiziert werden, immer bestehen bleiben, unabhängig von ihrer Wahr- oder Falschheit, unabhängig vom Kontext Fiktion oder Wirklichkeit. In seinem Tagebuch notiert Wittgenstein: „Ich kann nur verneinen, daß das Bild stimmt, aber das *Bild* kann ich nicht verneinen.“¹⁶⁵

Das *Bild*, so könnte man sagen, verlangt nach dem Sinn. Da Sprache aber laut Wittgenstein in ihrer Bildhaftigkeit verstanden werden müsse, so könnte man auch sagen: Die *Sprache* verlangt nach dem Sinn. Wie der Sinn in der Sprache oder den Bildern konstituiert wird, zeigt Aichinger im ersten Kapitel ihres Romans. Ellen liegt in ihrem Bett und sieht aus dem Fenster. „Durch den oberen Teil des Fensters sah sie ein Geschwader von Zugvögeln, geordnet wie auf einer Zeichnung. Dann waren sie wieder wegradiert. Ellen lachte leise. Wirklich wie auf einer Zeichnung!“¹⁶⁶ Der *obere Teil des Fensters* bildet gewissermaßen einen (Bilder)Rahmen und unterstreicht, dass es sich bei dem, was von Ellen da gesehen wird, tatsächlich um ein Bild handelt. Auf diesem Bild sind Zugvögel in Formation zu sehen; Aichinger spricht, als diese in der (werkinternen wirklichen) Welt vorübergezogen sind allerdings nicht davon, dass Ellen nun ein neues Bild sieht – etwa das des Himmels – sondern legt nahe, dass es sich um das selbe Bild handelt. Die Vögel auf dieser Zeichnung wurden lediglich *ausradiert*. Die Szene geht folgendermaßen weiter:

Aber Sie radieren zuviel! hätte die alte Lehrerin den lieben Gott gewarnt. Zuletzt bleibt ein Loch!

Aber meine Liebe, hätte da der liebe Gott gesagt, gerade das habe ich gewünscht. Schauen Sie durch, bitte!¹⁶⁷

Wenn es dasselbe Bild bleibt, unabhängig von seiner Wahr- oder Falschheit, wenn es bestehen bleibt, nicht verneint werden kann, wie Wittgenstein sagt, und trotzdem von Vielen interpretiert und gedeutet wird, so kommt die Befürchtung auf, ein Bild könne irgendwann ein Loch bekommen und kein Bild mehr sein. Die Sprache würde sich, wenn man Worte immer wieder in ihrer Bedeutung verschiebt, irgendwann auflösen. (Die Angst aller Computer.) Doch diese Angst sei unbegründet, versichert der, der die Sprache und das Bild geschaffen hat, weil er die Welt geschaffen hat. Es sei genau die Absicht gewesen, dass sich Bilder ändern, dass

165 Wittgenstein: TB, S. 123 (26.11.1914)

166 Aichinger: DgH, S. 23

167 Ebd.

sich Sprache wandelt. Das abschließende *Schauen Sie durch!* besitzt die Konnotation von „etwas durchschauen“, also etwas begreifen und seinen Sinn erfassen. „Entschuldigen Sie, jetzt verstehe ich alles!“¹⁶⁸, bleibt da der alten Lehrerin nur mehr zu sagen.

Sprache, so kann man nochmals wiederholen, will verstanden werden, der Sinn der Worte muss *durchschaut* werden. Dabei ist das Bild, das durch die Sprache im Sprechenden oder Hörenden entsteht, immer zugleich auch auf seine Vorstellung bezogen. „Und wenn ich sage »Die Rose ist auch im Finstern rot«, so siehst du diese Röte im Finstern förmlich vor dir.“¹⁶⁹, schreibt Wittgenstein in den *Philosophischen Untersuchungen*. Der Satz, den Wittgenstein hier nennt, evoziert ein Bild in den Lesern ebenso wie Aichingers Beschreibung des (noch) dunklen Kellers, und sobald dieses Bild verstanden ist, sein Sinn *durchschaut* ist, tritt es unmittelbar in die Vorstellung ein (egal wie dunkel der Keller auch sein mag).

Eine weitere Szene bei Aichinger veranschaulicht gut, wie von der Benennung mit einfacher Entsprechung zum Sinn und letztlich zum Bild gelangt wird. In Ellens Traum aus dem ersten Kapitel in *Die größere Hoffnung* sieht sie sich fallen: „[E]s wurde Ellen im Fallen deutlich, daß Oben und Unten aufgehört hatten. Wußten sie es noch immer nicht? Diese armen großen Leute, die das Fallen nach unten springen und das Fallen nach oben fliegen nannten. Wann würden sie es begreifen?“¹⁷⁰ Wenn Begriffe wie „oben“ oder „unten“ immer nur entsprechend ihrer Definition verwendet werden, wenn diese Definitionen oder die anderen Worte dann vielleicht vom NS-Regime vorgegeben werden, dann entziehen sich diese Begriffe, werden verschwommen. Dies sagt uns Aichinger hier auf inhaltlicher Ebene, und nur darauf bezogen könnte diese Szene als Ergänzung zum vorangegangenen Kapitel gelesen werden. Das *Bild* nun, das der Leser durch Aichingers Beschreibung vor sich sieht, ist womöglich das einer Ellen, die irgendwo im Himmel festsetzt; je nach Perspektive oder Sinn sieht man die Protagonistin fliegen oder fallen. Das Bild an sich ist in sich geschlossen, es ist eins. Was Aichinger hier auf inhaltlicher Ebene *sagt*, wird auf der Ebene der Bilder *gezeigt*. Sprache an sich lässt sich nicht definieren, weil es immer auf die Sprecher ankommt bzw. wie diese die Bilder der Sprache deuten und interpretieren. Der Kontext (des Rezipienten) ist bei der Sinnkonstruktion immer mitzubedenken, wie schon die leere Ozean-Karte aus Lewis Carrolls *The Hunting of the Snark* in absurder Manier vor Augen führt, und davor hat bereits Goethe seinen Mephistopheles sagen lassen: „Versinke denn! Ich könnt auch sagen: steige! / 's ist

168 Aichinger: DgH, S. 23

169 Wittgenstein: PU §514, S. 436

170 Aichinger: DgH, S. 22

einerlei.¹⁷¹, als er Faust auf die *Sinn*-Suche nach den *Müttern* schickt.

Dass es aber dabei nicht bleiben kann, dass die Bild-Theorie der Sprache noch mehr zu bieten hat, das deutet der letzte Satz aus dieser Szene bei Aichinger an: „Fallend durchstieß Ellen die Bilder des großen Bilderbuchs, das Netz der Gaukler.“¹⁷²

Kapitel 3.1: Weitere Aspekte, weitere Probleme

Ein Bild (an sich) ist etwas, das vom Betrachter verlangt, interpretiert zu werden, so wie die Welt laut Aichinger insgesamt „aus dem Stoff [ist], der Betrachtung verlangt“¹⁷³. Die einfachste Art der Interpretation von Bildern ist die, dass ein Betrachter einfach und augenblicklich versteht, was auf dem entsprechenden Bild überhaupt zu sehen ist. Dieses Verständnis ist der *Sinn* des Bildes.

In der Literaturtheorie und Kritik wurde Ilse Aichingers Roman *Die größere Hoffnung* immer wieder beschrieben, als ob es sich dabei um ein *Bilderbuch* handle. Hermann Schreiber etwa in seiner Rezension von 1949: „Vielleicht stellt man das Buch noch am besten durch einen Vergleich mit dem Surrealismus dar. Auch in den surrealistischen Ausstellungen steht der überraschte Besucher immer wieder vor Bildern, die ihn magisch anziehen, auch wenn sie ihn befremden, und ihn beschäftigen, gerade weil er ihren Sinn fürs erste nicht auflösen kann.“¹⁷⁴ *Die größere Hoffnung* ist in zehn Kapitel unterteilt, die nur lose zusammenhängen. Am deutlichsten erkennt man den Zusammenhang vielleicht dadurch, dass man die Kapitel gleichermaßen als Bilder auffasst, wobei jedes Bild etwas zeigen will, was im *Sinn* dieser Bilder als Verbindung des Romans aufgelöst werden kann. Jedes Kapitel zeichnet ein Bild des Krieges, aber es zeichnet zugleich auch ein Bild der Sprache.

Auch die *Philosophischen Untersuchungen* von Ludwig Wittgenstein betrachten Sprache stets aus anderen Blickwinkeln, durch andere Bilder. Es geht dem Philosophen dabei auch gar nicht darum, dass der Leser jedes seiner Bilder versteht. Wittgenstein gliedert seine Philosophie nach Themenblöcken – etwa Benennung, Sprachspiel, Regelfolgen, etc. – und in jedem dieser Blöcke gibt er eine Unzahl an Beispielen, Metaphern und Ausführungen, die mal mehr, mal

171 Goethe, Johann Wolfgang: *Faust. Der Tragödie Zweiter Teil*. Stuttgart: Reclam 2006, S. 49

172 Aichinger: DgH, S. 22

173 Ebd.: Winterantwort. In: Dies.: *Verschenkter Rat. Gedichte*. 4. Aufl., Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 2008, S. 14

174 Schreiber, Hermann: »Die größere Hoffnung«. In: Moser, Samuel (Hg.): *Ilse Aichinger. Leben und Werk*. 2. Aufl., Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 2003, S. 158

weniger zusammenhängen. Dies hat natürlich Methode; es würde Wittgensteins Anspruch genügen, wenn der Leser zumindest *ein* Bild pro Themenblock versteht, wirklich verinnerlicht. Die Vielzahl der Beispiele dient dabei den Lesern in ihrer Individualität. Jeder soll sein Beispiel wählen, ein Bild der *Philosophischen Untersuchungen* zu *seinem* Bild machen. „So ist also dieses Buch eigentlich nur ein Album.“¹⁷⁵, schreibt Wittgenstein im Vorwort.

Auch bei Aichinger hat man zuweilen den Eindruck, dass die Vielzahl an Metaphern, Beispielen und absurden Szenen einen ähnlichen Zweck verfolgt. „Eine Hauptursache philosophischer Krankheiten – einseitige Diät:“, sagt Wittgenstein, „man nährt sein Denken mit nur einer Art von Beispielen.“¹⁷⁶ Und genau dies ist es, was sowohl Aichinger als auch Wittgenstein durch ihre bildhafte Sprache bzw. Sprache in Bildern und Bildblöcken zu vermeiden suchen. „[D]ie surrealen Szenen können sich höchstens in ihrem parabolischen oder exemplarischen Charakter auf Wirklichkeit beziehen.“¹⁷⁷, schreibt Simone Fässler, und auch Erich Fried bemerkt: „In Wirklichkeit aber ist [*Die größere Hoffnung*] kein Kriegsbuch, sondern eine Reihe lose aneinander gefügter Episoden, in denen die innere Handlung und die symbolische Bedeutung des Geschehens jedes Mal die äußeren Ereignisse überwiegt.“¹⁷⁸

Doch wenn schon die normale Sprache dazu in der Lage ist, Bilder zu liefern, wenn Sätze ohnehin nur bildhaft verstanden werden können, warum sehen sich dann viele – wenn nicht die meisten – Schriftsteller, darunter auch Wittgenstein, dazu genötigt, Metaphern zu verwenden? „Ist es nicht gleichgültig, welches wir sagen? wenn wir nur im besonderen Fall Mißverständnisse vermeiden?“¹⁷⁹, fragt er dazu in seinen *Philosophischen Untersuchungen*. Instinktiv neigen wir dazu, diese Frage zu bejahen. Warum scheint es der Literatur dann dennoch ein Anliegen zu sein, ihre Sätze und Behauptungen mit Assoziationen und Metaphern so zu verschleiern, dass man den Sinn der Sätze, wie man bei Schreiber gesehen hat, *fürs erste nicht auflösen kann*? „Die Bedeutung eines Wortes ist sein Gebrauch in der Sprache.“¹⁸⁰ Im Unterschied zum *Tractatus* behauptet Wittgenstein hier nicht nur, dass wir Namen

175 Wittgenstein: PU Vorwort, S. 232

176 Ebd.: PU §593, S. 459

177 Fässler, Simone: *Von Wien her, auf Wien hin. Ilse Aichingers „Geographie der eigenen Existenz“*. Wien (u.a.): Böhlau Verlag 2011, S. 25

178 Fried, Erich: Über »Die Größere Hoffnung« (1948). In: Moser, Samuel (Hg.): *Ilse Aichinger. Leben und Werk*. 2. Aufl., Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 2003, S. 155

179 Wittgenstein: PU §48, S. 267

180 Ebd.: PU §43, S. 262

verwenden, weil sie eine Verweisstruktur besitzen – denn wie wir gesehen haben wird diese Struktur bei fiktiven Aussagen problematisch, da sie nur werkimern Bestand hat – sondern auch, dass wir Namen und Worte verwenden, weil sie im Gebrauch, in ihrer Funktion als Bilder, auch sinnvoll sind. Damit kann die Sprache sowohl im Kontext einer real gegebenen Welt als auch in einer von einem Autor fingierten Welt mit gleichen Strukturen operieren. Denn wenn einzig der Gebrauch der Worte entscheidend ist (wie auch unser Umgang mit Bildern), so kann ein vielfacher Sinn aus den Worten geschöpft werden, unabhängig nun, ob man ein Wort in einem literarischen Werk liest oder in der Wirklichkeit vernimmt.

Der Wahrheitswert jedoch, also ob ein Satz nicht nur sinnvoll verstanden werden kann, sondern ob man auch beurteilen kann, ob er wahr oder falsch ist, hängt wiederum vom jeweiligen Kontext (Fiktion oder Wirklichkeit) ab. Wittgenstein entwickelte seine Bildtheorie zunächst nur, um über Wahr- oder Falschheit der *Tatsachen in der Welt* zu entscheiden; dies hat freilich nichts mit dem Sinn des Bildes zu tun, der, wie wir gesehen haben, bestehen bleibt, selbst wenn das Bild nicht mit der Welt übereinstimmt. Welche Eigendynamik die Bildtheorie im *Tractatus*, vor allem aber später in den *Philosophischen Untersuchungen* noch bekommen sollte, war von Wittgenstein an dieser Stelle noch nicht abzusehen. Zunächst, wie gesagt, entwickelt Wittgenstein seine Bildtheorie nur, um zu überprüfen, ob Sätze mit der Wirklichkeit übereinstimmen oder nicht.

Wir hören einen Satz, ganz gleich welchen, und es stellt sich uns ein Bild ein. Dieses Bild begreift Wittgenstein als ein Abbild, als ein Modell der Welt. „Es ist wie ein Maßstab an die Wirklichkeit angelegt.“¹⁸¹ Dieser Gedanke geht auf eine Erfahrung Wittgensteins zurück, die er in seinen Tagebüchern erwähnt.¹⁸² Ein Verkehrsunfall, 1914 noch etwas relativ seltenes, wurde vor Gericht mithilfe von Puppen nachgestellt. Wittgenstein fragt sich daraufhin, wie denn ein Bild mit der Wirklichkeit in Zusammenhang zu bringen sei. Seine Antwort war eben die des *Maßstabes*. Worte, Sätze, Sprache vermitteln uns ein Bild, und indem wir das Bild, das wir IN UNS sehen mit der Welt, die wir UM UNS herum sehen, vergleichen, können wir bestimmen, ob der Satz die Wirklichkeit abbildet, d.h. ob er wahr ist oder nicht. „Die angeschaute Wirklichkeit tritt an Stelle des Bildes.“¹⁸³

Auch bei Aichinger kommt diese Verbindung von Bild und Welt vor. Im Kapitel *Flügeltraum* wird eine Landkarte beschrieben, derer sich die Offiziere bedienen, um die Welt zu

181 Wittgenstein: TLP 2.1512, S. 15

182 Vgl. ebd.: TB, S. 94f. (29.09.1914)

183 Ebd.: PB, S. 78

beschreiben. „Von Stecknadeln zerstoichen klebte die Landkarte zwischen den verschlossenen Fenstern. Zerstoichen die blauen Untiefen der Ozeane, der schimmernde Glanz der Ebene, die dunklen Wirbel der Siedlungen, zerstoichen das Bild ihrer Welt. Denn die Namen der Städte sind die Namen der Schlachten geworden, Küste oder Front, Stadt oder Schlacht, [...] wer will es unterscheiden?“¹⁸⁴ Auch diese Beschreibung würde gut ins vorige Kapitel passen, doch entscheidend scheint hier die Wendung zu sein, dass das Bild der Welt *zerstoichen* ist. Was kann also der Sinn dieses Bildes sein, abgesehen von seiner Wahr- oder Falschheit? Aichinger fasst sich bei der Antwort, bei ihrer Erklärung der Szene kurz: „Krieg, es war Krieg.“¹⁸⁵ Anhand der Landkarte, der bei Aichinger insgesamt eine große Rolle zukommt (wie noch zu zeigen sein wird), wird zudem auch veranschaulicht, wie Bild und Welt miteinander korrespondieren, wie sie einander ergänzen. „Den Gegenständen entsprechen im Bilde die Elemente des Bildes.“¹⁸⁶, schreibt Wittgenstein; „Die Elemente des Bildes vertreten im Bild die Gegenstände.“¹⁸⁷ Dies sagt aber noch lange nichts darüber aus, dass die Vorstellungen, die man sich von einem Bild machen kann, dadurch begrenzt würden. Die Sprache, die dem Anwender zum Bild wird, liefert ja nur die Grundlage für sein Verständnis. Ein Satz besteht aus bestimmten Satzteilen, und so wie die Elemente im Satz verbunden sind, so sind sie es auch im Bild. Dies berührt aber nicht den Sinn des Satzes oder des Bildes; denn das Umfeld des Bildes hinzuzudenken ist im Grunde das, was Wittgenstein mit *Verstehen des Bildes* bezeichnen würde. Einen Satz verstehen heißt demzufolge, sich den Sinn unabhängig von den Elementen des Satzes hinzuzudenken. All die zerstoichenen Stellen auf der Landkarte sind nichts als Stecknadeln auf einem Blatt Papier: Dennoch wird der Schluss gezogen, es herrsche Krieg. Wittgenstein bringt ein anderes Beispiel:

Ich sehe ein Bild, das einen lächelnden Kopf darstellt. Was tue ich, wenn ich das Lächeln einmal als freundliches, einmal als ein böses auffasse? [...] So könnte ich mir zu dem Bild vorstellen, daß der Lächelnde auf ein spielendes Kind herunterlächelt, oder aber auf das Leiden eines Feindes.¹⁸⁸

Es ist nicht so, dass wir einen Satz hören und aus dessen Elementen *irgendwie* den Sinn

184 Aichinger: DgH, S. 198

185 Ebd., S. 199

186 Wittgenstein: TLP 2.13, S. 15

187 Ebd.: TLP 2.131, S. 15

188 Ebd.: PU §539, S. 443

verstehen. Es ist vielmehr so, dass wir einen Satz hören, die Elemente des Satzes bildhaft vor uns sehen und mit diesen Elementen assoziieren, wie wir es gewohnt sind, wie wir erzogen worden sind, wie wir durch unseren kulturellen Hintergrund geprägt sind, etc. Auch um diesen Sachverhalt klarer zu verstehen, kann man bei Aichinger ein Beispiel finden. Im letzten Kapitel des Romans wird gezeigt, dass man ein Bild auch dann sinnvoll erfassen kann, wenn das Bild nicht vollständig ist. Aichinger beschreibt eine in der Schlacht zerschossene Brunnenfigur: „Unerschütterlich lächelte die Brunnenfigur mit dem zerschossenen Arm [...] Auf dem Kopf trug sie einen Krug. Er hielt, ohne daß sie ihn hielt, er machte sie wesentlich.“¹⁸⁹ Man kann sich das Bild gut vorstellen; eine Figur mit einem Krug auf dem Kopf, ein abgebrochener Arm, der nur im Ansatz darauf schließen lässt, dass er den Krug einmal gehalten hat.

Und doch schließen wir darauf. Warum? Weil wir uns die Elemente eines Satzes oder Bildes so deuten, wie sie *für uns* Sinn machen; wir sind es gewohnt, den Krug halten zu müssen, da er uns sonst vom Kopf fallen würde. Für unser Verständnis des Bildes ist es nun mal notwendig, das Fehlende hinzuzudenken. Manche Frauen aus Asien oder Afrika, die von klein auf erzogen wurden, Lasten auf ihrem Kopf zu transportieren, die dies auch freihändig beherrschen, würden dieses Bild vielleicht anders deuten, vielleicht mit dem Arm auf die Hüfte gestützt. Die Deutung geschieht immer in dem Ausmaß, das notwendig ist, um das Bild oder den Satz *wesentlich*, wie Aichinger sagt, zu erfassen.¹⁹⁰ Oder wie Wittgenstein sagen würden: „Der Leser der Erzählung [in diesem Falle von Aichingers Beispiel] versteht dies; er hat keinen Zweifel in seiner Seele. Nun sagst du: »Wohl, er denkt sich die Bedeutung hinzu, er errät sie.«“¹⁹¹ Dabei ist es wiederum egal, ob die Bilder dem Kontext der Wirklichkeit oder dem Kontext der Fiktion entstammen. Der Mensch besitzt seinen Sprachgebrauch nun mal durch diejenige Welt, in der er sozialisiert ist. Er kann also gar nicht anders, als Sprache zu verstehen und sie zu interpretieren, unabhängig nun, ob es sich um Sätze mit Wirklichkeitsbezug oder um fiktive Sätze handelt. Fiktive Sätze entziehen sich vielleicht vermehrt unserem Verständnis, weil das, was sie uns sagen können, unsere Lebenswelt oft nicht unmittelbar tangiert. Aber sie gehen uns trotzdem etwas an: Sie erweitern unser

189 Aichinger: DgH, S. 245

190 Anm.: Ähnlich funktioniert auch Rainer Maria Rilkes *Archaischer Torso Apollos*, der, obzwar unvollständig, uns sogar einen ethischen Grundsatz aufzudrängen in der Lage ist. („Du mußt dein Leben ändern.“, Rilke 2006, S. 483) Die hervorhebenden Beschreibungen der einzelnen Elemente des Torsos durch den Dichter tun ihr übriges dazu.

191 Wittgenstein: PU §652, S. 475

Verständnis von Welt, Sprache und Bild, weil sie uns immer auffordern, zu denken.

Wittgenstein nennt es „Form der Abbildung“¹⁹² und meint damit, dass zumindest als möglich gedacht werden muss, dass sich die Elemente eines Satzes oder Bildes in der Welt genauso verhalten können, wie sie eben im Satz oder Bild miteinander in Verbindung stehen. Ein Bild bzw. ein Satz sagt etwas, es werden Elemente in einer gewissen Verbindung oder einer gewissen Anordnung gezeigt, die es zumindest der Möglichkeit nach geben können muss. Zeigt ein Maler Nymphen oder Kentauren, so beziehen sich die Elemente – etwa Pferdekörper, Menschenkörper, etc.) auf die Wirklichkeit, nicht jedoch das vollständige Bild. Alles, was gesagt werden kann, muss zumindest der Möglichkeit nach existieren können, oder anders: Was sich in seinen Elementen nicht einmal der Möglichkeit nach als existent denken lässt, das lässt sich auch nicht sagen oder darstellen. Selbst bei Gemälden der Moderne oder anderen reduktionistischen Strömungen lassen sich zumindest geometrische Körper erkennen, und wenn auch diese nicht, so zumindest Farben. Diese Elemente wiederum haben Teil an der Wirklichkeit, und damit sind sie als Sätze oder Bilder verstehbar. Der Beruf des Kunstkritikers wäre in Gefahr, würde es anders sein. (Man stelle sich ein Gemälde vor, das niemand würde beschreiben können.) „Das Bild stellt dar, was es darstellt, unabhängig von seiner Wahr- oder Falschheit, durch die Form der Abbildung.“¹⁹³, heißt es an anderer Stelle bei Wittgenstein zu diesem Punkt.

Neben der *Form der Abbildung* wird auch noch die *Abbildende Beziehung* genannt; diese meint die Tatsache, dass sich die Elemente eines Bildes oder Satzes den Gegenständen oder Elementen in der Welt zuordnen lassen. „Die abbildende Beziehung besteht aus den Zuordnungen der Elemente des Bildes und der Sachen.“¹⁹⁴ Will man nun einen Satz oder ein Bild verstehen, so versucht man, die Elemente so auszulegen, wie sie am ehesten in die Welt übertragen werden können. So funktioniert Literatur (zur Freude aller Rezeptionsästhetiker). Man denkt sich etwas hinzu, um den Sinn zu erfassen. Dieses *Hinzudenken* geschieht nach dem *Gesetz der Assoziation*.

Dieses Gesetz will ich in zwei Teile gliedern, basierend entweder auf *innerer* oder *äußerer Ähnlichkeit*. Alles was sich auf die *innere Ähnlichkeit* bezieht ist das, was aus einem Gegenstand direkt gefolgert werden kann. Wittgenstein spricht von „abbildende[n] internen

192 Wittgenstein: TLP 2.15, S. 15

193 Ebd.: TLP 2.22, S. 16

194 Ebd.: TLP 2.1514, S. 15

Beziehung[en]¹⁹⁵ und verweist damit auf die „innere Ähnlichkeit dieser scheinbar so ganz verschiedenen Gebilde.“¹⁹⁶ So steht die Grammophonplatte mit dem musikalischen Gedanken, mit der Notenschrift und den Schallwellen¹⁹⁷ in Verbindung. Aus all diesen Bildern lässt sich ein Sinn – z.B. dass es sich dabei um Musik handelt – erschließen. Um zu veranschaulichen, was damit gemeint ist, folgt ein Beispiel aus den *Philosophischen Untersuchungen*, das im Anschluss in Richtung *äußerer Ähnlichkeit* erweitert werden soll:

Wenn ich nun sage: »Mein Besen steht in der Ecke«, – ist dies eigentlich eine Aussage über den Besenstiel und die Bürste des Besens? [...] Nun, wenn der Besen sich dort befindet, so heißt das doch, es müssen Stiel und Bürste dort sein und in bestimmter Lage zueinander; und dies war früher gleichsam im Sinn des Satzes verborgen, und im analysierten Satz ist es *ausgesprochen*.¹⁹⁸

Was Wittgenstein hier veranschaulicht ist das, was wir meinen, wenn wir „Besen“ sagen. Eigentlich aber assoziiert er nur das, was *er* meint, dass Menschen mit „Besen“ meinen. Unser Begriff eines Besens enthält Definitionen, die Wittgenstein in diesem Beispiel nennt. Es sind dies die einfachen Namen, die einfachen Gegenstände, aus denen sich alle anderen Worte der Sprache zusammensetzend definieren lassen. Somit ist das, was hier mit „Besen“ assoziiert wird, nämlich „Stiel“ und „Bürste“, auf eine *innere Ähnlichkeit* zwischen dem Gegenstand und den ihm zugrunde liegenden Elementen zurückzuführen, insofern jeder, der den Begriff „Besen“ hört und damit etwas anzufangen weiß, prinzipiell dasselbe würde assoziieren können. Betrachten wir uns nun zum Vergleich folgende Stelle, die einem Text von Jonathan Swift entnommen ist:

Diesen einzelnen Stock, den du jetzt schmachvoll in jenem unsauberen Winkel liegen siehst, habe ich noch in vollem Wuchs inmitten des Waldes gekannt: Da strotzte er vor Kraft, da war er voller Blätter und Zweige; jetzt aber müht sich die rührige Kunst des Menschen vergebens, mit der Natur zu wetteifern, indem sie ihm dieses trockene Reiserbüschel an den saftlosen Stamm bindet: Er ist nun

195 Wittgenstein: TLP 4.014, S. 27

196 Ebd.: TLP 40141, S. 27

197 Vgl. ebd.: TLP 4.014, S. 27

198 Ebd.: PU §60, S. 274

höchstens noch das Gegenteil von dem, was er einst war, ein umgekehrter Baum, die Zweige auf der Erde und die Wurzeln in der Luft.¹⁹⁹

Das, was hier mit dem Wort „Besen“ assoziiert wird sind *Erfahrungstatsachen* – der Sprecher *kannte den Stock* ja noch *im Wald* – die weit über die *innere Ähnlichkeit* eines Besens mit seinen Elementen hinausgehen. Von *äußerer Ähnlichkeit* bei der Assoziation und Sinnfindung sprechen wir also, wenn ganze Kontexte mit einbezogen werden; ansonsten könnte Swift den Besen im Anschluss wohl kaum als Metapher auf ein unerfülltes Menschenleben gebrauchen. „Aber ein Besenstiel, wird man vielleicht einwerfen, ist das Sinnbild eines auf den Kopf gestellten Baumes. Und bitte, was ist denn der Mensch anders als ein ganz und gar verkehrtes Wesen?“²⁰⁰ Bei der Assoziation in Zuge der *äußeren Ähnlichkeit* kommt es wohl auf Aspekte wie Erziehung, Gewöhnung oder Kultur an, wie bereits zuvor anhand von Aichingers *Brunnenfigur* bemerkt wurde. In den *Philosophischen Untersuchungen* gesteht Wittgenstein zu, dass beim Verständnis der Sprache diese Form genauso zulässig ist wie jene, die er im *Tractatus* entworfen hat. Im zweiten Teil heißt es: „Was miteinander innig assoziiert ist, assoziiert *wurde*, das scheint zueinander zu passen.“²⁰¹ Dabei wird das Individuum stark beansprucht; sprachliche Missverständnisse entstehen ja auch nur deshalb, weil jeder Einzelne einer Sprachgemeinschaft mit Sprache das assoziiert, ihr den Sinn gibt, der diesem Individuum am passendsten erscheint.

Im letzten Kapitel von Aichingers *Die größere Hoffnung* wird dieser Einzelkampf auf der Suche nach dem Sinn evident; sowohl Ellen als auch der fremde Soldat wollen – werkintern real, werkextern wohl symbolisch – zu den Brücken²⁰², also dorthin, wo etwas *übersetzt* werden kann. Aber den Sinn kann jeder nur selbst stiften, weshalb die Protagonistin fragt: „[M]einst du, daß man allein zu den Brücken muß? Du allein und ich allein, jeder für sich?“²⁰³ Noch wird die Frage zögernd gestellt, noch lässt sich Ellen die Möglichkeit offen, ob es so etwas wie *universale Assoziation* geben könnte; ob es also eine Sprache geben könne, auf die jeder gleich reagiert, weil jeder den Worten und Sätzen nicht nur die gleiche Bedeutung, sondern auch den gleichen Sinn beilegt. Doch Ellen merkt auf ihrem Weg zu den Brücken,

199 Swift, Jonathan: *Betrachtungen über einen Besenstiel. Eine Auswahl zum 250. Todestag*. Frankfurt am Main: Insel Verlag 1995, S. 193

200 Ebd., S. 194

201 Wittgenstein: PU II, S. 503

202 Vgl. Aichinger: DgH, S. 251

203 Ebd., S. 266

dass sie auf sich allein gestellt ist:

Doch schien ihr, während sie sprach, daß es nicht zu begründen war, ja, sie hatte die Empfindung, daß alles, was sie sagte, gar nicht laut wurde in dieser Stille, daß sie die Lippen bewegte wie eine Stumme. Was sie tat, war nicht zu begründen, weil es seinen Grund in sich trug. Zu den Brücken muß man allein.²⁰⁴

Das heißt jedoch nicht, dass jeder Mensch eine eigene, individuelle Sprache spricht, wie später im Kapitel zur Privatsprache noch ausgeführt werden wird. Es heißt aber, dass die letzte Instanz für das Verständnis von Sprache *das Individuum selbst* ist.

Kulturell geprägt und in einer Gesellschaft und Sprachgemeinschaft sozialisiert greift man bei der Sinnggebung natürlich auf Übereinkünfte und sprachliche Konventionen zurück (*innere Ähnlichkeit*, Definitionen von Begriffen, etc.). Den letzten Grund aber trägt man in sich (*äußere Ähnlichkeit*, selbstgemachte Erfahrungen, etc.), und ob ein Gegenüber das gleiche Rot sieht wie ich, ob wir dabei die gleiche Empfindung haben, das lässt sich letzten Endes nie mit Bestimmtheit sagen. „Das Spiegelbild war zerbrochen. Das Bild muß Sinnbild sein.“²⁰⁵, heißt es zuletzt in *Die größere Hoffnung* im Anschluss an diese Überlegungen.

Um das Bisherige etwas zu veranschaulichen sei im folgenden Abschnitt anhand eines weiteren Beispiels von Aichinger dieser Sachverhalt zusammengefasst und erweiternd reflektiert.

Kapitel 3.2: Die Landkarte als Abbild der Welt

Günter Eich, der spätere Ehemann von Ilse Aichinger, hat bereits 1930 mit seinem Text *Eine Karte im Atlas* die Bild-Welt-Beziehung zu thematisieren versucht. Er beschreibt darin eine Seite im Atlas und gibt zunächst an, was darauf zu sehen ist und wie weit sich die Karte erstreckt. Zu ausgewählten Regionen werden dann Geschichten erzählt, doch stets sind diese

204 Aichinger: DgH, S. 267

205 Ebd., S. 268 – Vgl. dazu den Eintrag Aichingers in ihr Tagebuch vom 11.03.1945, wo dieser Gedanke erstmalig auftritt: „Du müßtest die Spiegel zertrümmern mit Deiner Kraft – zersplittern mit deinem Verstand – zerschmelzen mit Deiner Liebe – um das Tor zu finden – durch Dich selbst hindurch – zum Sinn!“ (Aichinger, Ilse: Aus dem Tagebuch 1945. In: Arnold, Heinz Ludwig (Hg.): *Text + Kritik. Zeitschrift für Literatur. Heft 175. Ilse Aichinger*. München: Richard Boorberg Verlag 2007, S. 18)

Geschichten an den Betrachter des Bildes rückgekoppelt. Die Hand, die über die Karte fährt, der Blick, der das Bild erforscht, all das hat Einfluss auf das, was Eich in den Regionen selbst verortet. Das Bild der Welt wird mit der Welt gleichgesetzt und nicht bloß in ihrer Verweisstruktur erfasst. Als der Betrachter den Atlas schließt, steht schließlich zu lesen:

Ich schließe langsam den Atlas. Die rechte und die linke Hälfte der Karte legen sich aufeinander. Der Yangtse fließt die Himalayaberge hinauf, das Chinesische Meer überflutet Indien und Turkestan, Japan liegt über den Steppen und Seen Innerasiens, Lhasa wird zur Insel im Pazifik. Einen Augenblick zittert Erde und Meer, ja, ich weiß, daß die dünnen Häuser in Kobe zittern, eine Mauer fällt ein, ein Telegraphenmast knickt, ein Sandsturm beginnt, ein Taifun beginnt.²⁰⁶

Dieses Bild-Welt-Verhältnis entspricht nur einem Aspekt der Landkarte, und zwar dem, der zuvor schon bei Aichingers Roman erwähnt wurde; die zerstoche Landkarte in den Räumlichkeiten der Offiziere beschreibt eine ebenso *zerstochene* Welt, hinterlassen durch Krieg und Gewalt. Das Bild sagt genau, was in der Welt vorgeht. Verändert der Betrachter sein Bild der Welt, so verändert er damit auch die Welt selbst, denn, und darin gipfelt der Text von Günter Eich: „Alle Bilder haben Teil an der Wirklichkeit“²⁰⁷.

Dieses Bild-Verständnis legt aber nahe, dass es so etwas wie eine direkte, unveränderliche Beziehung zwischen Bild, damit Sprache, und Welt gibt. Dieses Verständnis ist aber veraltet, es gehört zu den Weltbildern der Menschen vor und im Krieg. Wie wir im Kapitel zur Benennung gesehen haben, kann nämlich eine von autoritärer Stelle festgelegte Definition, welche nicht im gesellschaftlichen Konsens entsteht, nicht lange funktionieren. Es kann nicht endgültig entschieden werden, was ein Bild, was ein Satz oder Wort zu bedeuten habe.

Denn selbst wenn *Bedeutung* in einem Akt der Setzung von außen festgelegt wird, so kann der *Sinn*, also wie ein Bild oder die Sprache verstanden werden kann, nur von innen bestimmt werden. Der Nationalsozialismus hat versucht, selbst dieses *Innen* der Menschen zu manipulieren und modifizieren. Deshalb hängt die erwähnte Landkarte, die Aichinger beschreibt, (symbolisch) auch in der Kammer der NS-Offiziere und wird an diesem Ort thematisiert. Das Problem bei der Verbindung von Bild und Welt, das sich hier abzeichnet,

206 Eich, Günter: Eine Karte im Atlas. In: Ders.: *Gesammelte Werke. Band IV*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1973, S. 195

207 Ebd.

kann anhand einer Textstelle bei Wittgenstein veranschaulicht werden. In den *Philosophischen Untersuchungen* schreibt er: „Freilich, wenn das Wasser im Topf kocht, so steigt der Dampf aus dem Topf und auch das Bild des Dampfes aus dem Bild des Topfes. Aber wie, wenn man sagen wollte, im Bild des Topfes müsse auch etwas kochen?“²⁰⁸ Es gibt in den Bildern wie in der Sprache unzählige Elemente, die nicht abgebildet werden (können). Jemand der versteht denkt sich die fehlenden Elemente hinzu. Dies ist aber immer ein Akt des Denkens und zeigt erneut, wie sehr Denken und Sprache (gr. *Logos*) beieinander liegen.

Aichinger nun bricht mit diesem Verständnis der Bild-Welt-Beziehung, außer dort, wo sie die Strukturen des NS-Regimes beleuchten möchte. „Jede realistische Abbildtheorie wird selbst als ein sprachlich verfaßtes Konstrukt entlarvt und mit der poetischen Sprache als einem Gegenmodell der Wirklichkeitskonstruktion konfrontiert.“²⁰⁹ Was Claudia Fahrenwald hier zu Aichinger konstatiert lässt sich wohl am besten dadurch veranschaulichen, wenn man untersucht, wie die Autorin an anderer Stelle mit Bildern, vorzüglich mit der Landkarte, umgeht. Es ist auch bezeichnend, dass der Roman gerade mit einer Auseinandersetzung zu diesem Thema beginnt. Der Eröffnungssatz von *Die größere Hoffnung* lautet: „Rund um das Kap der Guten Hoffnung wurde das Meer dunkel.“²¹⁰ Der Leser glaubt sich damit *geographisch* verortet, wie er es aus vielen anderen Romanen gewohnt sein mag, doch bereits im zweiten Satz überwirft Aichinger diese Vorstellung und bietet eine neue Perspektive. Durch die Nennung von „Schiffahrtslinien“, „Fluglinien“, „Küstenlinien“ sowie „Längen- und Breitengrade[n]“²¹¹ wird das (Bild vom) Kap der Guten Hoffnung aus einer anderen Sicht betrachtet. „Das, was der Leser vorher zu wissen glaubte, nämlich dass es sich bei der Eingangsszene um eine Szene in der Welt handelt, ist vermeintliches, nicht haltbares Wissen.“²¹² Das „Wissen der Welt“²¹³ wird *verlacht*, schreibt Aichinger, und daraus lässt sich vielleicht schon erkennen, in welche Richtung die Bild-Analyse aufgebrochen wird. Sieht man sich zunächst *in der Welt* verortet, so wird man in dieser Passage *auf ein Bild*, auf eine Karte verwiesen. Die erwähnten Linien, vor allem aber die Längen- und Breitengrade geben den Ausschlag dafür, dass der Leser nun ein Objekt der Kartographie vor sich sieht. Das wäre

208 Wittgenstein: PU §297, S. 374f.

209 Fahrenwald: *Aporien der Sprache* 2000, S. 121

210 Aichinger: DgH, S. 9

211 Ebd.

212 Kienz, Anja: Schrecklich komisch. Komik-Verfahren und das Phänomen Lachen in Ilse Aichingers *Die größere Hoffnung*. In: Berbig, Roland / Markus, Hannah (Hg.): *Berliner Hefte zur Geschichte des literarischen Lebens. Ilse Aichinger*. Heft 9 (2010). Berlin: Humboldt-Universität 2010, S. 34

213 Aichinger: DgH, S. 9

an und für sich noch kein Problem. Als Betrachter einer Karte sind wir es gewohnt – oder setzen es zumindest voraus – dass sich Orte dort, wo sie auf der Karte verzeichnet sind, auch in Wirklichkeit befinden. Dazu haben wir gelernt, wie man mit Karten umzugehen hat, wie Karten gelesen werden müssen. Dies kann im Grunde als eine Reflexion Aichingers darüber aufgefasst werden, was eine Karte ist und wie man sie zu gebrauchen hat; bis an diese Stelle wird aber ansonsten noch nichts Neues über die Bild-Welt-Beziehung gesagt.

Dies ändert sich erst ab dem zweiten Absatz des Romans: „Die Dunkelheit landete und bewegte sich langsam gegen Norden. Wie eine große Karawane zog sie die Wüste hinauf, breit und unaufhaltsam. [...] Die Dunkelheit war in die Häfen von Europa eingelaufen.“²¹⁴ Hier wird eine Beziehung zwischen Bild und Welt beschrieben, wie sie auch bei Günter Eich zu finden ist: Als untrennbar miteinander verbunden. Die Dunkelheit, die zuerst des Meer rund um das Kap der Guten Hoffnung verfinstert, kommt aus dem (werkinternen) Hof; die Nacht bricht an, es dämmt und die Landkarte an der Wand wird dunkel und schwerer sichtbar. So wie Eich durch das Zuschlagen des Atlas Erdbeben auslöst, so wird auch bei Aichinger dadurch, dass sich das Europa auf der Karte verfinstert, gesagt, dass der Welt dunkle Zeiten bevorstehen. Die Karte wiederum wird dunkel, weil es in der Welt dunkel wird, was hier auch im übertragenen Sinn aufgefasst werden kann und muss. Die Bild-Welt-Beziehung ist an diesem Punkt gegenseitig und stabil. In einem solchen Zustand kann nun aber nicht von Sinnggebung gesprochen werden. Alles was das Bild zeigt, stimmt mit der Welt überein. Durch unsere Sprache könnten wir also, wäre sie so beschaffen wie Eich und Aichinger sie bis zu diesem Punkt beschreiben, nur auf die Welt Bezug nehmen, wie sie bereits ist, nicht jedoch darauf, wie sie sein sollte.

Die Protagonistin ist mit einer solchen Auffassung von Sprache allerdings nicht einverstanden und unternimmt den Versuch, die Dunkelheit auf der Karte mit ihrer Hand aufzuhalten. „Aber es half nichts mehr.“²¹⁵ Bild und Welt scheinen sich zu entsprechen; durch Ellens Versuch, sich *zwischen* der Welt und dem Bild zu positionieren, wird aber immerhin angedeutet, dass es so etwas wie Zeichen und Bezeichnetes geben muss. Simone Fässler sieht dies ähnlich wenn sie schreibt: „Ellens vergeblicher Versuch, mit der Hand auf der Karte die Dunkelheit aufzuhalten, rückt die Differenz ins Blickfeld zwischen dem abgebildeten Signifié und dem materiell anwesenden Signifiant.“²¹⁶ Diese Differenz besteht aber vorerst nur auf der Zeichenebene, und damit ist nicht mehr gesagt als: Es gibt eine Welt und es gibt ein Bild von

214 Aichinger: DgH, S. 9

215 Ebd.

216 Fässler: *Von Wien her* 2011, S. 68

ihr. Bild und Welt entsprechen sich nach wie vor, aber durch Ellens Einschreiten wird zumindest deutlich, dass es noch ein *Dazwischen* geben muss, das diese Verbindung herstellt. Dieses *Dazwischen* ist der jeweilige Sprecher bzw. Betrachter des Bildes, es ist das Individuum in seiner Sprachverwendung. Sein Denken setzt sich mit dem, was es hört oder sieht, auseinander.

„Und das Problem soll nun sein: ob die Wirklichkeit mit dem Bild übereinstimme, oder nicht. Und dies Bild *scheint* nun, was wir zu tun, wie und wonach wir zu suchen haben, zu bestimmen“²¹⁷. Was Wittgenstein an dieser Stelle der *Philosophischen Untersuchungen* sagt, kann auch in Aichingers Sinne gedeutet werden. Es ist nicht so, dass man beeinflussen kann, was auf einem Bild zu sehen ist. Die Sprache bezieht sich auf die Welt und liefert uns Bilder von ihr, die wir nicht verändern können; wir können schließlich auch nicht ändern, was jemand zu uns sagt. Doch das Bild, das sich einstellt, sagt uns, *wie und wonach wir zu suchen haben*. Das Bild können wir nicht verändern, auch Ellen im Roman nicht, was man aber tun kann, ist seine *Einstellung und Perspektive zum Bild* zu verändern. Wittgenstein schreibt:

Das Seltsame ist ja, daß das Bild, nicht die Wirklichkeit einen Satz soll erweisen können! Als übernehme hier das Bild selbst die Rolle der Wirklichkeit. – Aber so ist es doch nicht; [...] Das Bild zeigt natürlich nicht, daß das und das geschieht. Es zeigt nur, daß, was geschieht, *so* aufgefaßt werden kann. [...] Das Bild zeigt mir natürlich nicht, daß etwas geschieht, aber, daß was immer geschieht sich so wird anschauen lassen.²¹⁸

Es ist die Entscheidung, Bilder nicht mehr nur als Abbilder aufzufassen, sondern als etwas, das unser Verständnis (der Welt, der Sprache) erst generiert. Wir selbst treffen die Entscheidung, ob wir auf Bildern nur die Elemente sehen, auf die wir keinen Einfluss haben, oder ob wir das Bild *als Bild* sehen, als etwas, das nach Sinn verlangt, das interpretiert werden will. In gleichem Maße lässt sich auch von der Sprache sagen, dass es stets der Anwender ist, der entscheidet, ob er diese nur auf ihre Elemente wie Worte oder Sätze hin mit der Wirklichkeit überprüft, oder ob er zudem auch bereit ist, seinen eigenen Sprachgebrauch stets zu reflektieren, ihn als etwas zu betrachten, mit dem man erst auf die Welt zugreifen kann. Eine Sprache sprechen kann man bald; sich aber bewusst machen, dass Sprache *an sich* unser

217 Wittgenstein: PU §352, S. 392

218 Ebd.: BGM, S. 306f.

einzigem Zugang zur Welt ist, dass es mehr gibt als bloß die Worte und Sätze, an die wir in unserer alltäglichen Sprachverwendung gewohnt sind, dass Sprache also etwas sein muss, das man behutsam und nicht fahrlässig verwendet, das erfordert im Grunde unser Denken.²¹⁹

Ilse Aichinger und Ludwig Wittgenstein haben ihre Entscheidung getroffen, und auch Ellen wird dieser Schritt nicht verwehrt, wenn es an einer sehr wichtigen Stelle im Roman heißt:

„Sie riß die Landkarte von der Wand und breitete sie auf den Fußboden.“²²⁰

Es erfordert eine aktive Handlung, um seine Position gegenüber der Sprache, gegenüber dem Bild zu verändern. Wenn Ellen die Dunkelheit auch nicht aufhalten kann, eben weil Sprache, Bild und Welt in einem engen Zusammenhang stehen, so kann sie zumindest versuchen, ihre Sicht auf die Dinge zu verändern, ihre Perspektive zu wechseln. Sie will nicht länger Zuschauer nur am Rande sein, sie will selbstbestimmt mit Sprache und Welt hantieren. Eine überlegene Position gewinnt die Protagonistin allein dadurch, dass sie sich AUF der Landkarte platziert. Dieser zweite, hochgradig symbolische Versuch Ellens, auf die Landkarte einzuwirken, kann somit als *Akt der Sinnstiftung* gedeutet werden. Wenn sich das Bild bzw. die Sprache nicht von der Welt trennen lässt, weil Sprache im Grunde unsere einzige Möglichkeit ist, uns auf die Welt zu beziehen, so muss diese Verbindung zumindest verstanden werden, und dies tut man am besten, indem man sich, wie Ellen, die Sprache in all ihren Facetten *aneignet*. Ellen interpretiert das Bild im Anschluss gemäß ihrem eigenen Verständnis; sie allein weiß, was ihr die Welt bedeutet.

Zu diesem Punkt ist eine Position Wittgensteins aus der *Philosophischen Grammatik*²²¹ aufschlussreich. Dort heißt es: „Das Denken ist ganz dem Zeichnen von Bildern zu vergleichen.“²²² Hier wird wiederum auch die Verbindung von Bild und Sprache nahegelegt, denn wenn das Zeichnen dem Denken zugeordnet wird, so kann das fertige Bild nur auf die

219 Anm.: An dieser Stelle könnte ein Vergleich mit der Aristotelischen Terminologie und Unterscheidung in *πρότερον πρὸς ἡμᾶς* und *πρότερον τῇ φύσει* fruchtbar sein (vgl. *Analytica Posteriora*, 72a). Für uns sind Worte, Sätze, ja die Sprache insgesamt VOR der Betrachtung der einzelnen Buchstaben oder der Grammatik, der Natur nach jedoch baut Sprache auf diesen Grundlagen auf. Wenn wir aber immer nur dasjenige betrachten, was FÜR UNS vorrangig erscheint, so werden wir der NATUR der Sprache nicht auf den Grund kommen. (Sofern dies überhaupt möglich ist...)

220 Aichinger: DgH, S. 9

221 Anm.: Dieser Gedanke findet sich auch in: Wittgenstein: BrB, S. 160, sowie in: Wittgenstein: LPP, S. 394

222 Wittgenstein: PG, S. 163

Sprache bezogen werden. Nun haben wir aber gesehen, dass die *Aneignung* der Sprache und der Bilder, d.h. die Absicht, Sprache reflektiert als je eigene Sprache zu verwenden, immer schon eine Denkleistung erfordert. Dieses Denken aber wiederum ist nur sprachlich möglich, es *zeichnet* gewissermaßen ein neues Bild der Welt. Dieses Bild darf aber wiederum nicht unreflektiert gelassen werden, es erfordert dasselbe Engagement, das Ellen beim Herunterreißen der Landkarte gezeigt hat. Die Sprache will also erneut reflektiert werden, wodurch neue Bilder entstehen; die Spirale dreht sich nach oben.

Was damit gesagt oder gezeigt werden soll, ist dies: Die Sprache lässt sich nicht einholen, hinter die eigene Sprache kann man nicht zurückfallen. „Die Grenzen *meiner Sprache* bedeuten die Grenzen meiner Welt.“²²³, wie Wittgenstein sagt. Und dennoch ist es unsere Aufgabe in einer Sprachgemeinschaft, diese Grenzen ständig auszuforschen, um zu bestimmen, wo sie liegen und wohin sie sich verschieben.

Sprachsensibilität und Sprachbewusstsein zu entwickeln und beständig zu pflegen liegt als Forderung in der Natur unserer Sprache, wie auch Aichinger überzeugt ist, denn in der nun folgenden Szene schläft Ellen auf der Landkarte ein, und als sie wieder aufwacht, ist die Karte verschwunden. Ihr einziger Gedanke, die einzige Frage, die sie wiederholt stellt ist: „Wo ist die Landkarte?“²²⁴ Sie hat zwar den *Akt der Sinnstiftung* bereits vollzogen, hat sich zwar die Karte bereits erfolgreich angeeignet, hat das Bild zu ihrem Bild gemacht, und dennoch: In einem Moment der Unachtsamkeit hat sich ihr die Sprache, das Bild und somit ihr Weltverständnis wieder entzogen.

Es gilt nun, sich das Bild erneut anzueignen, und Ellen tut dies, indem sie dem Konsul, von dem sie ein Visum verlangt, ihr eigenes Bild eines Visums präsentiert: „Ich habe meinen Zeichenblock mitgebracht und eine Feder.“²²⁵, sagt sie und überreicht dem Konsul in weiterer Folge ein Blatt Papier. „Rundherum waren bunte Blumen gezeichnet, Blumen und Vögel, und darunter lief ein Strich für die Unterschrift.“²²⁶ Der Konsul aber weigert sich, das Visum zu unterschreiben und legt Ellen nahe, es selbst zu tun. In der Forschungsliteratur zu Aichingers Roman wird immer wieder betont, wie hinterhältig der Konsul hier die Naivität des Mädchens ausnutzt. Das Gegenteil ist der Fall. Sowie man nur allein *zu den Brücken* kann, so kann nur jeder Einzelne für sich selbst das Bild zum eigenen Bild machen; die Landkarte konnte Ellen

223 Wittgenstein: TLP 5.6, S. 67

224 Aichinger: DgH, S. 14

225 Ebd., S. 15

226 Ebd., S. 17f.

auch nur *für sich* von der Wand nehmen, beim Visum ist es nun das Gleiche. Der Konsul sagt: „Jeder Mensch ist im Grunde sein eigener Konsul. Und ob die weite Welt wirklich weit ist, das liegt an jedem Menschen.“²²⁷ Diese Stelle lässt sich als Ergänzung zu Wittgenstein auffassen; denn wie weit die Welt ist bzw. wo die Grenzen der Sprache liegen, das entscheidet jeder für sich. Es verlangt lediglich die Bereitschaft, reflektiert mit Sprache umzugehen. Das Bild zum eigenen zu Bild machen, die Sprache zur eigenen Sprache ist somit ein „Versprechen, das du dir selbst gibst“²²⁸. Der Konsul meint das durchaus ernst, denn nicht umsonst heißt es, kurz nachdem Ellen unterschrieben hat, dies sei „[d]as erste wirkliche Visum während seiner ganzen Amtszeit“²²⁹ gewesen. Im Anschluss wird Ellen auch wieder die Karte ausgehändigt. Dabei ist interessant, dass der Konsul zuerst Schokolade in die Karte wickelt, bevor er sie übergibt.²³⁰ Das Bild beherbergt somit etwas (zu Kriegszeiten) Seltenes: Etwas Süßes. Dieses kann durchaus mit dem Sinn identifiziert werden, der in jedem Bild zu finden ist. Wer ein Bild zu seinem Bild macht, wer Sprache reflektiert gebraucht, der findet in ihr, was er begehrt.

227 Aichinger: DgH, S. 20

228 Ebd.

229 Ebd., S. 21

230 Vgl. ebd., S. 21

Kapitel 4: Zur Logik

Sprache besteht aus Sätzen, Sätze bestehen aus Worten. „Wittgenstein macht im *Tractatus* eine scharfe Unterscheidung zwischen Sätzen und Namen. Der Grund für diese Unterscheidung ist der, dass die Bedeutung eines Namens erklärt werden muss, ein Satz dagegen einfach verstanden wird.“²³¹ Das, was Wittgenstein mit „erklären“ bezeichnet, meint im Grunde *definieren*, und zwar so lange, bis man auf einfache Gegenstände gestoßen ist, deren (einfacher) Name keiner weiteren Erklärung bedarf, weil er festgesetzt ist (*Akt der Benennung*). Sätze hingegen müssen verstanden werden. „Nur der Satz hat Sinn; nur im Zusammenhange des Satzes hat ein Name Bedeutung.“²³², sagt Wittgenstein im *Tractatus*. Der Satz ist wie ein Bild aufzufassen, und wie wir bereits ausführlich gesehen haben, verlangt ein Bild – und somit auch die Sprache insgesamt – nach einer Interpretation. Dabei entsprechen die Elemente eines Bildes oder Satzes den Gegenständen, die sie bezeichnen. Diese Elemente müssen nun der Möglichkeit nach auf die wirkliche Welt beziehbar sein, um verstanden werden zu können. (Ein Maler kann nicht mit Farben malen, die es nicht gibt.) Die Elemente eines rezipierten Satzes sind von außen nicht veränderbar, wie auch Ellen erfahren muss, als sie versucht, die Dunkelheit auf der Landkarte mit ihrer Hand aufzuhalten.

Das, was uns ein Satz sagt oder ein Bild zeigt, liegt nicht in unserer Verantwortung. Wie wir allerdings mit dem umgehen, was uns gesagt oder gezeigt wird, schon. Ellens aktive Handlung, die Landkarte von der Wand zu reißen, ist somit eine Entscheidung, sich gegenüber der Welt, der Sprache und dem Bild neu zu positionieren. Hat man auch auf die Elemente eines Bildes keinen Einfluss, so doch auf die eigene Wahrnehmung des Bildes *als Bild*, der Sprache *als Sprache*. Damit ist Ellens Handlung zugleich eine zutiefst Ethische; laut Wittgenstein können nur Sätze der Naturwissenschaft und der Logik – die sich decken – mit Sicherheit, das heißt wahr und sinnvoll *gesagt* werden. Sätze der Ethik und Ästhetik aber können nur *zeigen*, da sie sich in ihrer meist normativen Struktur auf noch keine deskriptiv zu erfassenden – zu *sagende* – Welt beziehen. Bezugnehmend zur Ethik schreibt Wittgenstein:

Der [ethische / ästhetische] Sinn der Welt muß außerhalb ihrer liegen. In der Welt ist alles, wie es ist, und geschieht alles, wie es geschieht; es gibt *in* ihr keinen Wert – und wenn es ihn gäbe, so hätte er keinen Wert. Wenn es einen Wert gibt, der Wert hat, so muß er außerhalb alles Geschehens und So-Seins

231 Harrison: *Vorgestellte Welten und die wirkliche Welt* 2006, S. 140

232 Wittgenstein: TLP 3.3, S. 20

liegen. Denn alles Geschehen und So-Sein ist zufällig.²³³

Dass alles, was in der Sprache gesagt werden kann, zufällig ist, unterstreicht auch eine Stelle aus den *Philosophischen Bemerkungen*. Dort heißt es, wo es darum geht, wie sich Bilder bzw. Sätze bilden, dass diese immer willkürlich sind, „insofern nämlich, als andere Bilder denselben Dienst geleistet hätten.“²³⁴ Geht man auf die Welt beschreibend ein, auch wenn man nur eine fiktive Welt beschreibt, so bedient man sich dabei Elementen, die sich in der wirklichen Welt finden lassen. Denselben Sachverhalt kann man mit vielen möglichen Sätzen oder Bildern beschreiben, wie dies Wittgenstein programmatisch in seinem philosophischen Werk tut. Ein Maler, der etwa einen Kentauren zeigen will, um hier ein Beispiel der Fiktion zu geben, kann sich verschiedener Pferderassen bedienen, kann den Menschen in verschiedenen Hauttypen und Haarfarben darstellen, das Bild vom Kentauren wird dem, der es versteht, immer etwas Ähnliches sagen. Ethische Elemente – und Wittgenstein hat hier die normative, nicht die deskriptive Ethik im Blick – lassen sich aber nicht *in der Welt* finden, weil es sich dabei um *absolute* Aussagen handeln müsste, die ohne Bezug auf die menschliche Perspektive Gültigkeit besitzen müssten. Da Sprache aber jeweils nur unsere *eigene*, menschliche Sprache ist, kann dies nicht gelingen. Dies bekräftigt Wittgenstein in seinem *Vortrag über Ethik*, wenn er sagt: „Angenommen, einer von Ihnen wäre allwissend [...] und falls er alles, was er weiß, in ein großes Buch eintrüge, so enthielte dieses Buch die gesamte Beschreibung der Welt. Ich möchte nun darauf hinaus, daß dieses Buch nichts enthielte, was wir ein *ethisches* Urteil nennen würden“²³⁵, eben weil der ethisch verstandene Sinn außerhalb der Welt liegt. Außerhalb der Welt, das heißt außerhalb der Elemente, die sich in der Welt finden lassen.

Solange Ellen nur die Dunkelheit und die Kontinente betrachtet, kann sie nichts ausrichten. Erst, als sie einen Schritt zurücktritt und die Landkarte als Bild interpretiert, erst da kommt der ethische Sinn ins Geschehen: Er *zeigt* sich, wird nicht (durch die einzelnen Elemente im Bild) *gesagt*. So funktioniert auch Literatur: Das ethische oder ästhetische Gefühl stellt sich in der Regel nicht ein, wenn man bloß den Worten einer Erzählung folgt, also dem, was ein Autor oder eine Autorin (inhaltlich) *sagt*, sondern erst, wenn man das gesamte Werk ins Auge fasst und zusätzlich danach fragt, was dieses Werk zu *zeigen* in der Lage ist.²³⁶ Dazu ist immer

233 Wittgenstein: TLP 6.41, S. 82f.

234 Ebd.: PB, S. 53f.

235 Ebd.: VE, S. 12

236 Anm.: Es ist dies der Schritt weg von der Fokussierung der Autor-Intention hin zur aktiven Sinnstiftung durch einen Rezipienten, wie ihn die Rezeptionsästhetik nahelegt. Ob man bei der Rezeption aber das, was

die Denkleistung des Individuums gefordert, egal ob nun vermittelt *äußerer Ähnlichkeit* der Kontext des Bildes hinzugedacht wird, oder ob vermittelt der *abbildenden internen Beziehung*, wie Wittgenstein sagt, die Elemente des Bildes selbst untersucht werden; denn beides ist möglich. Im vorangegangenen Kapitel wurde erläutert, wie man Sprache *als Sprache* deutet und was dazu notwendig ist. Dass dies den Weg in Richtung Ethik und Ästhetik ebnet, wurde soeben gezeigt.

Doch auch die Elemente eines Satzes oder Bildes wollen untersucht sein, denn im Regelfall verstehen wir die Sprache nicht, weil wir sie uns *als Sprache* oder *als Bild* deuten, sondern weil wir uns die einzelnen Elemente eines Satzes oder Bildes in der Art deuten, wie sie für uns Sinn ergeben. Dabei wird nicht jedes einzelne Element eines Satzes ausgelegt, sondern die Sätze als Ganzes, die Elemente in ihrer Verbindung. Der Syntax widmet sich folglich dieses Kapitel.

Dass der Aspektwechsel, d.h. von einem Sinn, dem Sinn des Satzes, zum anderen, dem Sinn der Sprache überhaupt, überzugehen wichtig ist, kann man auch aus Aichingers *Die größere Hoffnung* schließen. Der Mann, der im Kapitel *Der Kai* am Kanal entlanggeht, sieht sein Spiegelbild im Wasser mal verzerrt, mal so wie es seinem Verständnis nach sein sollte, also eine seiner Meinung nach objektive Beschreibung von ihm liefert. „Erkennt euch im fließenden Wasser“²³⁷, gebietet der Mann. Dies ist nicht nur eine Anspielung auf Heraklit, sondern kann auch als eine Forderung verstanden werden, keinem Aspekt des Bildes den Vorzug zu geben. So wie es wichtig ist, Sprache stets reflektiert zu gebrauchen, sich bewusst zu machen, dass man Sprache nur *als Sprache* gebrauchen kann, so ist es ebenso wichtig, sich damit auseinanderzusetzen, wie Sprache im Alltag gebraucht wird, wie sie im zwischenmenschlichen Diskurs funktioniert. Auf die Sätze einzugehen, zu untersuchen, wie deren Elemente miteinander in Verbindung stehen, ist somit ebenso Aufgabe eines reflektierten Umgangs mit Sprache wie Sprachbetrachtung insgesamt. Die *Form der Abbildung*, also dass es die Elemente der Sprache zumindest ihrer Möglichkeit nach geben muss, wird dabei auch auf die Verbindung dieser Elemente zu Sätzen übertragen. Diese Art der Verbindung, wie Elemente zu Sätzen werden, wie Sätze *potentialiter* Teil an der Wirklichkeit haben, nennt Wittgenstein die *Logische Form*. Im *Tractatus* heißt es dazu:

ein literarisches Werk *sagt*, von dem, was es zu *zeigen* in der Lage ist, überhaupt trennen kann, ist höchst fraglich.

237 Aichinger: DgH, S. 38

Was jedes Bild, welcher Form immer, mit der Wirklichkeit gemein haben muß, um sie überhaupt – richtig oder falsch – abbilden zu können, ist die logische Form, das ist, die Form der Wirklichkeit.

Ist die Form der Abbildung die logische Form, so heißt das Bild das logische Bild.

Jedes Bild ist *auch* ein logisches. (Dagegen ist z.B. nicht jedes Bild ein räumliches.)²³⁸

Das, was viele als das Steckenpferd des frühen Wittgenstein betrachten, nämlich die Logik, ist bei ihm nur *ein* Teil der Sprache – wenn auch ein wichtiger. Noch in den *Philosophischen Untersuchungen* geht Wittgenstein davon aus, dass die ideale Sprache der Logik ein Ziel sei, das zu erreichen immer nur ein Versuch bleiben kann, weil es nicht möglich ist, der Sprache auf den letzten Grund zu gehen. „Aber das *Ziel* der Philosophie“, so Stanley Cavell, „das sich in dieser Fantasie der Logik ausdrückt, bleibt, wenn auch umgeformt, das Merkmal der intellektuellen Ernsthaftigkeit der Philosophie.“²³⁹ Es trägt im Spätwerk des Philosophen lediglich ein neues Gewand: So ist der *Tractatus* und die logische Analyse des Satzes nur *ein* Zugang zur Sprache, nur eines von vielen möglichen *Sprachspielen*. Das mindert nicht den Wert der Logik, im Gegenteil: Es sagt nur, dass Wittgenstein im Frühwerk die Probleme der Philosophie doch noch nicht „im Wesentlichen endgültig gelöst“²⁴⁰ hat, wie er selbst angenommen hat.

Die Logik als nur eines von vielen *Sprachspielen* ist aber wichtig für unser Verständnis von Sätzen und den Zusammenhang der Elemente dieser Sätze. In diesem Sinne bleibt die Logik auch in den *Philosophischen Untersuchungen* ein *Spiegel* der Welt. „Die Philosophie ist ein Kampf gegen die Verhexung unsres Verstandes durch die Mittel unserer Sprache.“²⁴¹, und diese Verhexung gründet sich nach wie vor auf das „Mißverständnis der Logik unserer Sprache.“²⁴²

Hier wird natürlich auch an der Bildtheorie implizit Kritik geübt. Man sollte ja denken, wenn

238 Wittgenstein: TLP 2.18 – 2.182, S. 16

239 Cavell, Stanley: Die Alltagsästhetik der »Philosophischen Untersuchungen«. In: Gibson, John / Huemer, Wolfgang (Hg.): *Wittgenstein und die Literatur*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2006, S. 42

240 Wittgenstein: TLP Vorwort, S. 10

241 Ebd.: PU §109, S. 299

242 Ebd.: TLP Vorwort, S. 9

Sätze Bilder sind, deren Elemente Anteil an der Wirklichkeit haben, so könnte es zu keinen Missverständnissen kommen. „Doch unsere normalen Sätze lassen den Bildcharakter kaum so unverhohlen hervortreten. Hier muß die logische Analyse ansetzen, um das, was am Satz Bild ist, deutlich zu machen;“²⁴³ Wenn wir einen Satz hören, so verstehen wir ihn zumeist, bevor wir uns diesen bildlich vorstellen. Dies hat aber den Nachteil, dass wir vorschnell assoziieren und verstehen, was sich bei genauerer Betrachtung des Bildes eigentlich als unmöglich oder als widersprüchlich hätte erweisen müssen. Wir stolpern zuweilen auch über unsere Sprache, hören manche Begriffe nicht deutlich oder verstehen manche Worte einfach nicht oder falsch. Wir bilden uns vorschnell ein Urteil über einen Satz und glauben, seinen Sinn gefunden zu haben. Dies lässt sich mit den Mitteln der logischen Analyse aber vermeiden oder zumindest beleuchten, wie auch Claudia Fahrenwald überzeugt ist: „Mit Hilfe einer strikten Rückbindung der Sprache an die Logik, die wie ein Netzwerk über die Wirklichkeit geworfen wird, lassen sich die Möglichkeiten des Denkens neu formulieren.“²⁴⁴ Die logische Analyse aber verlangt, dass man die Elemente der Sprache genau betrachtet; man muss Worte auf ihre Namen (im Sinne Wittgensteins) reduzieren, und erst wenn sie in ihren letzten Definitionen vor uns liegen²⁴⁵, können sie hinsichtlich ihrer Verbindung zu Sätzen untersucht werden. Diese Untersuchung richtet sich dann nach den strengen Grundlagen der wissenschaftlichen Logik. Ilse Aichinger ist sich mit Ludwig Wittgenstein einig, dass alles mit einer genauen Betrachtung der Wirklichkeit beginnt, wie wir bereits im Kapitel zur Benennung gesehen haben.

Und dann bedarf es des Willens, sie entweder schweigend, sagend oder schreibend herauszubringen.²⁴⁶

Was Aichinger hier in einem Interview (Reif, 1996) sagt, soll im Folgenden anhand der analytischen Philosophie Wittgensteins in den von der Autorin angesprochenen Teilbereichen veranschaulicht werden.

243 Schulte: *Wittgenstein* 2016, S. 77

244 Fahrenwald: *Aporien der Sprache* 2000, S. 23

245 Anm.: Das Problem dabei ist, wie wir gesehen haben, dass auch diese letzte Definition erstens von einem (menschlichen) Bezugsrahmen abhängig und zweitens wandelbar ist. Die Ergebnisse der logischen Analyse sind somit nicht überzeitlich, sondern greifen immer nur in einem bestimmten, festgelegten Kontext.

246 Aichinger: *Es muss gar nichts bleiben* 2011, S. 100

Kapitel 4.1: Zum *Sagen*: Was Logik mit Sprache zu tun hat

Um zu verstehen, inwieweit sich die logische Analyse, die Ludwig Wittgenstein vor allem im *Tractatus* darlegt, auch im literarischen Schaffen von Ilse Aichinger finden lässt, müssen wir uns zuerst mit einigen grundsätzlichen Ideen von Wittgensteins Frühwerk vertraut machen. Der „*Tractatus logico-philosophicus* verfolgt das Ziel, die Struktur der Sprache so klar wie möglich zu artikulieren.“²⁴⁷ Dies betrifft aber nicht nur die Struktur, sondern auch die einzelnen Elemente der Sprache, vor allem die einfachen Gegenstände, deren letzte Definition nicht weiter hinterfragbar ist. Da die letzte Definition allerdings wandelbar und vom menschlichen Bezugsrahmen abhängig ist, greift diese Analyse immer nur temporär, doch innerhalb eines gewissen Kontextes auch absolut. Dabei hängt vieles von der Präzision der Worte ab, die man verwendet. Unabhängig nun davon, dass literarische Werke immer eine gewisse Autorität über das Gesagte ausüben, dass also das Gesagte in einem Werk der Fiktion immer wahr ist solange man werkinterne Aussagen trifft, strebt Ilse Aichinger danach, in ihrem Roman die Wirklichkeit adäquat abzubilden, sodass das Gesagte auch außerhalb des Werkes Gültigkeit besitzt. Zahlreiche Interview-Aussagen von Seiten der Autorin belegen dies. So wollte Aichinger zunächst „nur einen Bericht über die Kriegszeit schreiben. An ein Buch habe ich gar nicht gedacht, ich wollte nur alles so genau wie möglich festhalten.“²⁴⁸ (Radisch, 1996). Dabei folgt sie indirekt einem Diktum Wittgensteins aus dem Vorwort des *Tractatus*, dass sich nämlich alles, „[w]as sich überhaupt sagen läßt, [...] klar sagen“²⁴⁹ lasse. Dieser Genauigkeit folgend spricht Aichinger selbst von einer „Präzision in der Sprache“²⁵⁰ (Brecht-Benze, 1995), die sie anstrebe. „Ich habe eigentlich immer versucht, möglichst in einem Satz oder in fünf Zeilen zu sagen, auf den Punkt zu bringen, was ich auf den Punkt gebracht haben will.“²⁵¹ (Fässler, 2001), sagt Aichinger. Dies lässt nun auch stark an das Motto, das Wittgenstein dem *Tractatus* voranstellt, erinnern.²⁵² Unter Genauigkeit will die Autorin nun nicht nur etwas verstanden wissen, was präzise gesagt ist, sondern auch etwas, das sich in dieser Präzision auf die Wirklichkeit beziehen lässt. So sagt sie etwa, dass es ihr in ihrem literarischen Schaffen immer um die Wirklichkeit ginge, da sie das Wort *Phantasie*

247 Bertram: *Sprachphilosophie zur Einführung* 2011, S. 95

248 Aichinger: *Es muss gar nichts bleiben* 2011, S. 110

249 Wittgenstein: TLP Vorwort, S. 9

250 Aichinger: *Es muss gar nichts bleiben* 2011, S. 87

251 Ebd., S. 168

252 Anm.: „ . . . und alles, was man weiß, nicht bloß rauschen und brausen gehört hat, läßt sich in drei Worten sagen.“ (Wittgenstein: TLP Motto, S. 7)

bereits als Kind *gehasst* habe²⁵³ (Steinwendtner, 1993). Auf die Frage, was man betrachten müsse, antwortet Aichinger: „Die Welt.“²⁵⁴ (Zimmermann, 1990), daraus bildet sich bei ihr die Sprache. Dabei ist auch noch wichtig zu bemerken, dass Aichinger keinem Gegenstand, keinem Ding und keinem Sachverhalt in der Welt den Vorzug vor einem anderen einräumt. Hanna Johansen schreibt diesbezüglich zu Aichingers Schaffensprozess:

[S]ie beginnt zu sprechen und läßt sich dann führen oder, wenn Sie so wollen, ablenken von den Dingen, die in der Nähe sind, sei es in der wahrgenommenen Außenwelt oder im wahrnehmenden Kopf. Sie weigert sich, kleine Dinge gering zu achten oder wegzuschieben.²⁵⁵

Auch Wittgenstein verfolgt in seinem *Tractatus* dieses Ideal der Präzision. Was er bereits im Vorwort angesprochen hat, findet sich auch an mehreren Stellen im Werk selbst, am eindrucksvollsten vielleicht an folgender Stelle formuliert: „Alles, was überhaupt gedacht werden kann, kann klar gedacht werden. Alles, was sich aussprechen läßt, läßt sich klar aussprechen.“²⁵⁶ Doch vor allem im Falle Wittgensteins verschleiert dieses Präzisionsbestreben mehr, als es einem natürlichen Verständnis unserer Sprache förderlich wäre. Der komplexe Aufbau des *Tractatus*, mit all seinen Nummerierungen, Prämissen und Kategorien gibt noch heute vielen Wissenschaftlern und Philosophen Rätsel auf. Was eigentlich unser Denken strukturierend unterstützen sollte, verwirrt es vielmehr und lässt uns den *Tractatus* als ein nur schwer zugängliches Werk wahrnehmen. Ingeborg Bachmann hat diesbezüglich festgestellt, dass der *Tractatus* vor allem anfangs als *Werk ohne Reiz* wahrgenommen wurde, sodass sich „mit Ausnahme eines kleinen Kreises von Fachgelehrten, niemand dran vergriff.“²⁵⁷, und auch Peter Sloterdijk teilt diese Überzeugung, wenn er bezugnehmend auf Wittgensteins Frühwerk schreibt: „Es war sein unerhörtes Präzisionsbedürfnis, das aus ihm einen Märtyrer der Inkohärenz machen sollte.“²⁵⁸

253 Vgl. Aichinger: *Es muss gar nichts bleiben* 2011, S. 71

254 Ebd., S. 55

255 Johansen, Hanna: ...aber das ist wohl nicht möglich. Beim Lesen von Ilse Aichinger. In: Moser, Samuel (Hg.): *Ilse Aichinger. Leben und Werk*. 2. Aufl., Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 2003, S. 129

256 Wittgenstein: TLP 4.116, S. 33

257 Bachmann, Ingeborg: *Kritische Schriften*. Hg. v. Monika Albrecht u. Dirk Göttsche. München: Piper Verlag 2005, S. 64

258 Vgl. Macho: *Wittgenstein* 1996, S. 8

Aber Wittgenstein geht es mit seiner Logik nicht um ein ideales System, das nur auf sich selbst Bezug nehmen kann und nur in sich selbst schlüssig wäre. Ähnlich wie auch Aichinger geht es dem Philosophen um die wirkliche Welt, er will, dass die Logik, die er im *Tractatus* entwirft, auf diese angewandt werden kann und somit auch außerhalb des *Tractatus* Gültigkeit besitzt. In sein Tagebuch notiert er im Jahre 1914: „Nur die Wirklichkeit interessiert die Logik. Also die Sätze NUR in soweit sie *Bilder* der Wirklichkeit sind.“²⁵⁹ Sowohl Aichinger als auch Wittgenstein sind demnach daran interessiert, mit dem was sie schreiben auf die Wirklichkeit Einfluss zu nehmen. Da ein Verständnis von Welt dem Menschen aber nur über die Sprache zugänglich ist, behandeln die Werke beider Autoren auch vorrangig die Verwendung derselben. Für das Werk beider Autoren gilt vielleicht, was Aichinger selbst über ihren Roman gesagt hat:

[W]ichtig ist nur, wieviel von dem Erlebten, das sicher darinnen ist, sich mit dem Gültigen deckt.²⁶⁰

Aber nicht nur Einfluss will auf die Welt genommen werden, sie soll auch angemessen abgebildet sein. Um die Welt aber angemessen abbilden zu können, muss man zuerst verstehen, wie die Elemente eines Satzes oder Bildes miteinander in Verbindung stehen.

Unabhängig nun von der von Wittgenstein gewollten *Klarheit* seines Textes liegt die Bedeutung des *Tractatus* darin, „daß hier zum erstenmal die Philosophie ganz im Medium der Sprache erscheint“²⁶¹. Noch vor aller Metaphysik und allem philosophischen Denken hat der moderne Philosoph laut Wittgenstein die primäre Aufgabe, sich der Strukturen seiner Sprache bewusst zu werden, um sogenannte *philosophische Probleme* als Scheinprobleme zu entlarven. „Der Zweck der Philosophie ist die logische Klärung der Gedanken.“²⁶², heißt es an einer bekannten Stelle des *Tractatus*, und hat man sich erst einmal all des überflüssig verwirrenden Ballastes entledigt, den der normale Sprachgebrauch mit sich bringt, so ersieht man aus der zurückbleibenden Struktur der – nun logisch geklärten – Sprache, dass diese in einem *Ähnlichkeitsverhältnis* zu den Strukturen der Welt steht.

Dies korrespondiert gut mit dem, was gemeint ist, wenn schon öfters erwähnt wurde, dass

259 Wittgenstein: TB, S. 97 (05.10.1914)

260 Aichinger: *Die Vögel beginnen zu singen, wenn es noch finster ist* 2003, S. 30

261 Hübner, Adolf / Wuchterl, Kurt: *Ludwig Wittgenstein*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1979, S. 74

262 Wittgenstein: TLP 4.112, S. 32

Sprache und Welt eins sind. Die Offenlegung sowohl der Strukturen der Welt als auch der Sprache durch die logische Analyse grenzt zudem auch das, was sich *sagen* lässt, von dem, was sich nicht sagen, nur *zeigen* lässt, erst ab. Die logische Analyse soll nämlich „das Udenkbare von innen durch das Denkbare begrenzen.“²⁶³, wie es weiter bei Wittgenstein heißt. *Von innen*, das heißt im Grunde nichts anderes, als dass es eben nur die Sprache gibt, mit der man auf die Welt Bezug nehmen kann, dass wir eben immer nur mithilfe der Sprache entscheiden können, was sich sinnvoll sagen lässt. Die logische Analyse, die nach einem strengen System der Zeichenvertretung funktioniert, soll uns dabei helfen zu zeigen, ob die Sätze, die wir gebrauchen, auch sinnvoll und richtig von uns verwendet werden. Wittgenstein gibt dazu ein Beispiel zur Veranschaulichung, was er mit *logischer Klärung der Gedanken* überhaupt meint. Vor Moritz Schlick und der Gruppe des Wiener Kreises führt er aus:

Scheinbar kann ich sagen: »Der Stuhl ist braun« und »Die Oberfläche des Stuhls ist braun«. Ersetze ich aber »braun« durch »schwer«, so kann ich nur noch den ersten Satz aussprechen und nicht den zweiten. Das beweist, daß aber auch das Wort »braun« zwei verschiedene Bedeutungen gehabt hat.²⁶⁴

Dies ist uns bei der alltäglichen Verwendung des Wortes „braun“ vermutlich nicht aktiv bewusst. Die logische Analyse dient nun dazu, die verschiedenen Klassen, in denen etwas gesagt werden kann, zu enthüllen, damit man sich des eigenen Sprachgebrauchs bewusst wird. Bei einem Stuhl, so möchte man meinen, spielt diese Unterscheidung keine wesentliche Rolle. Aber überträgt man, was Wittgenstein hier veranschaulicht, in einen anderen Kontext, so wird die Brisanz und Wichtigkeit dieses Themas deutlich. Wenn beispielsweise im Nationalsozialismus von einem „jüdischen Menschen“ wie von einem „jüdischen Geschäft“ oder der „jüdischen Lebensweise“ mit den gleichen abwertenden Konnotationen gesprochen wird, so zeigt sich bei der logischen Analyse, dass dem Begriff „jüdisch“ im Grunde mehrere Bedeutungen entsprechen, die sich zwar gelegentlich decken, aber noch lange nicht im Zusammenhang mit allen anderen Begriffen gleichwertig verwendet werden können. Dieses Urteil wird hier nicht auf einer moralischen Ebene gefällt, sondern durch die wissenschaftliche Methode der logischen Analyse; es kritisiert also nicht die Unmenschlichkeit einer derartigen Sprachverwendung *per se*, sondern zudem, dass das NS-

263 Wittgenstein: TLP 4.114, S. 33

264 Ebd.: *Wiener Kreis* 2013, S. 46

Regime die eigene Sprache ganz einfach falsch verwendet. Die einzige Möglichkeit, die dem Nationalsozialismus also bleibt, um einer Bedeutungspluralität zu entgehen, ist es, den Begriff „jüdisch“ neu und im Sinne der Ideologie des Dritten Reiches zu definieren; der Begriff wird allgemein gemacht, um in *allen* Fällen sinnvoll (im Sinne des NS-Regimes) angewandt werden zu können. Der Begriff wird allgemein mit etwas Negativem assoziiert, und die Propaganda sorgt dafür, dass alle Mitglieder der aktiven Sprachgesellschaft die neue Verwendung des Begriffs verinnerlichen. Doch „[n]ichts ist verdächtiger als eine zu große Allgemeinheit.“²⁶⁵, schreibt Wittgenstein bereits im Jahre 1930; er nimmt dabei wohl Bezug auf die Schwierigkeit, mit zu allgemeinen Begriffen logisch zu operieren, doch indem er die Allgemeinheit, etwa von Begriffen oder Zeichen, als *verdächtig* einstuft, zeigt er zugleich auf, dass die Sprachgewalt des Nationalsozialismus sich im Grunde einer vernünftigen, weil wissenschaftlich geleiteten, Herangehensweise an Sprache zu entziehen sucht.

Auch Ilse Aichinger bemerkt in ihrem Roman, dass die *logische Klärung der Gedanken* wohl etwas Entscheidendes sei, will man sich des Sprachgebrauchs in all seinen Ausprägungen bewusst werden. Dabei ist das genaue Hinsehen auf die Sachverhalte und Dinge in der Welt, also eine gewisse Präzision, ausschlaggebend. Wiederholt und an mehreren Stellen bemerkt die Protagonistin im Roman, „daß sie nicht genau gesagt hatte, was sie meinte.“²⁶⁶ Aus dieser Ungenauigkeit entsteht bei ihr die Sehnsucht danach, die Sätze der Sprache (im Sinne der Logik) richtig verwenden zu wollen. So wie die logische Analyse zeigt, dass etwa das Wort „braun“ in Wittgensteins Beispielsätzen mehrere Bedeutungen gehabt hat, so zeigt uns auch Aichinger an einer Stelle ihres Roman, was gewisse sprachliche Wendungen eigentlich meinen, wenn man sie analysiert. Sie verfährt ähnlich wie Wittgenstein, wenn sie schreibt:

Die Straße [...] war um diese Stunde leer, das heißt, ihre Leere wurde um diese Stunde deutlich, sie enthüllte sich ihrem eigentlichen Wesen.²⁶⁷

Wir verwenden Sprache im Alltag oft unreflektiert, das heißt wir sagen Dinge, die bei genauerem Hinsehen eigentlich etwas anderes ausdrücken, als wir sagend zunächst gedacht haben. Ilse Aichinger versucht, diesem Phänomen der Sprache in ihrem Roman Rechnung zu tragen, indem sie zum Einen das eigentlich Gemeinte von Sätzen wie in oben zitiertem

265 Wittgenstein: *Wiener Kreis* 2013, S. 103

266 Aichinger: DgH, S. 32

267 Ebd., S. 72

Beispiel genauer zu definieren und zu beschreiben versucht, zum Anderen aber Sätze verwendet, die im Sinne Wittgensteins bereits klar und deutlich vorliegen. Wittgenstein nennt solche Sätze *Elementarsätze*, und Dale Jaquette gibt in seinem Aufsatz zum *Tractatus* einen Eindruck, weshalb und wie die Logik auf diese Art von Sätzen nicht verzichten kann: „Laut Wittgenstein muss eine Sprache fähig sein, logisch kontingente Tatsachen in Sätzen zu beschreiben, deren grundlegende transzendente symbolische Form vollständig in Konjunktionen von Elementarsätzen zerlegt werden kann.“²⁶⁸

In diesem Sinne werden die Elemente eines Satzes oder Bildes zu *Elementarsätzen*, also zu Sätzen, die laut Wittgenstein immer nur *einen* bestimmten Sachverhalt, also die kleinste Verbindung eines Namens zu einem anderen²⁶⁹, darzustellen in der Lage sind. „Der einfachste Satz, der Elementarsatz, behauptet das Bestehen eines Sachverhalts.“²⁷⁰ Somit sind laut Wittgenstein die Elemente eines Bildes oder Satzes im Grunde nicht bloß Gegenstände, sondern immer schon Sachverhalte.

Identifiziert man auf dem Gemälde des nun schon öfter erwähnten Kentauren die Menschengestalt, so lässt sich diese wiederum in Kopf, Oberkörper, Arme, etc. zerlegen. Zerlegt man nun den Kopf weiter in Ohren, Nase, Augen, etc., so stellt man irgendwann fest, so man bei einem einfachen Gegenstand angelangt ist, dass dieser nicht bloß Gegenstand, sondern immer schon Sachverhalt ist, insofern beispielsweise die Ohren zugleich eine gewisse Größe und Farbe besitzen. Dies korrespondiert auch gut mit dem zweiten Satz des *Tractatus*, demzufolge die Welt „die Gemeinsamkeit der Tatsachen, nicht der Dinge“²⁷¹ ist. Der Unterschied zwischen Tatsache und Sachverhalt ist nun der, dass eine Tatsache *beschreibt*, was der Fall ist (oder sein könnte), während ein Sachverhalt *behauptet*, dass eine Tatsache der Fall ist. Bezugnehmend auf die Elemente eines Satzes oder Bildes spricht Wittgenstein deshalb immer von Sachverhalten, weil ihm jeder Satz, unabhängig von seiner Wahr- oder Falschheit, zunächst ein Aussagesatz ist. Wäre er dies nicht, so könnte der Satz in weiterer Folge gar nicht von der Logik auf seine Wahr- und Sinnhaftigkeit hin überprüft werden.

Auch Ilse Aichinger zeigt in ihrem Roman, dass sie weiß, wie man solche *Elementarsätze* bildet. Diese finden sich quer über *Die größere Hoffnung* verstreut und bilden somit quasi ein

268 Jaquette, Dale: Wittgensteins »Tractatus« und die Logik der Fiktion. In: Gibson, John / Huemer, Wolfgang (Hg.): *Wittgenstein und die Literatur*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2006, S. 449

269 Vgl. Wittgenstein: TLP 2.01, S. 11

270 Ebd.: TLP 4.21, S. 38

271 Ebd.: TLP 1.1., S. 11

Gitter²⁷², auf dem die übrige Handlung erst entstehen kann. „Ein Hund bellte.“²⁷³, „Kinder schrien.“²⁷⁴, „Die Kinder zögerten.“²⁷⁵ oder „Ein Gewitter kommt.“²⁷⁶ seien hier nur exemplarisch für eine Vielzahl solcher *Elementarsätze* angeführt. Zu Sätzen werden solche Aussagen laut Wittgenstein durch die Verbindung zweier oder mehrerer Elementarsätze, und auch hier lassen sich bei Aichinger viele Beispiele finden. Sei es die bloße Aneinanderreihung, wie etwa in „Ein Wächterhaus - Stiegen hinauf – ein Hühnerstall.“²⁷⁷ und „Es regnet, Nebel fällt, die Nacht kommt.“²⁷⁸, oder aber mittels verschiedener Konjunkturen, wie wir es bei vielen Sätzen unserer Sprache gewohnt sind.

Natürlich gibt es im Roman auch immer wieder abstrakte Szenen, Metaphern, bildhafte Veranschaulichungen, Personifikationen und vieles mehr, was nicht in die Logik passt; diese anderen Bilder dienen aber auch dazu, andere Bilder der Sprache zu erläutern. Dass Aichinger zuweilen aber sehr klar und deutlich spricht, ist dem Zweck geschuldet, dass man durch Anwendung der logischen Analyse, wie Wittgenstein sie in seinem Frühwerk vorschlägt, unter anderem zu dem Schluss gelangen kann, dass diese nicht immer das *Um und Auf* der Sprache sein kann. Zunächst ist jedoch zu klären, auf welcher Grundlage Wittgenstein die Logik überhaupt zum Analyseinstrument der Sprache erheben kann.

„Für den *Tractatus* ist der Gedanke zentral, daß der Sprache eine logische Struktur zugrunde liegt und daß ein Verständnis dieser Struktur uns die Grenzen dessen zeigt, was wir klar und sinnvoll sagen können.“²⁷⁹ So mag es einfache Gegenstände in der Welt geben, die wir mit *Namen* belegen, einfache Sachverhalte, die sich in *Elementarsätzen* ausdrücken lassen, zusammengesetzte Sachverhalte, aus denen heraus wir die Bildung unserer *Sätze* verstehen lernen, sowie letztendlich eine ganze (einheitliche) Welt, die unserer *Sprache* im Allgemeinen korrespondiert. Wie aber ist dieser Zusammenhang, diese Ähnlichkeitsbeziehung zwischen Sprache und Welt nun zu gewährleisten? Zunächst einmal durch Wittgensteins Postulat, dass die Logik „keine Lehre, sondern ein Spiegelbild der Welt“²⁸⁰ sei. Noch in den *Philosophischen Untersuchungen* ist die Rede davon, dass die Logik das „Wesen der Dinge

272 Vgl. Lindemann: *Ilse Aichinger* 1988, S. 45

273 Aichinger: DgH, S. 13

274 Ebd., S. 25

275 Ebd., S. 71

276 Ebd., S. 86 / S. 88 / S. 90

277 Ebd., S. 192

278 Ebd., S. 197

279 Grayling: *Wittgenstein* 2004, S. 27

280 Wittgenstein: TLP 6.13, S. 76

[erforscht]. Sie will den Dingen auf den Grund sehen²⁸¹, und damit wäre sie, folgt man Aichingers und Wittgensteins Präzisionsbestrebung, genau das richtige Werkzeug, um die Sprache zu ergründen. Wenn man Dinge betrachtet, so Wittgenstein weiter, so glaubt man nur, „wieder und wieder der Natur nachzufahren, und fährt nur der Form entlang, durch die wir sie betrachten.“²⁸² Diese Form aber ist die Logik, und diese sei schwer zu verlassen. Die Logik der Sprache ist für Wittgenstein das, was für Kant die Anschauungsformen gewesen sind:

Das Ideal, in unsern Gedanken, sitzt unverrückbar fest. Du kannst nicht aus ihm heraustreten. Du muß [sic!] immer wieder zurück. [...] Die Idee sitzt gleichsam als Brille auf unsrer Nase, und was wir ansehen, sehen wir durch sie. Wir kommen gar nicht auf den Gedanken, sie abzunehmen.²⁸³

Jeder, der sich mit Sprache auseinandersetzt, so Wittgenstein, der sie reflektiert gebraucht, der kann gar nicht anders, als die Logik und damit eine wissenschaftliche, rein axiomatische Sprache zu verwenden oder Sprache durch diese *Brille* zu betrachten. Missverständnisse, wie wir am Beispiel des *braunen Stuhls* gesehen haben, wären vermeidbar, würden alle eine *logisch geklärte* Sprache verwenden. Deshalb fordert Wittgenstein im *Tractatus*: „Um diesen Irrtümern zu entgehen, müssen wir eine Zeichensprache verwenden [...] die der *logischen* Grammatik – der logischen Syntax – gehorcht.“²⁸⁴ Dieser Forderung geht Aichinger in gewissen Teilen ihres Romans nach. Auch sie reflektiert dabei die Sprache und zeigt, dass die Verwendung logischer Zeichen und einer logischen Syntax allein nicht ausreicht, um die Welt adäquat zu erfassen. *Elementarsätze* allein, wie Aichinger sie verwendet, machen die Logik nicht aus. Erst die vielen Möglichkeiten, wie sich diese miteinander zu Sätzen verknüpfen lassen, zeigen, wie die Logik operiert.

Kapitel 4.2: Zum Schreiben: Was, wenn die Logik versagt?

Einer der grundlegendsten Vorteile der logischen Analyse ist wohl, überprüfen zu können, ob ein Satz mit der Wirklichkeit übereinstimmt, ob also das, was er behauptet, wahr ist, oder ob

281 Wittgenstein: PU §89, S. 291

282 Ebd.: PU §114, S. 300

283 Ebd.: PU §103, S. 296

284 Ebd.: TLP 3.325, S. 22

er dies nicht tut, ob der Satz also falsch ist. Dabei besitzt laut Stephan Sellmaier *jeder* Satz notwendig „einen *Wahrheitswert*. Er ist wahr, wenn er die Welt richtig, falsch, wenn er sie falsch abbildet.“²⁸⁵ Die Logik hilft dabei, den Wahrheitswert eines Satzes zu ergründen. In der Logik gibt es laut Wittgenstein nur ein *Entweder-Oder*, somit kann und muss jeder in der Logik behauptete Satz *entweder* wahr *oder* falsch sein. 1913 notiert er in seinen *Aufzeichnungen über Logik* dazu:

So hat der Satz zwei *Pole*, die dem Fall seiner Wahrheit und dem Fall seiner Falschheit entsprechen.²⁸⁶

Wendet man nun diese Annahme auf ein Spiegelbild, nämlich auf die Welt an, so ergibt sich zwangsläufig, dass die Tatsachen in dieser Welt, ja selbst ihre einfachen Gegenstände, diesen *Polen* entsprechen müssen. In den Worten des *Tractatus* formuliert heißt dies: „Die Wirklichkeit muß durch den Satz auf ja oder nein fixiert sein.“²⁸⁷ Dabei ist aber mehr gesagt als bloß, ob es die behaupteten Tatsachen in der Welt gibt oder nicht. Auch unser Verständnis eines Satzes, der Sinn den wir einem Satz beilegen, wird automatisch ein anderer, sobald wir wissen, ob der Satz wahr oder falsch ist. Natürlich kann man den Sinn eines Satzes auch verstehen, wenn man nicht weiß, ob er wahr oder falsch ist; jedoch das Wissen um den Wahrheitswert erweitert diesen Sinn qualitativ. „Der Sinn eines Satzes wird durch die beiden Pole *wahr* oder *falsch* bestimmt.“²⁸⁸, heißt es weiter in den *Aufzeichnungen über Logik*, und in Wittgensteins Tagebüchern lesen wir über dieselbe Problematik, etwas negativer gefasst: „Was weiß ich eigentlich, wenn ich den Sinn von » ϕa « verstehe, aber nicht weiß, ob es wahr oder falsch ist? Dann weiß ich doch nicht mehr als $\phi a \vee \sim \phi a$; und das heißt, ich *weiß* nichts.“²⁸⁹

Der Unterschied zu den *Philosophischen Untersuchungen* ist an dieser Stelle, dass dort der *Sinn* vorrangig zu berücksichtigen ist, während im Frühwerk scheinbar das Gewicht auf der *Wahrheitsfunktion* von Sätzen liegt. Nun geht Wittgenstein nämlich davon aus, dass wenn ein

285 Sellmaier, Stephan: Logische Satzanalyse und die allgemeine Satzform. In: Vossenkuhl, Wilhelm (Hg.): *Ludwig Wittgenstein. Tractatus logico-philosophicus. KLASSIKER AUSLEGEN. BAND 10*. Berlin: Akademie Verlag 2001, S. 191

286 Wittgenstein: AL, S. 196

287 Ebd.: TLP 4.023, S. 28

288 Ebd.: AL, S. 200

289 Ebd.: TB, S. 121 (21.11.1914)

Satz mithilfe der Logik als falsch beurteilt wird, sich uns der Sinn des Satzes irgendwie entzieht. Wir wissen zwar, was der Satz meint, sobald wir aber wissen, dass er falsch ist, erkennen wir den darin ausgedrückten Sinn als nicht länger relevant für unsere praktische Lebenswelt. Und ein Sinn, der nicht relevant ist, ist so gut wie gar kein Sinn. Wenn aber ein Satz „keinen Sinn hat, so kann das nur daran liegen, daß wir einigen seiner Bestandteile keine *Bedeutung* gegeben haben.“²⁹⁰ Unter *Bedeutung* versteht Wittgenstein hier ein *Äquivalent in der Welt*, das real existieren muss, um dem Anspruch einer Verbindung gerecht werden zu können. Unter diesen Voraussetzungen kann Wittgenstein auch festhalten, wie die allgemeine Form des Satzes aussieht: „Es verhält sich so und so.“²⁹¹ Wenn sich etwas aber *so und so* verhält, so ist damit zugleich ausgesagt, dass das, was ausgesagt wird, auch existiert. Etwas ist also wahr, und nur auf diese Wahrheit kommt es an, will man aus logischen Sätzen etwas schließen. Deshalb ist es für die Logik grundlegend, zunächst zu entscheiden, welche Sätze wahr, und welche falsch sind. Um dies zu veranschaulichen scheint Wittgenstein diesen zuletzt zitierten Satz in seinem Spätwerk nochmals zu erläutern; zumindest stellt er in den *Philosophischen Untersuchungen* den Versuch an, zu erklären, was er im *Tractatus* damit gemeint hat. Dort heißt es:

In der unendlichen Entwicklung von π kommt einmal die Gruppe $\langle 7777 \rangle$ vor, oder nicht – ein Drittes gibt es nicht. [...] Der Satz vom ausgeschlossenen Dritten sagt hier: Es muß entweder *so* ausschauen, oder *so*. [...] Und das Problem soll nun sein: ob die Wirklichkeit mit dem Bild übereinstimme, oder nicht.²⁹²

Das *So oder So* bezieht sich also immer auf exakt zwei Möglichkeiten, wobei eine dritte Möglichkeit definitiv ausgeschlossen ist. Ein Gegenstand oder eine Tatsache besteht entweder, oder sie bestehen nicht. Es gibt kein Dazwischen. Um dies festzustellen benötigt Wittgenstein knapp 90 Buchseiten, „[j]ede Passage dieses Textes steht [dabei] in einer engen, verflochtenen systematischen Beziehung mit vielen anderen Passagen davor oder danach.“²⁹³ Und was bleibt übrig: Eine Sprachtheorie, die aufs Genaueste festlegt, wann ein Satz sinnvoll und wahr, und wann ein Satz unsinnig und falsch ist. Sätze der Ethik und der Ästhetik – die bei Wittgenstein

290 Wittgenstein: TLP 5.4733, S. 57

291 Ebd.: TLP 4.5, S. 45

292 Ebd.: PU §352, S. 391f.

293 Vossenkuhl, Wilhelm (Hg.): *Ludwig Wittgenstein. Tractatus logico-philosophicus. KLASSIKER AUSLEGEN. BAND 10*. Berlin: Akademie Verlag 2001, S. 10

ohnehin in eins fallen, weil dabei entweder Gegenstand oder Leben *sub specie aeternitatis* betrachtet werden²⁹⁴ – sind somit automatisch von der Liste der sinnvoll sagbaren Sätze gestrichen, somit auch jeder Satz der Literatur, sofern dieser sich nicht auf die tatsächlich bestehende Welt bezieht.²⁹⁵

Der frühe Wittgenstein würde von fiktiven Sätzen nicht sagen, dass sie sinnvoll und wahr sind, was bei ihm aber auch nicht als Werturteil aufgefasst werden darf. Dass dies gegen unsere Intuition ist, gegen unser natürliches Sprachverständnis, hat Wittgenstein in seinem Spätwerk erkannt und dort den *Sinn* VOR der *Wahrheitsfunktion* zu reihen gesucht; unter dem strengen Diktum der Logik scheinen diese Überlegungen jedoch zwingend. Zu der Unterscheidung von Sinnhaftigkeit und Wahrheit von Sätzen sei noch eines gesagt: „Ob ein Satz wahr ist, hängt davon ab, ob die fraglichen Entitäten in der Realität in derselben Beziehung zueinander stehen wie ihre Namen in dem Satz. Ob ein Satz Sinn hat, hängt von der Frage ab, ob die Entitäten, die die im Satz vorkommenden Namen bezeichnen, in der empirischen Wirklichkeit zueinander in der Beziehung stehen können, in der sie der Satz darstellt.“²⁹⁶

Auch Ilse Aichinger kommt es in ihrem Roman viel auf die Wahrheit ihrer Sätze an, nicht nur auf die werkinterne, sondern auch auf die objektive. Dies ist wichtig, denn laut Claudia Fahrenwalds Interpretation des *Tractatus* haben nämlich fiktionale Sätze „keinen Sinn, sie sagen nichts aus, da ihre Sprachbilder keine direkte Übersetzung der Realität darstellen.“²⁹⁷ Dass ein Satz keinen Sinn hat, ist bei Wittgenstein zwar kein Werturteil, aber es macht ersichtlich, weshalb der Mensch bei der Formulierung seiner Sätze meistens bestrebt ist, die Wirklichkeit abzubilden, auch wenn es sich dabei nur um die Wirklichkeit handelt, die der jeweilige Sprecher für die richtige hält. So auch Aichinger. In einem Interview (Haider, 1975) führt sie aus, wie wichtig wahre Sätze für ihr Schreiben sind: „Es beginnt mit einem Satz, von dem man überhaupt nicht weiß, wohin er führt. Nur, ob er richtig ist oder ob er ein wahrer Satz ist. Und wenn man dann merkt, dass dieser Satz stimmt und wahr ist [...] wenn man

294 Vgl. Wittgenstein: TB, S. 172 (24.07.1916) / S. 178 (07.10.1916)

295 Anm.: In dieser Arbeit wird mit einem anderen Begriff der Fiktion gearbeitet, als Wittgenstein ihn in seinem Frühwerk vertritt. Wie bereits weiter oben ausgeführt wurde, sind Autoren fiktiver Texte stets unfehlbar, solange man Sätze werkintern untersucht. Somit werden alle Sätze eines Werkes automatisch zu wahren und sinnvollen Sätzen. Der Sinn dieser Sätze lässt sich vom Leser in die Wirklichkeit übertragen, sofern dies der jeweilige Kontext zulässt – die Grundlage jeder literarischen Interpretation.

296 Harrison: *Vorgestellte Welten und die wirkliche Welt* 2006, S. 138f.

297 Fahrenwald: *Aporien der Sprache* 2000, S. 28

diesen Satz gefunden hat, muss man den nächsten finden.“²⁹⁸

Dies führt bei Aichinger zum *Schreiben*. Darunter versteht sie die Ergründung der Sprache mit den Mitteln der Sprache selbst. Die Genauigkeit, der Sinn nach Präzision sowie der Wunsch, wahre Sätze zu fabrizieren bilden dabei die Grundlage, bei der es darum geht, was sich überhaupt *sagen* lässt. Beim *Schreiben* nun wird das, was *gesagt* werden kann, hinsichtlich der Tauglichkeit für die Sprache überprüft. In einem Interview (Esser, 1986) berichtet die Autorin, wie sie von dem geplanten Bericht, der *Die größere Hoffnung* ursprünglich hätte sein sollen, „ins Schreiben geraten“²⁹⁹ war. Dieses *Schreiben* geht über die Wahrheitsfunktion von Sätzen hinaus, obwohl es sich diese zur Grundlage und Prämisse macht; diese Voraussetzung lässt sich im Roman selbst folgendermaßen formuliert finden: „Wo käme man hin, wenn jeder etwas anderes für richtig hielte?“³⁰⁰ Mit diesem Anspruch, nämlich wahre und sinnvolle Sätze im Sinne Wittgensteins zu *sagen*, zeigt Aichinger durch ihr *Schreiben*, durch das Erschaffen gewisser Kontexte und Szenarien, wo die Grenzen einer solchen Sprache liegen.

Wie wir bereits gehört haben basiert die Möglichkeit, Sätze zu bilden „auf dem Prinzip der Vertretung von Gegenständen durch Zeichen.“³⁰¹ Dadurch wird Sprache überhaupt erst ermöglicht; zu welchen Problemen es bei der Findung dieser Zeichen kommt, darüber wurde im Kapitel zur Benennung schon vieles gesagt, was sich im Hinblick auf die Syntax nun als vernachlässigbar herausstellt. Die Syntax, vor allem die logische, agiert laut Wittgenstein nämlich jenseits aller Bedeutung. Ihr geht es lediglich um logische Schlüsse und deren Gültigkeit:

In der logischen Syntax darf nie die Bedeutung eines Zeichens eine Rolle spielen; sie muß sich aufstellen lassen, ohne daß dabei von der *Bedeutung* eines Zeichens die Rede wäre, sie darf *nur* die Beschreibung der Ausdrücke voraussetzen.³⁰²

298 Aichinger: *Es muss gar nichts bleiben* 2011, S. 22 – Anm.: vgl. dazu Wittgenstein: „Wenn ein Gott eine Welt erschafft, worin gewisse Sätze wahr sind, so erschafft er damit auch schon eine Welt, in welcher alle ihre Folgesätze stimmen.“ (TLP 5.123, S. 47)

299 Aichinger: *Es muss gar nichts bleiben* 2011, S. 44

300 Ebd.: DgH, S. 84

301 Wittgenstein: TLP 4.0312, S. 29

302 Ebd.: TLP 3.33, S. 23

Unter *Beschreibung der Ausdrücke* versteht Wittgenstein, dass man Sätze, vor allem Elementarsätze, im Ganzen, das heißt als *einen* Sachverhalt oder als *eine* Tatsache auffassen kann. Ist dies gewährleistet, so lässt sich der ganze Satz durch einen logischen Operator ersetzen, etwa durch p oder q . So kann man nun Aichingers „Ein Gewitter kommt.“³⁰³ mit dem Ausdruck p gleichsetzen und den Satz „Es regnet“³⁰⁴ mit dem Ausdruck q . Nun könnte man die Sätze in weiterer Folge in Relation zueinander bringen, indem man etwa $(p \rightarrow q)$ behauptet, und dieser logische Ausdruck bekäme dann den Wahrheitswert W für *wahr* im Falle dass, wenn ein Gewitter käme, es auch immer regnen würde. Alle anderen Fälle, das heißt ein Gewitter ohne Regen, würden den logischen Ausdruck $(p \rightarrow q)$ negieren, ihm den Wahrheitswert F für *falsch* zuordnen. Der logische Operator $(p \rightarrow q)$ funktioniert aber auch jenseits der Bedeutung von Zeichen, insofern er nämlich nur sagt: *wenn p, dann q*.

Erst die Zuordnung von Elementarsätzen ermöglicht die Überprüfung an der Welt, an der fiktiven wie an der realen. Durch die Zuordnung der Wahrheitswerte kann entschieden werden, ob ein Satz bzw. Satzgefüge wahr oder falsch ist. Dabei bedeutet *Schließen* für Wittgenstein nichts anderes als das „Ableiten des einen Satzzeichens aus dem andern nach einer Regel“³⁰⁵, in diesem Fall nach den Regeln der wissenschaftlichen Logik. Die logische Analyse sei zudem nicht etwas, für das wir uns entscheiden, sondern etwas, mit dem wir nun mal die Ausdrücke unserer Sprache untersuchen. Wir bilden dabei keine neue Sprache, sondern untersuchen die Sätze, die wir haben, mit der logischen *Brille* auf unserer Nase: „Die logische Analyse ist die Analyse von etwas, was wir haben, nicht von etwas, was wir nicht haben. Sie ist also die Analyse der Sätze *wie sie sind*.“³⁰⁶

Bei Ilse Aichingers Roman *Die größere Hoffnung* handelt es sich zum Teil auch um den Versuch, die jüngste Vergangenheit, vor allem in Bezug auf den Krieg sowie dessen Auswirkung auf die Bevölkerung möglichst adäquat zu beschreiben, weshalb die Autorin ja auch oft davon gesprochen hat, dass der Roman zunächst nur als Bericht geplant gewesen sei. Natürlich verwendet Aichinger im Roman eine sehr metaphorische Sprache, die sich zudem vieler Personifikationen, abstrakter Szenen oder Phänomene bedient. Aber an vielen Stellen werden auch sehr klare und deutliche Begriffe verwendet, die ganz in Wittgensteins Sprachtheorie des *Tractatus* ihren Widerhall finden. Die Verwendung kurzer und prägnanter Elementarsätze, die sich wie ein Gitter verstreut über das ganze Werk finden lassen, fordern

303 Aichinger: DgH, S. 86

304 Ebd., S. 197

305 Wittgenstein: BGM, S. 39

306 Ebd.: PB, S. 52

die logischen Analyse geradezu heraus. Bemerkenswert an diesen Sätzen ist auch, vor allem dort, wo sie Verbindungen zu anderen Sätzen eingehen und komplexer werden, die *Präzisierung der Gegenstände*; diese werden nicht verallgemeinert, sondern möglichst konkret genannt. Denn es macht für die Untersuchung durchaus einen Unterschied, ob *irgendwo* (man könnte sagen: allgemeine) *Wagen fahren*, oder ob es im Konkreten heißt: „Milchwagen rollten draußen auf den Gassen.“³⁰⁷ Durch diese Präzisierung wird eine Zuordnung auf der Wahrheitstafel erleichtert. Man kann bis ins kleinste Detail bestimmen, ob eine beschriebene Tatsache mit der Welt übereinstimmt oder nicht, ob ein Satz somit sinnvoll und wahr, oder ob er unsinnig und falsch ist.

Wendet man dieses Schema der logischen Analyse nun eine Ebene höher an, indem man von der bloßen Wahrheitsfunktion zur Syntax fortschreitet, so bemerkt man bei Aichinger in besagten Sätzen vor allem die *Anwendung logischer Operatoren*. Zu Beginn des Romans etwa ist zu lesen: „Er [der Haifisch] erzählte den Kindern, daß Jagd nach ihm gemacht wurde, und die Kinder erzählten ihm, daß Jagd nach ihnen gemacht wurde“³⁰⁸. In eine Sprache der Logik ließe sich dieser Satz etwa mit $\exists(x,y) (F(x) \wedge F(y))$ übersetzen³⁰⁹; dieses Beispiel, vor allem aufgrund der Satzstruktur, die Aichinger hier und an vielen anderen Stellen des Romans ähnlich verwendet, zeigt gut, dass sich die Sprache der Autorin besonders eignet, in eine logische Form übersetzt zu werden. Doch damit nicht genug: Nicht nur die Sätze, die Aichinger verwendet, eignen sich gut für die logischen Analyse, Aichinger selbst weiß mit logischen Operatoren auch umzugehen, wie folgende Stelle im Roman beweist: „»Dich für Geld«, erklärte Ellen dem Bücherschrank, »und das Geld für die Grenze. Du mußt mich verstehen, dich für die Grenze!«“³¹⁰ Es sei nun p der Bücherschrank, q das Geld und r die Grenze bzw. der Sachverhalt, eine Grenze passieren zu können / dürfen. Im ersten Teil dieser Szene wird festgestellt: $((p \rightarrow q) \wedge (q \rightarrow r))$. Soweit zur Übersetzung der Sätze Aichingers in eine logische Sprache. Doch was Aichinger im Anschluss macht ist im Grunde eine logische Analyse dessen, was soeben gesagt wurde. Der letzte Satz trägt die analysierte Form des vorhergehenden Satzes, nämlich $(p \rightarrow r)$; zusammengefasst ließe sich die gesamte Szene also in folgende logische Form übersetzen: $((p \rightarrow q) \wedge (q \rightarrow r)) \rightarrow (p \rightarrow r)$. Aichinger zeigt uns hier ein Zweckdenken – nicht zuletzt veranschaulicht durch die Pfeile – wie es zur Zeit des

307 Aichinger: DgH, S. 20

308 Ebd., S. 10

309 Anm.: Ausgesprochen: Es existiert ein x (Haifisch) und es existiert ein y (Kinder), und von diesen gilt: F (es wird Jagd nach den in Klammern angeführten Unterbegriffen gemacht).

310 Aichinger: DgH, S. 68

Krieges sicherlich notwendig war. Bedenkt man allein die philosophischen Kausalitätsdebatten, so wird deutlich, welches Spannungsverhältnis hier durch Offenlegung der logischen Strukturen eröffnet wird.³¹¹

Ein weiteres Beispiel soll nun zeigen, in welche Richtung Aichinger geht, um die logische Analyse nach und nach aufzubrechen. Nachdem gezeigt wurde, dass die Autorin sowohl Elementarsätze verwendet, die sich in logische Operatoren einteilen lassen, dass sie zum Teil eine Sprache verwendet, die ohne große Schwierigkeiten in eine logische übersetzt werden kann, dass sie selbst auch mit logischen Operatoren umzugehen weiß, so will Aichinger nun nach und nach aufzeigen, dass wir uns mit unserer Sprache oft im Kreis drehen bzw. sogar Widersprüche erzeugen. Dies ist aber vor allem auf die Einwirkung des Nationalsozialismus auf die Gesellschaft zurückzuführen, und in diesem Sinne will nicht nur Aichinger, sondern auch Wittgenstein den „Mißbrauch der Sprache verurteilen“³¹², wie Joachim Schulte über den *Tractatus* schreibt. An einer Stelle des Romans heißt es: „Bleibt, um zu gehen, und geht, um zu bleiben.“³¹³ Dieser Zirkelschluss besteht aus den Elementen $(p \rightarrow q)$ und $(q \rightarrow p)$ und lässt sich zusammenfassen in $(p \Leftrightarrow q)$. Bezeichnend ist auch die Szene im Roman, in der die Uhr des Konsuls stehen bleibt, und dieser keine Auskunft mehr über die Uhrzeit erhält: „Es mußte auf Mitternacht gehen. Nicht mehr heute und noch nicht morgen, soviel war sicher.“³¹⁴ Dieser Satz müsste eigentlich die logische Form $(p \vee q)$ tragen, insofern wir immer entscheiden müssen, ob es (noch) heute *oder* ob es (schon) morgen ist. Aichinger jedoch verwandelt diesen Satz in die Form $(\neg p \wedge \neg q)$ ³¹⁵, was zum Einen die Bejahung des gesamten Satzes erschwert, da es nur mehr *eine* Möglichkeit zur Bejahung gäbe – nämlich dass weder p noch q wahr seien – was zum Anderen aber zugleich die Unmöglichkeit (rein inhaltlich) des ganzen Szenarios aufzeigt. Indem es weder *heute* noch *morgen* sein darf, um dem Satz den Wahrheitswert W zuzuordnen, wird zugleich implizit Kritik an der Zeit geübt, nicht an der

311 Anm.: Hier seien nur zwei der wichtigsten sich widerstreitenden Theorien genannt: Entweder es gibt einen *freien Willen*, so ist Kausalität unter anderem durch das aktive Handeln des Menschen bestimmt; Ellen verkauft den Bücherschrank dann zwar freiwillig, aber doch unter Zwang des Eigeninteresses der Selbstrettung vor dem NS-Regime. Dies wird hier offenbar. Oder aber Kausalität ist etwas, das *unabhängig vom Menschen* stattfindet, das aus einem ersten Anstoß (vgl. z.B. Aristoteles *Metaphysik* 1072a) alles weitere, auch unser Denken, ins Rollen bringt; so ist damit jedoch auch gesagt, dass das NS-Regime insgesamt eine unausweichliche Notwendigkeit dieses ersten Anstoßes war.

312 Schulte: *Wittgenstein* 2016, S. 60

313 Aichinger: DgH, S. 78

314 Ebd., S. 11

315 Anm.: Ausgesprochen: nicht p *und* nicht q

Uhrzeit, sondern an den – man möchte sagen: unmöglichen – Zeitumständen. Diese indirekte Kritik am Nationalsozialismus gelingt Aichinger allein durch Verwendung, Abwandlung und Offenlegung logischer Strukturen bzw. Verwendung einer präzisen, logisch geklärten Sprache. Trotz der Tatsache nun, dass jedem Wort eine Bedeutung (Präzision) gegeben wurde, jeder Satz einen Sinn (Autoren von Fiktion sind unfehlbar) erhalten hat, diese Sätze zudem logische Strukturen aufweisen (wie soeben gezeigt wurde), erscheinen manche Wendungen im Werk absolut nicht im Sinne der Logik, sondern scheinen dieser entgegenzuwirken. Eine These dieser Arbeit ist es nun, dass es genau das war, was Aichinger durch Verwendung einer so präzisen Sprache in Teilen ihres Romans beweisen wollte; dass es nämlich so etwas wie eine ideale Sprache gar nicht geben kann. Dazu treibt Aichinger die Spielart der Sprache, die wir hier *Logik* nennen, auf die Spitze. Schließlich geht es in dem Werk von Aichinger um Kinder: „Kinder, mit denen irgend etwas nicht in Ordnung war. [...] Keines von ihnen hatte die Erlaubnis zu bleiben und keines von ihnen hatte die Erlaubnis zu gehen.“³¹⁶ Doch wie kann nun ein Satz, der die Form $(p \wedge \neg p)$ besitzt – was im Grunde den *Satz vom Widerspruch* vorstellt – wahr sein? Rein inhaltlich haben wir ja bereits zugestanden, dass das, was ein Autor IN seinem Werk sagt, immer wahr ist; somit sind es auch beide Bestandteile, sowohl p als auch $\neg p$, dieses Satzes. Nach AUSSSEN nun, auf einer semantischen Ebene, bewahrheiten sich die Bestandteile ebenfalls, und zwar dadurch, dass das Regime des Nationalsozialismus derartige Ansichten gehabt und entsprechende Beschlüsse gefasst hat. Die betroffenen Personen waren unerwünscht, sie hatten aber auch nicht die Freiheit, einfach zu gehen wohin sie wollten. Vor allem mit dieser hier zitierten Stelle zeigt Aichinger, die jedem Bestandteil dieses Satzes *Bedeutung* gegeben hat, insofern beide Bestandteile – werkintern wie werkextern – zutreffen und *wahr* sind, dass der *Satz vom Widerspruch* durch das Dritte Reich aufgehoben wurde, dass somit die Zeit des Krieges eine Zeit der auferlegten und hingegenommenen Widersprüche gewesen sein muss.

Der literarische Versuch, mit den Mitteln der Sprache selbst, also nicht nur inhaltlich, sondern auch logisch zeigen zu wollen, dass das NS-Regime *widersprüchlich* gehandelt hat, muss als eine der großen Leistungen Ilse Aichingers angesehen werden und kann nicht hoch genug honoriert werden.

316 Aichinger: DgH, S. 9

Kapitel 4.3: Zum *Schweigen*: Wohin der Widerspruch führt

Dass Aichinger diesen Widerspruch bewusst gesucht hat, davon gibt der Roman auch an anderer Stelle Zeugnis. Als Ellen sich von der Macht und Gewalt des Nationalsozialismus überwältigt fühlt, als ihre Welt zu zerbrechen droht, weil sie weder das offizielle Visum bekommen hat noch ihre Mutter finden kann, heißt es: „Sie mußte es widerlegen, genau das Gegenteil mußte sie beweisen, der Wirklichkeit wollte sie den aufgerissenen Rachen stopfen“³¹⁷. Denn ein System, wie auch Joachim Schulte schreibt, „das die Ableitung des Widerspruchs » $p \cdot \sim p$ « zulasse, [sei] zu nichts nütze“³¹⁸, und folglich führt Aichinger die Logik bis an ihre Grenzen. Die Logik an sich ist zwar unfehlbar, aber wenn der Kontext, in dem diese Logik angewandt wird ignoriert, dass der Satz $(p \wedge \neg p)$ immer falsch sein muss, so ist entweder an diesem Kontext – in diesem Fall am Dritten Reich – etwas verkehrt, oder aber die Logik ist in diesem Kontext einfach nicht anwendbar. „Die Analyse führt also nicht mit Notwendigkeit zur wahren Wirklichkeit“³¹⁹, schreibt auch Wilhelm Weischedel in seiner *Philosophischen Hintertreppe* und nimmt damit Bezug auf die Tatsache, dass sich in und mit der Logik nicht alles *sagen* lässt. Vieles, z.B. Ethisches oder Ästhetisches, kann ohnehin nur *gezeigt* werden, wie wir bereits gehört haben.

Laut Wittgenstein stehe in einem System, das einen Widerspruch zulasse, dieser wie ein Mahnmal über dem gesamten System. In seinen *Bemerkungen über die Grundlagen der Mathematik* ist zu lesen: „Der sich selbst widersprechende Satz stünde wie ein Denkmal (mit einem Januskopf) über den Sätzen der Logik.“³²⁰ Es heißt in Sekundärwerken zu Wittgenstein oft, er stelle die Logik über alles; doch Wittgenstein ist sich wohl bewusst, dass auch rein wissenschaftliche, mathematische oder logische Systeme manchmal Widersprüche zulassen. Diese stehen dann wie ein Denkmal über dem System und mahnen in zwei Richtungen: Nie zu vergessen, dass das System nur systemintern gilt und im Grunde keinen Bezug zur Wirklichkeit herstellen kann; und nie zu vergessen, dass ein derartiges System dennoch unsere einzige Möglichkeit ist, etwas *systematisch* (und nicht nur qualitativ als Einzeluntersuchung) zu erforschen. Und genau das will Aichingers Literatur sein: Ein Mahnmal, eingeschrieben ins kulturelle Gedächtnis.

317 Aichinger: DgH, S. 26

318 Schulte: *Wittgenstein* 2016, S. 123

319 Weischedel, Wilhelm: *Die philosophische Hintertreppe. Die großen Philosophen in Alltag und Denken*. 35. Aufl., München: DTV 2006, S. 297

320 Wittgenstein: BGM, S. 256

„Alles, was in der Logik möglich ist, ist auch erlaubt.“³²¹, heißt es im *Tractatus*. Die Logik darf, was ihren Bildungsgesetzen gemäß zulässig ist; sie darf aber nicht den Anspruch auf universale Gültigkeit erheben, schon gar nicht, wenn ihre Anwendung in der Wirklichkeit – etwa durch den Widerspruch – scheitert. Dieses Scheitern lässt sich auf den strengen Vorrang der *Wahrheitsfunktion* von Sätzen zurückführen, wie er im *Tractatus* gefordert ist. In seinem Spätwerk wird Wittgenstein daher dem *Sinn* den Vorzug geben. Einen ersten Gedanken in diese Richtung fasst Wittgenstein aber bereits vor Veröffentlichung des *Tractatus*. In seinem Tagebuch steht zu lesen:

Wenn ein vielsagender Satz auch falsch ist, so sollte eben das interessant sein, daß er falsch ist. Es ist befremdend, daß das Negativ eines vielsagenden Satzes gänzlich nichtssagend sein soll.³²²

Den Sinn eines Satzes verstehen wir auch, wenn der Satz falsch ist; anders als im *Tractatus* bleibt dieser in den *Philosophischen Untersuchungen* jedoch auch relevant, solange er uns nur etwas sagt, das für unsere Lebenswelt (unter anderen Umständen, mit anderen Zeichen, etc.) wichtig sein kann. „Es ist nicht die Sache der Philosophie, den Widerspruch durch eine mathematische, logisch-mathematische, Entdeckung zu lösen.“³²³, sondern der Widerspruch kann nur gelöst werden, wenn man sich ihm über den Sinn bzw. ein Verständnis von ihm annähert. „Was ich lehren will, ist: von einem nicht offenkundigen Unsinn zu einem offenkundigen übergehen.“³²⁴, heißt es an anderer Stelle der *Philosophischen Untersuchungen*. Diesem Anspruch kann nun die Logik gerecht werden. Durch die Analyse von Sätzen wird der Widerspruch, der sich in diesen vielleicht befindet, erst offenbart. Die logische Analyse verhindert damit auch, dass aus diesen nun als falsch entdeckten Sätzen falsche Schlüsse gezogen werden, denn rein logisch lässt sich aus einem falschen bzw. widersprüchlichen Satz nichts Wahres schließen. Das einzige, was wir von einem Widerspruch dann lernen können, ist der Sinn, der durch ihn zum Ausdruck kommt.³²⁵ Aichinger führt den Widerspruch ja nicht

321 Wittgenstein: TLP 5.473, S. 57

322 Ebd.: TB, S. 151 (11.06.1915)

323 Ebd.: PU §125, S. 303

324 Ebd.: PU §464, S. 424

325 Anm.: An anderer Stelle fragt Wittgenstein, ob ein Satz, der einen Widerspruch zulasse, überhaupt noch ein Satz sei. In den *Bemerkungen über die Grundlagen der Mathematik* heißt es: „Hier ist ein Widerspruch. Aber wir sehen ihn nicht und ziehen Schlüsse aus ihm. [...] War nun unsere Rechnung falsch; oder war es keine

ohne Grund herbei, sondern um etwas aufzuzeigen. Um dieser Thematik noch einen letzten Aspekt zu verleihen, ehe wir uns ansehen, was Aichinger aus diesem Widerspruch macht, sei hier ein sehr wichtiges, zugleich aber auch schwer verständliches Zitat von Wittgenstein angeführt:

Nicht dies ist perniziös: einen Widerspruch zu erzeugen in der Region, in der weder der widerspruchsfreie noch der widerspruchsvolle Satz irgend welche Arbeit zu leisten hat; wohl aber das: nicht zu wissen, wie man dorthin gekommen ist, wo der Widerspruch nicht mehr schadet.³²⁶

Um dies zu verstehen bedarf es einer gewissen Zusammenfassung: Durch die logische Analyse gelangt man nicht nur zu Wahrheitswerten, sondern auch zu formalen Sätzen, die unabhängig von diesen Wahrheitswerten Gültigkeit besitzen. Ohne auf die Welt zu blicken kann man etwa sagen, dass der Satz $(p \wedge \neg p)$ immer falsch sein muss, da dort, wo p *wahr* ist, $\neg p$ *falsch* sein muss und umgekehrt. Deutet man sich die Welt semantisch, so kann es vorkommen, dass in gewissen Kontexten der Widerspruch durchaus möglich ist. Dieser steht dann wie ein Mahnmal über *allen* Sätzen der Logik und macht (wieder) bewusst, dass die Logik nur systemintern Gültigkeit besitzt, nicht jedoch absolut auf die Welt übertragen werden kann. Diesen Sachverhalt erkennen wir aber erst durch die logische Analyse bzw. durch ihr Scheitern, oder anders: Die Prämisse, dass Logik eine Systemsprache ist, wird erst deutlich, wenn diese Systemsprache an der wirklichen Welt scheitert. So lässt sich auch Wittgensteins Satz gegen Ende des *Tractatus* verstehen – „Meine Sätze erläutern dadurch, daß sie der, welcher mich versteht, am Ende als unsinnig erkennt, wenn er durch sie – auf ihnen – über sie hinausgestiegen ist. (Er muß sozusagen die Leiter wegwerfen, nachdem er auf ihr

Rechnung?“ (BGM, S. 400). Zunächst müsse man überprüfen, *ob* der Satz wirklich einen Widerspruch beinhaltet. Erst nach dieser Prüfung, wenn man sich also vergewissert hat, welche Satzbestandteile wahr oder falsch sind, kann man sich fragen, ob der Widerspruch, der nun bestätigt wurde, überhaupt aus einem *Satz* (im Sinne der Logik) folgt. Es scheint die nun folgende Überprüfung, nämlich ob die Syntax korrekt gebildet wurde, der letzte Versuch einer Rettung der Logik zu sein, den Wittgenstein hier unternimmt. Dieses Vorgehen Wittgensteins erinnert stark an Aristoteles, der in seiner *Poetik* bereits geschrieben hat: „Wenn ein Wort etwas Widersinniges auszudrücken scheint, dann muß man prüfen, wieviele Bedeutungen es an der betreffenden Stelle haben kann.“ (1461a 30-35 – vgl. aber auch: 1641b 15-20)

326 Wittgenstein: BGM, S. 256

hinaufgestiegen ist.)³²⁷. Erst durch die Logik erkennen wir, dass die Logik nicht alles ist. Daher ist einen *Widerspruch zu erzeugen*, nämlich dort, wo logische Sätze ohnehin nicht mehr *zu leisten* haben, als nichts über die Welt zu sagen, auch nicht *bosartig*; *bosartig* ist laut Wittgenstein nur, diesen Widerspruch zu erzeugen, ohne erklären zu können, wie und warum man ihn überhaupt evoziert. Ilse Aichinger evoziert diesen Widerspruch aufgrund des *Schweigens*.

Es geht Aichinger darum, das, was sich in der Welt ereignet, so deutlich und präzise wie möglich zu *sagen*. Um nun aber mitteilbar zu werden muss dieses so Erkannte schriftlich fixiert und geprüft werden. Im *Schreiben* stellt Aichinger Zusammenhänge zwischen Elementarsätzen her, die sie als wahr und sinnvoll erkannt hat. Diese Verbindungen offenbaren aber, obwohl Aichinger sie richtig (im Sinne der von ihr erlebten Welt) dargestellt hatte, Widersprüche. Diese Widersprüche wiederum legen offen, dass die Logik zwar in sich gültig ist, deshalb aber noch lange nicht universal sein muss; selbst die Logik hat ihre Grenzen. Nun gibt es aber Dinge, die laut Aichinger unabhängig von der Logik gesagt werden müssen. So wollte die Autorin mit *Die größere Hoffnung* ja ursprünglich einen Bericht schreiben, um der Nachwelt und ihren Mitmenschen mitzuteilen, wie sie den Krieg und die Zeit des Nationalsozialismus erlebt hatte.

Für Aichinger bedeutet der Widerspruch, der sich aus dieser exakten Darstellungsweise ergibt, nun im Speziellen, dass die Logik bzw. die adäquate Darstellung von Sachverhalten nicht mehr das Maß aller Dinge sein kann. Sie hat erkannt, dass die einzige Möglichkeit, ihrem Anspruch gerecht zu werden, in Wittgensteins *Zeigen* zu finden sei; dazu müsse man allerdings die *Art und Weise der Darstellung* verändern und transzendieren, die Brille der Logik quasi durch eine andere Brille ersetzen, nicht jedoch die Sachverhalte selbst. Es ist ja nicht die Welt eine andere, die es zu beschreiben gilt, sondern einzig der Zugang zu dieser Welt vermittels der Sprache hat sich geändert. „[Aichinger] nimmt eine gründliche und vollständige Poetisierung der Welt vor³²⁸, indem sie versucht, die Dinge auf anderen (sprachlichen) Wegen zu erreichen als denen der Logik. Auch der Fehler Wittgensteins im *Tractatus*, so der Philosoph Wilhelm Vossenkuhl, sei es ja gewesen, „der Logik völlige Autonomie und einen Vorrang vor der Sprache ein[zuräum]en³²⁹“; Aichinger bezweifelt die

327 Wittgenstein: TLP 6.54, S. 85

328 Sieburg, Friedrich: »Die größere Hoffnung«. In: Moser, Samuel (Hg.): *Ilse Aichinger. Leben und Werk*. 2. Aufl., Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 2003, S. 162

329 Vossenkuhl, Wilhelm: Sagen und Zeigen. Wittgensteins „Hauptproblem“. In: Ders. (Hg.): *Ludwig Wittgenstein. Tractatus logico-philosophicus. KLASSIKER AUSLEGEN. BAND 10*. Berlin: Akademie Verlag

Möglichkeit der Verwendung einer präzisen und referentiellen Sprache nicht *per se*, sonst hätte sie diese im Roman nicht zur Darstellung gebracht. Es geht der Autorin aber darum, diese Art literarischer Produktion als *nur eine* Sprachvariante aufzuzeigen, ihre Grenzen zu demonstrieren und einen Ausweg aus den zwingenden Fängen einer solchen den Gesetzen der Logik unterliegenden Schreibweise zu finden. Wo alte, unreflektierte Sprechweisen versagen, da wird es notwendig, neue Methoden zu erproben, eine kritische Haltung vorausgesetzt.

Dabei beschreitet Aichinger den Pfad, der Wittgensteins vorläufiger Endpunkt gewesen ist. „Wovon man nicht sprechen kann, darüber muß man schweigen.“³³⁰ – Dieses Diktum, so könnte man sagen, begrenzt zum Einen das sinnvoll Sagbare der Sprache von Innen her, zum Anderen aber begrenzt es zugleich Wittgensteins *Tractatus* von Außen her, da es sowohl als letzter Satz des Werkes als auch ziemlich zu Beginn im Vorwort dem Leser wie ein Postulat gegenübertritt.

Schweigen heißt jedoch nicht Verstummen. Für Ilse Aichinger bedeutet Schweigen eine modifizierte Form des Ausdrucks, der sich nur deshalb *als* Schweigen auszeichnet, weil die Autorin mit der konventionellen Auffassung des Sprachgebrauchs (wie ihn Wittgenstein in seinem Frühwerk vertritt) bricht. Aber wie auch Wittgenstein später schreiben sollte, dass man „[n]ur in einer Sprache [...] etwas mit etwas meinen“³³¹ kann, so bleibt auch die Sprache bei Aichinger Bedingung. Sie wird lediglich modifiziert und in all ihren Varianten ausgelotet, sodass sie zwar auf real Gegebenes Bezug nimmt, dies aber nicht mehr mit den Mitteln und Methoden der Logik tut. Richard Reichensperger, der spätere Lebensgefährte von Ilse Aichinger, hält diesbezüglich fest: „Wenn scheinbar nichts mehr zu sagen und nur noch die Routine des Leichenbestatters zu Rate zu ziehen ist, setzt das Erzählen ein.“³³²

Aichinger also beginnt die Arbeit an *Die größere Hoffnung* in der Auffassung, einen Bericht zu schreiben. Dabei wird ihr bewusst, dass eine exakte Sprachverwendung im Sinne der Logik an den gegebenen äußeren Umständen scheitert und zu Widersprüchen führt. Diese Widersprüche lassen sich aber nicht aufheben, und laut Wittgenstein müsse man dort, wo man der Logik gemäß nichts Sinnvolles und Wahres sagen könne, schweigen. Aichinger jedoch will zumindest *zeigen*, was geschehen ist, und dies kann sie nur, indem sie die Darstellungsart verändert. Sie behält die Logik bei, belässt Elementarsätze wie ein Gitter im gesamten Werk

2001, S. 35

330 Wittgenstein: TLP 7, S. 85

331 Ebd.: PU Zettel, S. 260

332 Reichensperger, Richard: *Die Bergung der Opfer in der Sprache. Über Ilse Aichinger – Leben und Werk*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 1991, S. 13

verstreut, und baut auf diesen ihr *literarisches* Werk auf. Auf dieser Grundlage fußen sämtliche Metaphern, Bilder, abstrakte Szenen, etc. des Romans. Auf dieser Grundlage fußt aber ebenso Aichingers dem Roman nachfolgende literarische Produktion.

Claudia Fahrenwald bemerkt zu Wittgensteins letztem Satz aus dem *Tractatus*, dass das Schweigen dort „als ein bedeutsames innersprachliches Strukturelement, als eine Art semantische *Leerstelle*“³³³ fungiere; Ilse Aichinger füllt eben jene Leerstelle mit einer *Poetologie* – im Sinne einer Anschauung und Überzeugung, ja im Sinne eines ganzen Weltbildes – um dem Status des *Schweigens*, also etwas so zu sagen wie es logisch nicht gesagt werden kann, gerecht zu werden. Danach gefragt, was für die Autorin Schreiben bedeute, gibt sie in einem Interview (Schafroth, 1971) die Antwort:

[Schreiben] bedeutet für mich den Versuch, zu schweigen, vielleicht schreibe ich deshalb, weil ich keine bessere Möglichkeit zu schweigen sehe.³³⁴

Diese Aussage hat die Literaturwissenschaft lange Zeit, vielleicht bis heute, vor den Kopf gestoßen. Im Zusammenhang mit Wittgenstein scheint der *Gordische Knoten* aber lösbar zu sein. Jenseits der Logik liegt nach Wittgenstein nur der Bereich des *Schweigens*. „Dieses Schweigen meint die Notwendigkeit des steten Mitdenkens des Unaussprechlichen, des „Ungesagten“, die Notwendigkeit, jedes einzelne Wort abzuwägen und es auf seine Tauglichkeit zu überprüfen.“³³⁵ Schweigen heißt bei Wittgenstein nicht, *nichts* zu sagen, sondern etwas so zu sagen, wie es logisch nicht gesagt werden kann. In der Logik lässt sich jeder Satz hinsichtlich seines Wahrheitswertes überprüfen. Das, was jenseits der Logik gesagt wird, entzieht sich dieser Überprüfung. Wir können es nur glauben oder intuitiv fühlen. Eine Metapher oder eine Personifikation, wie Aichinger sie uns im Roman bietet, lässt sich nicht überprüfen, es hätte auch gar keinen Sinn, diese logisch überprüfen zu wollen. Und doch sagen uns diese Bilder etwas, wir verstehen ihren Sinn unabhängig von ihrer Wahr- oder Falschheit. Wir wissen intuitiv, was uns diese Bilder zeigen. Wittgenstein schreibt dazu: „Der Mensch hat die Tendenz, gegen die Grenzen der Sprache anzurennen. Dieses Anrennen deutet auf die Ethik hin.“³³⁶, aber ebenso gut auch auf die Ästhetik und die Literatur.

333 Fahrenwald: *Aporien der Sprache* 2000, S. 136

334 Aichinger: *Es muss gar nichts bleiben* 2011, S. 16

335 Gasser: *Abschied und Schweigen* 1999, S. 11

336 Wittgenstein: *Wiener Kreis* 2013, S. 93 – Anm.: Vgl. dazu Wittgenstein: VE, S. 18f.

Aichingers Prosa, die sich dieser *Poetologie des Schweigens* – wie es in der Forschungsliteratur zur Autorin genannt wird – verpflichtet fühlt, lässt sich am besten anhand der auf *Die größere Hoffnung* nachfolgenden Werke untersuchen. Die zunehmende Verknappung, das Erforschen syntaktischer und semantischer Strukturen sowie das Spiel mit den Regeln unserer Sprache bilden die wesentliche Grundlage vieler nachfolgender Texte Aichingers. Geformt und entwickelt, veranschaulicht und praktiziert wird dies aber bereits in ihrem Debütroman. Durch das *Schreiben* gelangt Aichinger zwangsläufig zum *Schweigen*; ihre nachfolgenden Texte sind Beweis dafür. Diese zu untersuchen ist nicht Teil dieser Arbeit, aber was klargeworden sein dürfte, ist Folgendes: Aichinger erkennt sehr früh, dass unser Zugang zur Welt nur ein sprachlicher sein kann. In *Die größere Hoffnung* entwickelt sie Strategien, um den richtigen Zugang bzw. eine gelungene Mischung der Perspektiven poetologisch zu generieren. Das, was *gesagt* werden muss, entwickelt sich im *Schreiben* zum *Schweigen*, weil der Schreibprozess, indem er die Fakten reflektierend prüft, in dieser Reflexion notwendig zur so genannten *Poetologie des Schweigens* führt.

Elfriede Jelinek hat Wittgensteins letzten Hauptsatz aus dem *Tractatus* umgeformt und sagt in ihrem Roman *Die Klavierspielerin*, wenn auch in einem anderen Zusammenhang, was sich gut auf Aichinger und diesen Vorgang übertragen und anwenden lässt: „Was man nicht aussprechen kann, davon soll man schreiben.“³³⁷

337 Jelinek, Elfriede: *Die Klavierspielerin*. 45. Aufl., Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 2015, S. 231

Kapitel 5: Zu Regeln und privater Sprache

In sein Tagebuch notiert Wittgenstein bereits 1914 folgenden Satz:

Wenn ich zum Zwecke der Verständigung mit einem Anderen *Die Sprache* erfinden wollte, was für Regeln müßte ich mit ihm über unseren Ausdruck vereinbaren?³³⁸

Unter *Ausdruck* versteht Wittgenstein an dieser Stelle das sprachliche Zeichen, und es zeigt sich daran gut, dass der *Akt der Benennung* der Ausgangspunkt für jede Sprachgestaltung ist. Will man nun eine Sprache erfinden, um *nur einem* Anderen etwas mitzuteilen, so spricht Wittgenstein von *Vereinbarung*; wird allerdings eine Sprache für eine gesamte Sprachgemeinschaft ersonnen, so wird diese Vereinbarung laut Wittgenstein innerhalb eines nicht näher zu bestimmenden mystischen oder kulturellen Aktes vollzogen, dem alle Teilnehmer der Sprache stillschweigend zustimmen, wie im Kapitel zur Benennung bereits ausgeführt wurde. Die Frage, die Wittgenstein nun stellt, ist, *wie* diese allgemeine Zustimmung funktioniert und *was* sie beinhalten muss, damit Sprache auch allgemein verstanden werden kann. Einem Gegenstand einen Namen zu geben ohne auf die *Regeln* zu verweisen, nach denen dieser Name angewandt werden kann und muss, wäre zu wenig.

Alle Ausführungen und Erklärungen, die im Zuge dieser Arbeit zu den Phänomenen der Sprache geboten werden, bilden im Grunde einen wesentlichen Teil dieses Regelwerks. Wenn davon gesprochen wurde, dass man mit Namen nicht auf Einzeldinge verweist, sondern auf Klassen, so ist dies eine Regel. Wenn erläutert wurde, wie aus Namen und Sätzen Bilder werden und wie aus diesen Bildern der Sinn gedeutet wird, so handelt es sich auch hierbei um Regeln. Wenn zuletzt gezeigt wurde, nach welchen Kriterien und Strukturen vor allem Sätze der Logik gebildet werden und wie diese anzuwenden sind, so spricht man auch in diesem Falle von einem Regelwerk, dem der Sprecher einer Sprache intuitiv folgt.

Doch wie kommt es nun, dass ein Sprecher weiß – oder zumindest zu wissen scheint – wie er die Sprache zu gebrauchen hat? Im Alltag verstehen sich die Menschen, ohne sich ständig Gedanken über die Verwendung ihrer Worte machen zu müssen, ohne sich ständig fragen zu müssen, ob sie den Regeln der Sprache auch richtig folgen. Die Regeln scheinen daher im Hintergrund zu bestimmen, „was den Übergang von Wörtern zu bezeichneten Dingen und

338 Wittgenstein: TB, S. 127 (20.12.1914)

Wahrheitswerten in unserer Alltagssprache verständlich und möglich macht.“³³⁹ Auch hier scheint es wie bei dem kulturell eingebetteten *Akt der Benennung* ein summatives Einverständnis zu einem Regelwerk zu geben, dem zwar jeder intuitiv folgt, das aber keiner so recht erklären kann. Die Regeln der Sprache stehen dabei im Hintergrund und sind zwar Handlungs- und Sprachleitend, im Akt des Sprechens selbst aber nicht anwesend. Wittgenstein vergleicht dies – übrigens an sehr vielen Stellen seines Gesamtwerkes – mit der Anwendung einer Tabelle, wobei eine Tabelle anwenden bei Wittgenstein wiederum einen eigenen Fall des Regelfolgens darstellt.

Bei einer Tabelle nun entsprechen sich z.B. Name und bezeichnetes Ding; diese Tabelle deuten und verstehen zu lernen bezeichnet Wittgenstein mal als „Unterricht in der Sprache“³⁴⁰, mal als „kein Erklären, sondern ein Abrichten.“³⁴¹ Jedenfalls wird das Regelwerk, in diesem Falle lediglich die korrekte Entsprechung von Name und Gegenstand, *verinnerlicht*. Wird die Sprache im Anschluss an einen wie auch immer gearteten Sprachunterricht angewandt, so wird die Tabelle dem Sprecher „bei der Ausführung [...] nicht an die Hand gegeben. Die Tabelle tritt in die Praxis der Sprache nicht ein.“³⁴² Der Sprecher weiß, was er zu sagen und zu tun hat, weil er die Regeln der Sprache bereits *verinnerlicht* hat. Dazu schreibt Wittgenstein in den *Philosophischen Untersuchungen*: „Wenn ich der Regel folge, wähle ich nicht. Ich folge der Regel *blind*.“³⁴³ Wir sind also dazu erzogen, den Regeln der Sprache intuitiv zu folgen, ohne sie wirklich im Detail zu kennen.

Deshalb hatten auch viele Schriftsteller und Intellektuelle ein Problem mit der Sprache des Dritten Reiches; wie wir gesehen haben, wurde den Menschen dort eine neue Verwendung ihrer Worte aufgezwungen. Dies hat sich aber nicht nur auf der Ebene der Benennung oder bei der Bildung von Sätzen bemerkbar gemacht, sondern oder vor allem auch in Bezug auf das Regelsystem, nach welchem fortan zu sprechen war. Die Art und Weise, wie die Sprache verwendet werden musste, *was* man nun anders zu sagen und *wie* man nun „richtig“ zu sprechen hatte, wurde vorgegeben. Dieses neue Regelwerk, nämlich „daß die Regel eine Ausnahme und die Ausnahme keine Regel war“³⁴⁴, wie Ilse Aichinger in ihrem Roman schreibt, war die eigentliche Gewalt am Sprachzwang des Nationalsozialismus. Nicht, dass

339 Harrison: *Vorgestellte Welten und die wirkliche Welt* 2006, S. 157

340 Wittgenstein: BrB, S. 141

341 Ebd.: PU §5, S. 239

342 Ebd.: BrB, S. 141

343 Ebd.: PU §219, S. 351

344 Aichinger: DgH, S. 12

die Worte neue Bedeutungen bekommen haben war verwerflich – denn Sprache entwickelt sich ja beständig fort – sondern die Tatsache, dass die Regeln der Sprache, nämlich dass man Worte *so und so* zu benutzen hatte, von außen zur Pflicht auferlegt wurden, dass also die neuen Bedeutungsnuancen nicht frei und im wechselseitigen Einverständnis gewählt werden durften. Folgte man dieser auferlegten Pflicht nicht, so verdiente³⁴⁵ man im schlimmsten Falle den Tod.

Wenn wir im Alltag also sprechen, ohne zu wissen, *wie* wir sprechen, so steht dies einem aufgeklärten Sprachbewusstsein diametral entgegen. Aufgabe der Philosophie und des reflektierten Umgangs mit Sprache muss also sein, auch die Regeln, nach denen wir sprechen, zu untersuchen. Denn, wie Wittgenstein beziehend auf das Regelsystem der Sprache schreibt: „Das Verstehen selbst ist ein Zustand, *woraus* die richtige Verwendung entspringt.“³⁴⁶ Das Interesse an einem Regelwerk ist aber der menschlichen Natur geschuldet. Wer sich für die Welt interessiert, der kann diese nur mittels Sprache greifbar und fassbar machen. Somit ist das Interesse des Menschen für sich und seine Welt ein Interesse an der Sprache. Wer sich aber für Sprache interessiert, der interessiert sich auch für ihre Regeln:

Wir interessieren uns für die Sprache, als einen Vorgang nach expliziten Regeln. Denn die philosophischen Probleme sind Mißverständnisse, die durch Klärung der Regeln, nach denen wir die Worte gebrauchen wollen, zu beseitigen sind.³⁴⁷

Interessant ist hier vielleicht zu bemerken, dass Wittgenstein beziehend auf den *Akt der Benennung* behauptet hat, die Erklärungen hätten irgendwo ein Ende³⁴⁸, im Bezug auf die Regeln der Sprache aber, die ebenso dunkel und verworren im Hintergrund walten, fordert, man müsse sie ergründen. Dies versucht Wittgenstein auch zu tun; die Paragraphen 139 – 242 (sowie viele weitere verstreute) der *Philosophischen Untersuchungen* sind fast ausschließlich dem *Regelfolgen* gewidmet. Dabei ist zunächst eine Unterscheidung wichtig, die Bertram in seinem Text zu Wittgenstein vornimmt: Die zwischen *präskriptiven* und *konstitutiven*

345 Anm.: Aichinger spricht davon, dass das NS-Regime den „Tod zum Verdienst“ (DgH, S. 90) erhoben habe.

Widerstand gegen das sprachliche System wird in diesem Sinne zu etwas, das sich *lohnt*, das sogar *be-lohnt* wird.

346 Wittgenstein: PU §146, S. 313f.

347 Ebd.: PG, S. 68

348 Vgl. ebd.: PU §1, S. 238

Regeln.³⁴⁹ Erstere schreiben etwas vor, sind also z.B. Benimmregeln einer Gesellschaft, die verletzt oder befolgt werden können, im Falle eine Verletzung aber gewisse Konsequenzen nach sich ziehen. Konstitutive Regeln hingegen entstehen erst in ihrer Ausführung und können im Grunde nicht verletzt werden; wer beim Schachspiel die Figuren nach anderen Regeln zieht, der spielt einfach nicht Schach, oder umgekehrt: Will er Schach spielen, so muss er die Figuren den Regeln gemäß ziehen, und erst durch das Spielen nach der Regel wird die Regel ausgeführt und bestätigt. Verläuft alles korrekt, spielt man Schach. Wittgenstein geht nun davon aus, dass die Regeln der Sprache *konstitutiv* sind. Es ist nicht so, dass wir uns, wenn wir sprechen, an eine gewisse Anleitung halten und im Falle eines Verstoßes gegen die Regel bestraft oder zur Rechenschaft gezogen würden. Vielmehr bestätigen wir durch unsere Sprache erst, dass wir den Regeln gemäß zu sprechen in der Lage sind. Handeln wir nicht nach diesen Regeln, so würden uns die Mitglieder einer Sprachgemeinschaft nicht verstehen oder sagen, wir sprächen Unsinn.

Was der Nationalsozialismus nun macht ist, dass er die *konstitutiven* Regeln der Sprache *präskriptiv* vorschreibt. Man muss sich an die neuen Regeln halten, sonst hat man mit Konsequenzen zu rechnen. Den Hitlergruß zu erwidern macht einen nicht erst zum Mitglied der Gemeinschaft, er ist verpflichtend geworden. Im Kapitel *Der Kai* von Aichingers *Die größere Hoffnung* wollen die Protagonisten ein Kind aus dem Kanal retten, damit die neuen (*präskriptiven*) Regeln – das Verbot des Sitzens auf den Parkbänken, das Spielen im Stadtpark, etc. – aufgehoben würden. Die Kinder operieren hier aber mit einem *konstitutiven* Begriff der Regel, denn nirgends steht geboten oder verboten, dass ein in den Kanal gefallenes Kind, welches gerettet wird, Konsequenzen – in diesem Fall das Aufheben der neuen Regeln – nach sich ziehen würde. Die Kinder glauben daran, dass erst ihr Handeln diese Regel offenbart; noch können sie also nichts Definitives über die Konsequenzen sagen, sie können sich diese nur spielerisch in mehreren Varianten ausmalen.³⁵⁰ Zu diesem Spiel gehört dabei auch, dass das zu rettende Kind überhaupt ins Wasser fallen muss, was Ellen zwar skeptisch beäugt, was aber dem *konstitutiven* Aspekt des ganzen Szenarios geschuldet ist. „Das Kind muß ins Wasser fallen, wenn es gerettet werden will“³⁵¹, sagt auch der Schießbudenbesitzer. Die Entscheidung nun, ob diese *konstitutiven* Regeln der Kinder bei Erfüllung der Aufgabe die erdachten Konsequenzen nach sich ziehen, wird dem Leser vorenthalten. Es fällt zwar tatsächlich ein Kind ins Wasser, wird aber nur von Ellen, die ohnehin auf allen Bänken sitzen

349 Vgl. Bertram: *Sprachphilosophie zur Einführung* 2011, S. 105

350 Vgl. Aichinger: DgH, S. 33f.

351 Ebd., S. 39

und im Stadtpark spielen darf, gerettet. Über mögliche Auswirkungen auf die anderen Kinder lässt sich somit nichts sagen.

Im Anschluss an diese Szene führt Aichinger aber noch aus, wie man mit den *präskriptiven* Regeln (der Sprache) des Nationalsozialismus umgehen kann. Völlig entmutigt von dem, was soeben geschehen ist, schlägt Georg vor: „Und wir setzen uns jetzt alle auf eine Bank. So oder so.“³⁵² Liest man dieses *so oder so* auf Wittgensteins *Tractatus* bezogen³⁵³, so lässt sich zum Einen der unmittelbare Weltbezug der Szene erschließen, zum Anderen aber auch die auferlegte Entscheidung zwischen zwei sich widerstreitenden Positionen; entweder es verhält sich *so*, dass Regeln *präskriptiv* sind, so würde das Sitzen auf der Parkbank Konsequenzen nach sich ziehen, oder *so*, dass Regeln *konstitutiv* sind, wodurch das Sitzen auf den Bänken, wenn es denn ein *falscher Zug* im „Spiel“ des Nationalsozialismus wäre, nur veranschaulichen würde, dass sich die Kinder eben an andere Regeln halten. Das NS-Regime und dessen ausführende Organe handeln natürlich nach den *präskriptiven* Regeln und fordern Konsequenzen ein: „Ihre Ausweise [...] Sind Sie berechtigt, hier zu sitzen?“³⁵⁴ Und wieder liegt es an Ellen, der Protagonistin des Romans, die Strukturen des NS-Regimes als verdächtig zu entlarven.

Wie im vorangegangenen Kapitel gezeigt wurde, gelingt dies häufig dadurch, dass ein Fehler in der Logik des Systems, etwa ein Widerspruch, aufgezeigt wird. Der untersuchende Offizier ist in dieser Szene deshalb wie zufällig – aber mit Kalkül der Autorin – der Vater von Ellen, und die Protagonistin deckt diese Verbindung auf. Es kommt ein Widerspruch ins Spiel, und diejenigen, die zunächst die Macht der Regel auf ihrer Seite geglaubt haben, werden nun unsicher, die Soldaten fühlen sich, „als wären sie widerlegt worden.“³⁵⁵ Dieser gefühlte Widerspruch zwischen den Untersuchenden, die das Recht auf ihrer Seite glauben und Ellen, die dieses Recht nun für sich einfordert, wird hier evident. Wenn das *präskriptive* System nicht greift, wenn die Logik nicht mehr der alleinige und einzige Zugang zur Welt mittels Sprache ist, so müssen andere Mittel und Methoden der Sprache gefunden werden. Wie erwähnt wurde, transzendiert Aichinger ihre Sprache in ihrer *Poetologie des Schweigens*, und bezeichnend dafür entsteht auch in der hier zitierten Szene plötzlich „eine Atemlosigkeit, eine ungeheure, laute Stille.“³⁵⁶ Diese *Stille* ist deshalb *laut*, weil das Schweigen *als Zeichen*

352 Aichinger: DgH, S. 48

353 Vgl. Wittgenstein: TLP 4.5, S. 45

354 Aichinger: DgH, S. 48

355 Ebd., S. 49

356 Ebd.

bestehen bleibt. „Während das Schweigen schweigt, spricht der Begriff des Schweigens und schweigt nicht, womit ausgesagt wäre, dass der Begriff des Schweigens jede Art von Bedeutung ausdrücken kann, auch sich selbst“³⁵⁷. Die Bedeutung des Schweigens ist hier, die *präskriptive* Vorschreibung von Regeln als *willkürlich* zu entlarven. „Das, was gegen die Zeichen, außerhalb der Zeichen geschaffen wird, was ausdrücklich kein Zeichen sein soll, wird sehr rasch selbst als Zeichen verbucht.“³⁵⁸, schreibt auch Roland Barthes über das Schweigen und spricht im Weiteren von einer „Unausweichlichkeit des Zeichens: Es ist stärker als das Individuum.“³⁵⁹

Das Schweigen, das in Aichingers Poetologie eine modifizierte Sprechweise bezeichnet, wird hier in Form der *lauten Stille* zum vielsagenden Kritikpunkt an der *präskriptiven* Methode des Nationalsozialismus. Nach dieser Stille und der temporären Widerlegung der Soldaten in dieser Szene gelingt den Kindern die Flucht vor den Konsequenzen. Ellen hält ihren Vater davon ab, diesen zu folgen, indem sie ihm beharrlich entgegentritt.³⁶⁰ Zuletzt heißt es: „Der babylonische Turm wankte in dem leisen Zittern ihrer Atemzüge.“³⁶¹ Vor allem diese Stelle zeigt an, dass es Aichinger in ihrem Roman tatsächlich um Sprache geht; die Autorin deutet die *babylonische Sprachverwirrung* an, die im Zuge des Turmbaus zu Babel von Gott unter den Menschen verbreitet wurde, um sie am Erstürmen des Himmels zu hindern. Auch Ellen hindert ihren Vater und die übrigen Soldaten an der Ausübung ihrer Pflicht, an der Ausführung der *präskriptiven* Regeln; dies ist Ellens Versuch im Kleinen, die Sprache bzw. die Strukturen des Nationalsozialismus ins Wanken zu bringen. Dieser Versuch muss trotz Teilerfolg vorläufig scheitern, weil das Regime des Dritten Reiches an dieser Stelle im Roman noch am Erstarren ist.

Doch kehren wir zurück zu Wittgenstein. Wären die Regeln der Sprache *präskriptiv*, so könnte ein Verstoß gegen diese Regeln geahndet werden. Dies würde unsere Sprache aber in einem Licht der NS-Ideologie erscheinen lassen und wäre somit ein Missbrauch der Sprache, wie Wittgenstein sie vorstellt. Die Regeln der Sprache sind vielmehr *konstitutiv*: Indem wir etwas

357 Gasser, Katja: *Behutsam kämpfen : Sanft und aufsässig. Ilse Aichinger und Günter Eich: Ein poetologischer Vergleich mit besonderer Berücksichtigung der Denkfigur des Schweigens*. Diss. Universität Wien: 2003, S. 211

358 Barthes, Roland: *Das Neutrum. Vorlesung am Collège de France 1977 – 1978*. 2. Aufl., Frankfurt am Main: Suhrkamp 2015, S. 62

359 Ebd.

360 Anm.: Dieses Entgegentreten kann unter anderem auch als „widersprechen“ gedeutet werden, als derjenige Widerspruch, der einem die Strukturen offenlegt und diese hinterfragen lässt.

361 Aichinger: DgH, S. 49

sagen, werden wir verstanden, aber nur solange wir den Regeln der Sprachgemeinschaft folgen. Um den Regeln dabei aber überhaupt folgen zu können, also immer so zu sprechen, wie wir annehmen, auch verstanden zu werden, dazu bedarf es objektiver Grundlagen. „Die Prozedur, ein Stück Käse auf die Waage zu legen und nach dem Anschlag der Waage den Preis zu bestimmen, verlöre ihren Witz, wenn es häufiger vorkäme, daß solche Stücke ohne offenbare Ursache plötzlich anwüchsen, oder einschrumpften.“³⁶² Es gibt also Konstanten, auf die wir uns verlassen können müssen, um überhaupt eine Sprache sprechen zu können. Dazu zählen alle Strukturen dieser Sprache. Wenn wir uns z.B. nicht darauf verlassen könnten, dass Sprache eine Verweisstruktur besitzt, so wäre die Verwendung von Namen als Pendant zu Gegenständen sinnlos. Wir würden, im Falle dass gewisse Grundlagen nicht mehr gelten würden, gar nicht in der Lage sein zu sprechen. Diese Grundlagen gibt uns das menschliche Bezugssystem³⁶³ an die Hand. Man kann sich verschiedene Sprachen vorstellen, die auch nach verschiedenen Regeln funktionieren, die Regeln allerdings ließen sich nur schwer erklären und verdeutlichen, weil sie in der sozialen Praxis des Sprechens der jeweiligen Sprache erst eingeübt werden. Diese Grundlagen sind dabei für eine Sprachgemeinschaft unabdingbar, denn „eine Sprache vorstellen heißt, sich eine Lebensform vorstellen.“³⁶⁴ Die menschliche Lebensform nun verwendet Sprache unter gewissen Voraussetzungen; eine davon ist eben, dass unsere Sprache eine Verweisstruktur besitzt.

„Richtig und falsch ist, was Menschen *sagen*; und in der *Sprache* stimmen die Menschen überein. Dies ist keine Übereinstimmung der Meinungen, sondern der Lebensform.“³⁶⁵ An diese grundlegenden Regeln der Sprache hält sich nun, wer Teil einer gewissen Lebensform ist. Um zu erklären, was genau Wittgenstein unter Lebensform versteht, benutzt er Beispiele aus dem Tierreich. In den *Philosophischen Untersuchungen* heißt es: „Man sagt »Der Hahn ruft die Hühner durch sein Krähen herbei« – aber liegt dem nicht schon der Vergleich mit unsrer Sprache zu Grunde?“³⁶⁶ Dass wir den Schrei des Hahnes und das zeitlich nahe Erscheinen der Hühner *als* Ruf interpretieren, d.h. *als* Sprache deuten, das ist *unsrer* Lebensform geschuldet. Weiter heißt es nämlich: „Wird der Aspekt nicht ganz verändert, wenn wir uns vorstellen, durch irgend eine physikalische Einwirkung setze das Krähen die

362 Wittgenstein: PU §142, S. 311

363 Vgl. ebd.: PU §206, S. 346

364 Ebd.: PU §19, S. 246

365 Ebd.: PU §241, S. 356

366 Ebd.: PU §493, S. 431

Hühner in Bewegung?“³⁶⁷ Wenn sozusagen das Krähen, der akustische Reiz, irgendeinen Automatismus in Gang setzt, der die Hühner zum Erscheinen *zwingt*, so würden wir nicht mehr sagen, es handle sich dabei um Sprache. Die Lebensform von Vögeln ist nun mal eine andere als die des Menschen. Wir sind es in unserem Sprachvermögen, in unserem Vermögen, auf die Welt mittels Sprache zuzugreifen, gewohnt, vieles (wenn nicht alles), was sich ereignet, als Sprache zu deuten. Dabei sind es nur wir, die Sprache als Sprache deuten. „Wenn ein Löwe sprechen könnte,“ heißt es weiter bei Wittgenstein, „wir könnten ihn nicht verstehen.“³⁶⁸ Der Löwe hätte ein ganz anderes Bezugssystem zur Welt, seine Regeln der Sprache wären nicht unsere Regeln, und so würden wir einen Löwen auch dann nicht verstehen, wenn wir uns vorstellten, er hätte so etwas wie Sprache. Es wäre für uns ganz unmöglich, die Sprache des Löwen in die unsere zu übersetzen, weil der Löwe einer anderen Lebensform angehört. Alles, was wir uns übersetzen können, hat Teil an unserer Lebensform, der Lebensform Sprache. Doch was hat die Lebensform nun mit der Regel zu tun?

In unserer Lebensform als Menschen, durch unser intuitives Verständnis von Denken, Welt und Sprache als Einheit, sind wir uns einig, dass es gewisse Grundlagen gibt – etwa die Verweisstruktur eines Zeichens auf einen Gegenstand – die wir alle teilen. Die Regeln, nach denen wir sprechen, orientieren sich an dieser gemeinsamen Praxis unseres Sprachverständnisses. Wenn es kein Schachbrett gäbe, so könnten wir nicht Schach spielen. Die Regeln des Spiels lernt man laut Wittgenstein unter anderem dadurch, dass man dem Spiel zusieht: „Man lernt das Spiel, indem man zusieht, wie Andere es spielen.“³⁶⁹ So lernt auch Mirko Czentovic in Stefan Zweigs *Schachnovelle* das Schachspiel, ohne dass ihm jemand die Regeln des Spiels explizit hätte erklären müssen. Durch bloße Beobachtung kann man also gewisse Regeln der Sprache verinnerlichen, ohne von außen bewusst dazu *abgerichtet* werden zu müssen, denn es gibt „ein Lernen des Spiels doch auch ohne explizite Regeln.“³⁷⁰ Doch die Beobachtung allein ist nicht in der Lage, uns alle Regeln der Sprache zu veranschaulichen. Als das Talent des jungen Schachspielers sich bei Stefan Zweig zu zeigen beginnt, da wird er in weiterer Folge offiziell in die Regeln des Spiels eingeführt; ihm werden gewisse Züge (z.B. Rochade) erklärt, die er sich beim bloßen Zusehen nicht recht hat deuten können, ihm werden Kombinationen von Zügen (Eröffnungen) gezeigt und der jeweilige Vorteil dieser Konstellationen nahegelegt.

367 Wittgenstein: PU §493, S. 431

368 Ebd.: PU II, S. 568

369 Ebd.: PU §53, S. 270

370 Ebd.: PG, S. 62

Aber der Bezug muss immer beidseitig sein: Sowie die Regeln sicherlich für das Spiel entscheidend sind, so ist es auch das Spiel für die Regeln. Ohne praktischen Bezug Regeln zu lernen wäre sinnwidrig, wie uns auch das andere Beispiel aus der Novelle von Zweig suggeriert: Dr. B., der in Isolationshaft ausgehend von regelgeleiteten (Muster)Schachpartien neue Partien ersinnt und gegen sich selbst spielt, muss notwendig schizophran werden, weil er (in der Terminologie des Kontexts Sprache) Sprecher und Zuhörer, Autor und Rezipient zugleich ist. Sprache ist aber, wie im Folgenden noch zu erörtern sein wird, immer abhängig vom sozialen Kontext: Sie erfordert geradezu das Gegenüber; der Andere muss notwendig Teil der eigenen Sprache sein.

Doch zurück zum Ausgang: Keine Regel ist jemals so genau, „daß auch die präziseste Formulierung der Regel [eine] fehlerlose Ausführung garantiert.“³⁷¹ Dies liegt daran, dass die Regeln der Sprache teils willkürlich zu sein scheinen, teils aber nicht alles regeln, was man in und mit einer Sprache tun oder sagen kann. Wie jemand die Regeln der Sprache auslegt, ist seine Sache; es entscheidet zuletzt immer der Sprecher selbst, ob er mit dem, was er sagt, auf Verständnis stoßen will oder nicht. „Wieviele Regeln immer du mir angibst –“, schreibt Wittgenstein in den *Bemerkungen über die Grundlagen der Mathematik*, „ich gebe dir eine Regel, die meine Verwendung deiner Regel rechtfertigt.“³⁷²

Wenn jemand zu mir sagt: „Geh bitte bis zu dieser Linie!“, so kann ich vor, auf oder kurz nach der Linie haltmachen. Wenn ich nun der Anweisung gemäß gefolgt bin, so habe ich gemäß der Regel, die der Andere im Sinn hatte, gehandelt; wenn derjenige, der den Befehl gegeben hat, allerdings gemeint hat, ich solle *vor* der Linie halten, so gebe ich ihm, falls ich *nach* der Linie gehalten habe, meine Regel an, wie ich den Ausdruck „bis zu dieser Linie“ verstehe. Dabei würde der Andere nicht zwangsläufig sagen, ich rede Unsinn, weil hier der Regelverstoß keine grundlegende Auswirkung auf das Verständnis gehabt hat, anders als wenn ich z.B. in die entgegengesetzte Richtung gelaufen wäre.

Viele Regeln sind zudem auch gar nicht genau und allumfassend. Wittgensteins Beispiel dazu ist das des Tennisspiels: „Es ist nicht überall von Regeln begrenzt; aber es gibt [...] keine Regel dafür z.B., wie hoch man im Tennis den Ball werfen darf“³⁷³. Regeln sind in diesem Sinne ungefähre Richtlinien, die dafür Sorge tragen, dass man in einer Sprache auch verstanden wird. Die Regeln werden von Sprechern einer Sprachgemeinschaft durch

371 Schulte: *Wittgenstein* 2016, S. 157f.

372 Wittgenstein: BGM, S. 79

373 Ebd.: PU §68, S. 279

(kulturelle) Erziehung, Beobachtung sowie einer gewissen Form des *Abrichtens* verinnerlicht. Es sind keine *präskriptiven* Regeln, die unbedingt einzuhalten sind, sondern eben Richtlinien, an die man sich hält, wenn man verstanden werden will. Die Anwendung der Regeln obliegt in jedem Fall dem Sprecher, ohne Zwang und ohne Verpflichtung, doch der Sprecher wird sich an diese Regeln freiwillig halten, will er der Sprachgemeinschaft etwas mitteilen.

An einer Stelle der *Philosophischen Untersuchungen* fragt Wittgenstein dann zwar: „Können wir uns nicht eine Regel denken, die die Anwendung der Regel regelt?“³⁷⁴ Doch dieser Gedanke wird schon bald verworfen, vor allem weil eine solche Meta-Regel *präskriptiv* sein müsste, was Wittgensteins Modell des Regelfolgens entgegenstünde. Doch „[d]ie Regel ist nicht so wie der Mörtel zwischen zwei Ziegeln. Wir können nicht eine Regel aufstellen, um eine andere Regel anzuwenden. Wir können nicht eine Regel »mittels« einer Regel anwenden.“³⁷⁵, heißt es dazu dezidiert von Wittgenstein.

Um zuletzt zu verstehen und zusammenfassend zu erörtern, was Wittgenstein mit all diesen Aspekten zur Regel meint, betrachten wir ein Beispiel, das er selbst in den *Philosophischen Untersuchungen* gibt: „Eine Regel steht da, wie ein Wegweiser.“³⁷⁶ Wenn wir vor einem Wegweiser stehen, so wissen wir in der Regel, was wir zu tun haben, wollen wir an das Ziel gelangen. Doch dieses Wissen um unser Handeln ist laut Wittgenstein nicht selbstverständlich, der Wegweiser an sich sagt nämlich nicht aus, in welche Richtung wir zu gehen haben, es sei denn, wir haben gelernt, wie ein Wegweiser zu verstehen ist. Genauso sagt uns eine Regel der Sprache nicht, was wir zu tun oder zu sagen haben, wenn wir mit dieser Regel konfrontiert werden. Unsere Kultur, unsere Beobachtung und unsere Erziehung haben uns gelehrt, dass wir dem spitzen Ende des Pfeiles folgen müssen, wenn wir das Ziel eines Wegweisers erreichen wollen. Doch das ist eine erlernte Kulturtechnik, genauso wie das Lesen einer Tabelle von links nach rechts. Wittgenstein stellt sich Außerirdische vor, die noch nie einen Wegweiser oder eine Tabelle gesehen haben; woher wissen sie, dass sie nicht dem stumpfen Ende folgen sollen, woher wissen sie, dass die Tabelle von links nach rechts zu deuten ist, und nicht etwa von oben nach unten? Woher wissen sie überhaupt, dass ihnen eine Tabelle oder ein Wegweiser etwas sagen will? Die Regeln der Sprache funktionieren nur, weil wir in Übereinstimmung mit anderen Mitgliedern einer Sprachgemeinschaft gewohnt sind, dass diese Regeln relevant sind. Wie eine Regel funktioniert, kann man nicht regeln. Man kann aber in Übereinstimmung mit der sozialen Praxis des Gebrauchs handeln, sodass letzten

374 Wittgenstein: PU §84, S. 287

375 Ebd.: *Wiener Kreis* 2013, S. 155

376 Ebd.: PU §85, S. 288

Endes gelten muss: „Der Wegweiser ist in Ordnung, – wenn er, unter normalen Verhältnissen, seinen Zweck erfüllt.“³⁷⁷. Wie diese Übereinstimmung in Lebensform und sozialer Praxis aber genau zu denken ist, darüber soll im folgenden Abschnitt gesprochen werden.

Kapitel 5.1: Soziale Praxis und private Sprache: ein Widerspruch

In den *Philosophischen Untersuchungen* ist Sprache für Wittgenstein „nichts Festes, ein für allemal Gegebenes; [...] [Sprache ist vielmehr Teil] einer Tätigkeit, oder einer Lebensform.“³⁷⁸ Sie ist somit *konstitutiv* und kann in gewisser Weise, bereits bei Wittgenstein, im Sinne von Austins *Sprechakttheorie* gedeutet werden. Ähnliches geschieht mit der Sprache in der 1958 von Ilse Aichinger veröffentlichten Erzählung *Das Bauen von Dörfern*; darin erschaffen die Protagonisten ein Dorf, einfach indem sie es beschreiben. Was sich zunächst wie eine Hommage auf den Schriftstellerberuf liest, entpuppt sich bald als trickreich, denn natürlich geraten die Protagonisten in der Erzählung auch in Streit; denn wurde ein Wort oder ein Sachverhalt erst einmal ausgesprochen, so ist dieses oder dieser nicht mehr zurücknehmbar. Dies kann unter den gegebenen Bedingungen, nämlich dass Sprache *konstitutiv* ist, ganz schnell zu Problemen führen. Als Beispiel sei folgende Textstelle angeführt, die unmittelbar nach der gemeinsamen Nennung und somit *In-die-Welt-Setzung* eines Waldes zu lesen ist:

Und sie sagte: Durch alle Wälder führen Wege. Dass aber auf diese Art aus einem Wald zwei würden, bedachte sie nicht und war auch nicht bereit, es zu bedenken.³⁷⁹

Das Problem erwächst aus der Nennung des logischen Operators: *alle*. Wenn nämlich dann, wenn etwas behauptet wird – egal was behauptet wird – dies *konstitutiv* für die Welt ist (Überzeugung des späten Wittgenstein), so darf eine derartige Sprache nicht den alten, als ideologisch entlarvten Strukturen der Logik (Überzeugung des frühen Wittgenstein) gehorchen, unterliegen oder verfallen; denn was dann passiert, lässt sich aus Aichingers Text

377 Wittgenstein: PU §87, S. 290

378 Ebd.: PU §23, S. 250

379 Aichinger: *Das Bauen von Dörfern*. In: Dies.: *Eliza Eliza. Erzählungen. (1958 – 1968)*. 3. Aufl., Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 2004, S. 95

leicht entnehmen. Wenn die Protagonistin, einem biblischen Schöpfungsakt gleich, behauptet, dass durch *alle* Wälder Wege führen, zugleich ein Weg durch einen bestehenden Wald diesen aber dupliziert, so müssen der Anweisung gemäß nun durch beide Wälder Wege führen. Ein infiniten Regress ist somit unvermeidbar. In gewisser Weise stellt so die Erzählung *Das Bauen von Dörfern* eine Mahnung dar, nicht allzu leichtfertig mit der Sprache umzugehen, vor allem dann nicht, wenn man wie Aichinger weiß, wo die logischen Strukturen der Sprache an ihre Grenzen stoßen. Als Konsequenz bleibt am Ende nur noch, eine andere Sprache zu suchen, eine andere Perspektive zur Sprache einzunehmen (wie Ellen das beim Herunterreißen der Landkarte macht); in der Erzählung versetzen die Protagonisten daher die Stadt weg vom Wald hin zu einem See, fragen sich manchmal aber, ob dieser Schritt notwendig war oder was sie von vornherein hätten besser machen können.

Wittgenstein selbst erkannte dieses Problem³⁸⁰ und ließ daher seine neue, an einer Gebrauchstheorie orientierte Sprachauffassung nicht mehr den Gesetzen und Strukturen der Logik folgen. Vielmehr sei der Kontext des jeweiligen *Sprachspiels*³⁸¹ ein entscheidender Aspekt, um zu erklären wie Sprache funktioniert. Gelten nun aber nicht mehr die Gesetze der Logik, müssen neue Regeln gefunden und beschrieben werden. Dies sind die Regeln der Sprache, denen wir intuitiv folgen, wenn wir verstanden werden wollen.

Weiter oben haben wir gesehen, dass wir in der sozialen Praxis *abgerichtet* und gewissermaßen sozialisiert worden sind, Sprache nach jenen Regeln zu gebrauchen, durch die andere Sprachteilnehmer der gleichen Lebensform unseren Ausdruck deuten können. In den *Philosophischen Untersuchungen* schreibt Wittgenstein dazu:

Was hat der Ausdruck der Regel – sagen wir, der Wegweiser – mit meinen Handlungen zu tun? Was für eine Verbindung besteht da? – Nun, etwa diese: ich bin zu einem bestimmten Reagieren auf dieses Zeichen abgerichtet worden, und so reagiere ich nun.³⁸²

380 Anm.: Das *Problem* besteht in dem Versuch, die Gebrauchstheorie der Sprache mit den logischen Strukturen einer idealen Sprache in Einklang zu bringen. Die ideale Sprache ist aber *nur eine* Variante im großen Spiel der Sprachmöglichkeiten. Eine ausführlichere Behandlung des Themas findet sich in dem am 18. Juli 1969 im Bayrischen Rundfunk erstmalig gesendeten Hörspiel *Die Schwestern Jouet* von Ilse Aichinger.

381 Anm.: Die Idee des *Sprachspiels* ist, dass Sprache immer im Hinblick auf denjenigen Kontext verstanden wird, in dem die Sprache gebraucht wird. Darüber wird im Kapitel zum *Sprachspiel* aber noch ausführlicher gesprochen.

382 Wittgenstein: PU §198, S. 344

An anderer Stelle formuliert es Wittgenstein ein wenig entschärft, und zwar als *Gepflogenheiten*, zu denen wir erzogen worden sind.³⁸³ „Einen Satz verstehen, heißt, eine Sprache verstehen. Eine Sprache verstehen, heißt, eine Technik beherrschen.“³⁸⁴ – in diesem Falle eine *Kulturtechnik*.

Richard Raatzsch fasst in seiner *Wittgenstein-Einführung* über das *Regelfolgen* zu diesen und weiteren Punkten zusammen: „Wie kann mich eine Regel lehren, was ich an einer bestimmten Stelle zu tun habe, wenn, wie es scheint, was immer ich tue, durch diese oder jene Deutung mit der Regel in Übereinstimmung zu bringen ist?“³⁸⁵ Im Grunde wird damit das eigentliche Paradox des *Regelfolgens* angedeutet, das Wittgenstein selbst wenige Paragraphen nach der zuvor zitierten Stelle direkt anspricht: „Unser Paradox war dies: eine Regel könnte keine Handlungsweise bestimmen, da jede Handlungsweise mit der Regel in Übereinstimmung zu bringen sei.“³⁸⁶

Wenn wir also Sprache anwenden wollen, so müssen wir in jedem Kontext (*Sprachspiel*) wissen, wie die Worte in diesem Kontext anzuwenden sind. Somit ist jede Regel individuell auf einen bestimmten Kontext bezogen. Eine allumfassende, ideale Struktur oder Regel, an der man sich immer gleich orientieren kann, kann es zudem nicht geben, da diese erstens *präskriptiv* sein müsste, um überhaupt zu greifen, und zweitens zu fatalen Widersprüchen und Problemen führen würde, wie wir anhand von Aichingers Erzählung *Das Bauen von Dörfern* gesehen haben. Wenn es nun aber für jeden Kontext eine *eigene* Regel gibt, so Wittgenstein andererseits, so könnte diese Regel doch nicht unsere *allgemeine* Handlungsweise in einem *besonderen Sprachspiel* bestimmen, weil die ursprüngliche Handlungsweise ja auch schon mit dieser Regel in Übereinstimmung hätte gebracht werden müssen.

Um diesen verwirrenden Gedankengang etwas zu veranschaulichen, ist ein Beispiel aus den *Philosophischen Untersuchungen* förderlich: „Wer von einem Tag auf den andern verspricht »Morgen will ich dich besuchen« – sagt der jeden Tag das Gleiche; oder jeden Tag etwas anderes?“³⁸⁷ Eine Regel kann nicht allgemein und in einer idealen Struktur vorliegen, da sie immer auf den jeweilige Kontext bezogen sein muss; das Wort „morgen“ bezieht sich ja auch nicht *immer* auf den nächsten Tag, sondern nur in der Situation, in der es gesagt wird, also auf nur einen morgigen Tag. Wenn nun aber jede Regel immer nur auf *einen* Kontext bezogen ist,

383 Vgl. Wittgenstein: PU §199, S. 344

384 Ebd.

385 Raatzsch, Richard: *Ludwig Wittgenstein zur Einführung*. Hamburg: Junius Verlag 2008, S. 180

386 Wittgenstein: PU §201, S. 345

387 Ebd.: PU §226, S. 352

wie kann uns dann eine Regel sagen, was wir *allgemein* zu tun haben? Wie können wir den Begriff „morgen“ also in diesem Kontext richtig anwenden, wenn „morgen“ doch ganz allgemein die Bedeutung „am nächsten Tag“ besitzt? Hier drehen sich Regel und Anwendung bei Wittgenstein im Kreis;³⁸⁸ eine Handlung muss immer an einer Regel orientiert sein und die Regel muss mit der Handlung in Deckung zu bringen sein. Erst in diesem ständigen Versuch, sich selbst einzuholen, kann man Allgemeinheit und Kontextabhängigkeit verbinden; wir haben einen allgemeinen Begriff „morgen“, und erst dann, wenn wir die Regel zu diesem Begriff anwenden, kontextualisieren wir. Der Begriff bleibt so lange allgemein, bis er in einem Kontext ausgesprochen und aktualisiert wird. „Wenn ich jemandem sage, daß *morgen* schönes Wetter sein wird, so dokumentiert er sein Verständnis, indem er nicht *jetzt* versucht, den Satz zu verifizieren.“³⁸⁹, heißt es in den *Philosophischen Bemerkungen* von Wittgenstein dazu, oder an anderer Stelle im selben Werk: „Der Strom des Lebens, oder der Strom der Welt, fließt dahin, und unsere Sätze werden, sozusagen, nur in Augenblicken verifiziert. Unsere Sätze werden nur von der Gegenwart verifiziert.“³⁹⁰

An diesem Punkt fragt Wittgenstein dann danach, ob es eine Regel geben könne, welche die Anwendung der Regel regelt.³⁹¹ Dies wurde zuvor schon bemerkt, aber nehmen wir kurz an, es wäre möglich. Wenn es nun eine Regel gäbe, welche die Regel regelte, wer regelte dann diese Meta-Regel? Man landet auch hier bei einem infiniten Regress, und Klaus Puhl hat in seinem Aufsatz zu diesem Thema argumentiert, dass dieser „Regreß zeigt, daß, gäbe es nur explizite Regeln, keine Regel verbindlich und deshalb auch nicht handlungsleitend sein könnte.“³⁹² Warum hält sich der Mensch dann an sprachliche Regeln? Die kurze Antwort darauf: Unsere gesamte Kommunikation wäre ja ohne solche Regeln nur schwer vorstellbar.

388 Anm.: Es wäre ja so, als würde der Regel folgen heißen, etwas ursprünglich Urtümliches tun, so etwas wie Anfang und Beginn zugleich mit einem inhärenten Ziel zu verspüren. Bei diesem Gedanken fühlte ich mich unweigerlich an die Verse von Hermann Hesse erinnert, der in seinem Gedicht *Stufen* schreibt: „Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne, / Der uns beschützt, und der uns hilft, zu leben.“ (Hesse 1972, S. 483) Bei Wittgenstein findet man dann die Entsprechung, dass wir beim Regelfolgen „das Gefühl haben, von den Regeln wie von einem Zauber geleitet zu werden;“ (PU §234, S. 354) Da sich diese Assoziation aber auf kein aufbauendes Gedankenkonstrukt der Arbeit stützt und rein intuitiv ist, wurde ihr ein Platz nur im Rahmen einer Fußnote zugebilligt.

389 Wittgenstein: PB, S. 67

390 Ebd.: PB, S. 80f.

391 Vgl. ebd.: PU §84, S. 287

392 Puhl, Klaus: Regelfolgen. In: Savigny, Eike von (Hg.): *Ludwig Wittgenstein. Philosophische Untersuchungen. KLASSIKER AUSLEGEN. BAND 13*. Berlin: Akademie Verlag 2011, S. 98

Oder handelt es sich nur um eine Illusion, glauben wir etwa nur, Regeln zu folgen, obwohl wir im Grunde gar nichts folgen? Auch hierauf hat Wittgenstein eine Antwort: Der Regel zu folgen ist eine Praxis – und dies mutet fast wie ein Postulat an. „Und der Regel zu folgen *glauben* ist nicht: der Regel folgen. Und darum kann man nicht der Regel ›privatim‹ folgen, weil sonst der Regel zu folgen glauben dasselbe wäre, wie der Regel folgen.“³⁹³ Wenn sich das Folgen der Regel aber in einer Praxis äußert, wie sieht diese Praxis dann aus? Das Wort „Praxis“ allein zeigt an, dass es so etwas wie private Regeln eigentlich nicht geben kann, und in der Tat führen Wittgensteins Überlegungen zum Regelfolgen zu denjenigen Paragraphen der *Philosophischen Untersuchungen*, die sich nach gängiger Interpretation dem *Privatsprachenargument* (§§243 – 315) – das wohl eher ein Argument gegen eine private Sprache genannt werden sollte – widmen. Nach Saul A. Kripke „kommt das eigentliche ›Privatsprachenargument‹ [jedoch] vor diesen Stellen“³⁹⁴, in seiner oft rezipierten Schrift *Wittgenstein über Regeln und Privatsprache* (orig. *Wittgenstein on Rules and Private Language*, 1982) führt er aus, warum.

Im ersten großen Teil dieser Untersuchung benennt Kripke das das Regelfolgen betreffende Paradox, das wir bereits zu erläutern versucht haben, als „das Hauptproblem der *Philosophischen Untersuchungen*.“³⁹⁵ Anhand eines Beispiels der Mathematik will er ausführen, was Wittgenstein mit diesem Paradox sagen will und wo die Schwierigkeiten dabei liegen. Kripke führt die zunächst einfach anmutende mathematische Operation „ $68 + 57$ “ aus und kommt zu dem – wenig überraschenden – Ergebnis „125“. Nun aber lässt Kripke einen Skeptiker auf der Bühne erscheinen, der dieses Ergebnis in Frage stellt. „Vielleicht, meint er, hätte das Ergebnis, das ich für › $68 + 57$ ‹ beabsichtige, entsprechend meiner bisherigen Verwendungsweise des Begriffs ›plus‹ eher ›5‹ lauten sollen!“³⁹⁶ Wie ist das gemeint? Kripke nimmt an, dass er gemäß den Gesetzen der Addition bisher davon überzeugt war, auch jede künftige Addition lösen zu können. Zugleich gesteht er aber ein, dass er bisher nur „endlich viele Additionen ausgeführt“³⁹⁷ habe. „68“ definiert er in weiterer Folge als größtmögliche Zahl, mit der garantiert noch niemand eine Addition durchgeführt hat: Somit ist es möglich, dass die Summe aus „ $68 + 57$ “ „5“ ergibt, und nicht die erwarteten „125“.

393 Wittgenstein: PU §202, S. 345

394 Kripke, Saul: *Wittgenstein über Regeln und Privatsprache. Eine elementare Darstellung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1987, S. 143

395 Ebd., S. 17

396 Ebd., S. 18

397 Ebd., S. 17

Nicht jedoch, weil sich unser Axiom geändert hätte – denn das kann und darf ein Axiom ganz einfach nicht – sondern weil wir mit unserem bisherigen Verständnis von Addition immer schon diesen zweiten Rechenweg *mitgemeint* hätten, sobald die Zahlen einen so hohen Wert wie „68“ erreichen.

Wittgenstein selbst bringt dazu ein Beispiel, aus dem hervorgeht, dass man letztendlich nie wissen kann, wie eine Regel von einem Sprecher gedeutet wird; im Vorfeld wurde einem Schüler die Regel verinnerlicht, wie man eine Zahlenreihe fortsetzt, indem man immer „+2“ addiert. Der Lehrer beobachtet den Schüler, und als dieser die Reihe bis „1000“ fehlerfrei fortsetzen kann, glaubt er, der Schüler habe die Regel verstanden. Doch dann heißt es in den *Philosophischen Untersuchungen*:

Wir lassen nun den Schüler einmal eine Reihe (etwa »+2«) über 1000 hinaus fortsetzen, – da schreibt er: 1000, 1004, 1008, 1012. [...] Wir sagen: »Du solltest doch zwei addieren; [...]« – Er antwortet: »Ja! Ist es denn nicht richtig? Ich dachte, so *soll* ich's machen.« [...] Dieser Mensch versteht von Natur aus jenen Befehl, auf unsere Erklärung hin, so, wie *wir* den Befehl: »Addiere bis 1000 immer 2, bis 2000 4, bis 3000 6, etc.«³⁹⁸

Wenn man zwar bis „1000“ die Reihe richtig fortsetzen kann, so bedeutet das noch lange nicht, man habe die Regel „+2“ auch verstanden. Der Schüler setzt die Reihe auch nach „1000“ fort in dem Glauben, er handle regelkonform, doch erst als er darauf hingewiesen wird, dass er etwas falsch macht, kann er aus seinem Missverständnis der Regel lernen. Etwas Ähnliches passiert den uniformierten Kindern in Ilse Aichingers *Die größere Hoffnung*. Im Kapitel *Im Dienst einer fremden Macht* beschließt eine Abteilung der HJ die jüdischen Kinder in der Dachmansarde zu belauschen und auszuspionieren. Sie sind überzeugt, in ihrem Tun regelkonform zu handeln, doch schon bald müssen sie feststellen, dass sie wohl irgendwo fehlgegangen sein müssen, da sie sich nun selbst unerwartet auf dem Dachboden eingesperrt wiederfinden. Wie Wittgensteins Schüler wissen sie nicht mehr weiter, und erst da beginnen sie, die Welt, wie sie sie kennen, zu hinterfragen. Sie fragen sich unter anderem auch, ob sie bisher rechtens gehandelt haben, und diese ganzen Überlegungen, alles für und wider gipfelt in dem Satz: „Das ist gemein, das ist gegen die Regeln“³⁹⁹.

398 Wittgenstein: PU §185, S. 336

399 Aichinger: DgH, S. 93

Die richtige Anwendung der Regeln wird einem erst bewusst, wenn man merkt, dass etwas nicht stimmt. Nachdem sie sich befreien können und nun den jüdischen Kindern gegenüberstehen, beharren sie zunächst auf ihren Regeln und ihrem Recht, „Hausdurchsuchung!“⁴⁰⁰ zu brüllen, wohl mehr, um die eigene Regel zu rechtfertigen als aus Überzeugung. Damit konfrontiert, dass sie die Regeln falsch deuten würden, dass sie verblendet seien von der NS-Ideologie, wird von den Uniformierten gefragt: „Wo stehen eure Regeln?“⁴⁰¹ Diese Frage wird in der Überzeugung gestellt, es gäbe so etwas wie objektive, *präskriptive* Regeln, an die man sich unabhängig von Mensch und Gesellschaft halten könne und müsse. Dass Regeln aber immer gesellschaftskonform sein müssen und erst in ihrer sozialen Praxis und Anwendung Gültigkeit besitzen, das bedenken die uniformierten Kinder nicht. Zu diesem Punkt passen die nun folgenden Ausführungen von Kripke.

„Die Hypothese des Skeptikers mag zwar lächerlich und absurd sein, aber sie ist nicht logisch unmöglich.“⁴⁰² Egal, was man dem Skeptiker nun auch entgegen mag, er kann wieder und wieder darauf beharren, dass wir mit unseren Begriffen im Grunde immer schon etwas anderes *gemeint* hätten, als wir bisher angenommen haben. Somit scheinen Regeln willkürlich geworden zu sein, vor allem dann, wenn man sich nicht einmal auf die idealen Axiome der Mathematik verlassen könne. Bei seiner Argumentation verfährt Kripke aber keineswegs willkürlich, denn bald schon beteuert er: „Was ich hier ausführe, sind natürlich Wittgensteins bekannte Bemerkungen über Regeln zur Deutung von Regeln.“⁴⁰³ Doch wie lässt sich nun dieses Dilemma lösen? Kripke schreibt: „Es ist wichtig zu erkennen, daß wir weder notwendige noch hinreichende Bedingungen (Wahrheitsbedingungen) des Regelfolgens suchen noch eine Analyse dessen, worin dieses Regelfolgen »besteht.«“⁴⁰⁴ Wahrheitsbedingungen sind natürlich fehl am Platz, aber diesbezüglich haben wir mit Aichinger (*Das Bauen von Dörfern*) ja bereits gesehen, was passiert, wenn sich logische Strukturen erneut in die Gebrauchstheorie der Sprache einzuschleichen suchen. Im Grunde aber liegt die Lösung seit Beginn unserer Fragestellung auf der Hand: Da es immer um die Praxis des Gebrauchs geht, und Sprache meist zwecks Kommunikation mit der Sprachgemeinschaft gebraucht wird, ist auch darin unsere Lösung zu finden, oder in den Worten Kripkes:

400 Aichinger: DgH, S. 94

401 Ebd., S. 95

402 Kripke: *Wittgenstein über Regeln und Privatsprache* 1987, S. 20

403 Ebd., S. 29

404 Ebd., S. 110f.

Ganz anders ist die Situation, wenn wir unseren Blickwinkel erweitern und nicht mehr nur den einzelnen, der der Regel folgt, ins Auge fassen, sondern uns gestatten, ihn in Interaktion mit einer recht umfassenden Gemeinschaft zu betrachten.⁴⁰⁵

Wittgenstein selbst lässt diese Möglichkeit natürlich nicht außer Acht, denn wie bereits an anderer Stelle angedeutet wurde, steht in den *Philosophischen Untersuchungen* zu lesen: „Die gemeinsame menschliche Handlungsweise ist das Bezugssystem, mittels dessen wir uns [...] Sprache deuten.“⁴⁰⁶ Was wir hier bei Wittgenstein lesen sind im Grunde Gedanken, die man in ähnlicher Form – wenn auch nicht im Zuge einer Sprachtheorie – schon bei Edmund Husserl gelesen haben könnte. Auch für diesen ist die Bedingung für eine objektive Welt die „Gemeinsamkeit der Natur“⁴⁰⁷, und die Tatsache, „daß der Andere auf dasselbe hinsieht wie ich“⁴⁰⁸ ein Argument gegen eine private Sprache.

Um nun zu Kripke zurückzukehren und um dessen Argumentation zu vervollständigen, müssen wir nun auf sein mathematisches Rechenbeispiel anwenden, was wir soeben erörtert haben. „ $68 + 57$ “ kann nämlich nur aus einem Grund nicht „5“ ergeben, und zwar weil die menschliche Gemeinschaft eine derartige Summe und die damit einhergehende Rechenoperation als unsinnig ausweisen würde. Es sind immer gesellschaftliche Strukturen, auf die Bezug genommen wird, wenn man regelgeleitet denkt und spricht. Ein Beispiel dafür bietet Hjalmar Wennerberg in seinem Essay über Wittgensteins *Familienähnlichkeit*:

Wenn ich frage, was diesen drei Büchern hier gemeinsam sei, werde der andere nachschauen, ob sie das gleiche Thema behandeln oder vom selben Verfasser stammen usw. Es werde ihm gar nicht in den Sinn kommen zu erwidern, die Gemeinsamkeit der Bücher bestehe darin, daß sie Bücher seien.⁴⁰⁹

405 Kripke: *Wittgenstein über Regeln und Privatsprache* 1987, S. 113

406 Wittgenstein: PU §206, S. 346

407 Husserl, Edmund: *Cartesianische Meditationen. Eine Einleitung in die Phänomenologie*. Hamburg: Felix Meiner Verlag 2012, S. 120

408 Ebd., S. 123

409 Wennerberg, Hjalmar: Der Begriff der Familienähnlichkeit in Wittgensteins Spätphilosophie. In: Savigny, Eike von (Hg.): *Ludwig Wittgenstein. Philosophische Untersuchungen. KLASSIKER AUSLEGEN. BAND 13*. Berlin: Akademie Verlag 2011, S. 51f.

Und warum nicht? Warum würde das Offensichtliche hier als Antwort nicht durchgehen? Eben weil die Gemeinschaft und menschliche Praxis in dem *Sprachspiel* „Was ist diesen Büchern gemein?“ nicht die Antwort „Es sind Bücher!“ akzeptieren würde. So wird das Spiel ganz einfach nicht gespielt, denn „[u]nsere Sprache ist das Ergebnis einer Übereinstimmung, die wir als Mitglieder einer Sprachgemeinschaft erzielt haben.“⁴¹⁰ Wittgenstein bringt in seinen *Bemerkungen über die Grundlagen der Mathematik* das Beispiel von Leuten, die Holz „proportional der Grundfläche der Stöße“⁴¹¹ berechnen und verkaufen, und nicht wie wir nach Kubikmaß oder Menge. Diese Menschen, so Wittgenstein, haben demnach auch ein ganz anderes System der Bezahlung und rechnen nach anderen Regeln. „Ich würde z.B. einen, nach ihren Begriffen, kleinen Stoß nehmen und ihn durch Umlegen der Scheiter in einen ›großen‹ verwandeln. Das *könnte* sie überzeugen – vielleicht aber würden sie sagen: »ja, jetzt ist es *viel* Holz und kostet mehr« – und damit wäre Schluß.“⁴¹² Die gesellschaftliche Praxis dieser Leute lässt ebensowenig andere Begriffe zu, als wir in unserem System aus der Addition „68 + 57“ „5“ schließen können. Es wäre ganz einfach unsinnig, würden wir uns anders verhalten oder anders sprechen, als es die Gesellschaft von uns erwartet.

Auch eine Szene aus *Die größere Hoffnung* kann veranschaulichen, warum es wichtig oder unausweichlich ist, den Regeln der Gesellschaft zu folgen, sofern man verstanden werden will. Der *Verkauf des Bücherschranks*⁴¹³ dient als Beispiel dafür, ob und wie man die sprachlichen Regeln einer Gesellschaft unterwandern kann. Aufgrund der Tatsache, dass hier Regeln ignoriert werden, gilt uns diese Szene als eine der abstraktesten im ganzen Roman. Wenn man den Regeln aber nicht mehr folgt, so spricht man eine (private) Sprache, die von niemandem würde verstanden werden können; dass die Regeln überhaupt verlassen werden können – was bei Wittgenstein, wie wir noch sehen werden, gar nicht möglich ist – gesteht Aichinger ihrer Protagonistin an dieser Stelle des Romans (quasi als Gedankenexperiment) vorläufig noch zu. Dazu ist eine *Abkehr* von der Sprachgemeinschaft Voraussetzung, und nicht umsonst beginnt der Absatz, mit dem die Szene einsetzt, mit folgenden Worten: „An diesem letzten Tag überstieg die sanfte Abwesenheit der Kinder alle Grenzen.“⁴¹⁴, somit auch die Grenzen der regelgeleiteten Sprache. Ellen ist in der normalen Sprache dadurch nicht mehr anwesend. Dies wird vor allem daran ersichtlich, dass sie im Verkaufsgespräch vergisst, die

410 Hübner / Wuchterl: *Ludwig Wittgenstein* 1979, S. 118

411 Wittgenstein: BGM, S. 94

412 Ebd.

413 Vgl. Aichinger: DgH, S. 68 – 70

414 Ebd., S. 68

von der Großmutter genannten Gütekriterien, also regelgeleitete Kriterien wie etwa die *Einlegearbeit* oder das *geschliffene Glas* der Schranktüren⁴¹⁵, als Argument für einen potentiellen Kauf anzuführen. Dementsprechend schwierig ist es auch, überhaupt einen Käufer zu finden, der sich auf Ellens (private) Sprache einlässt. Doch schließlich findet sich jemand, der ihre Sprache versteht. „Es war keine schlechte Verhandlung, da sie mit Schweigen begann.“⁴¹⁶, heißt es an dieser Stelle und hieraus wird ersichtlich, dass Aichingers *Poetologie des Schweigens* nicht nur bezugnehmend auf logische Strukturen der Sprache Anwendung findet, sondern überall dort evident wird, wo man sich mit Sprache und ihrer Verwendung kritisch und reflektiert auseinandersetzt. Durch das Schweigen erst lernen Käufer und Verkäuferin „sich ein wenig kennen“⁴¹⁷, durch das Reflektieren und Transzendieren der normalen regelgeleiteten Sprache passen beide Teilnehmer dieser Szene ihre Sprache aneinander an. Was im Anschluss an das Schweigen geschieht, erschließt sich nur schwer unserem Verständnis eines Verkaufsgesprächs. Käufer und Verkäuferin haben also eine eigene Sprache, und es werden sechs Argumente für den Kauf des Bücherschranks genannt, die uns zunächst kindlich naiv vorkommen und die immer absurder werden⁴¹⁸. Da der Käufer aber darauf eingeht, ahnen wir, dass es sich um eine fremde Sprache handelt, die für die anwendenden Sprecher zwar durchaus Sinn macht, die wir uns allerdings nur schwer deuten können. Die Szene gipfelt darin, dass der Käufer bezahlt und Ellen die Bezahlung als zu gering kritisiert, obwohl ihr Gegenangebot niedriger ist. Hinzu kommt, dass der Käufer den Schrank nie abholt. Wittgenstein sagt in Bezug auf die Leute, die ihr Holz nach Fläche verkaufen, dass diese „einfach nicht das Gleiche, wie wir“⁴¹⁹ meinen, „und sie haben ein ganz anderes System der Bezahlung, als wir.“⁴²⁰

Mithilfe dieser Überlegungen wenden wir uns zuletzt den Arten von Menschen zu, die Kripke unterscheidet, wenn es darum geht, ob und wie sie in das von der menschlichen Gemeinschaft bestimmte Regelverhalten eingebettet sind. Kripke unterscheidet vier Typen, und zwecks

415 Vgl. Aichinger: DgH, S. 69

416 Ebd.

417 Ebd.

418 Anm.: Bemerkenswert ist hier, dass obwohl Aichinger die Szene bewusst abstrahiert, die Argumente doch in Hinsicht auf den Nationalsozialismus als sinnvoll erscheinen können, etwa wenn der Schrank zu zittern beginnt, wenn er die Züge abfahren sieht (Deportation), oder wenn als Verkaufsargument angeführt wird, der Schrank habe ein geheimes Fach, worin man etwas verstecken könne. Diese Doppeldeutigkeit, hergestellt durch sich entziehende Begriffe, ist eine Spezialität Aichingers sowie des gesamten Romans!

419 Wittgenstein: BGM, S. 94

420 Ebd.

Veranschaulichung sei die betreffende Textstelle in voller Länge angeführt:

Jedem, der den Begriff der Addition zu beherrschen behauptet, wird dies von der Gemeinschaft bescheinigt, sofern seine eigenen Lösungen mit denen der Gemeinschaft häufig genug übereinstimmen, vor allem in den einfachen Fällen (und sofern seine »falschen« Antworten nicht oft – wie im Falle der Antwort »5« auf »68 + 57« – grotesk falsch sind, sondern mit unseren Antworten in bezug auf das *Verfahren* übereinzustimmen scheinen, auch wenn er einen »Rechenfehler« macht.) Wer solche Prüfungen besteht, wird als Addierer in die Gemeinschaft aufgenommen [Anm.: Typ 1]; wer solche Prüfungen in ausreichend vielen sonstigen Fällen besteht, wird als normaler Sprecher der Sprache und Mitglied der Gemeinschaft anerkannt [Anm.: Typ 2] wer [sic!] anormal verfährt, wird verbessert, und es wird ihm (normalerweise in der Kindheit) mitgeteilt, er habe den Begriff der Addition nicht verstanden [Anm.: Typ 3]. Wer sich in ausreichend vielen Hinsichten unverbesserlich abweichend verhält, kann weder am Leben der Gemeinschaft noch an der Verständigung teilnehmen [Anm.: Typ 4].⁴²¹

Um die Entwicklung dieser vier Typen nochmals kurz zu erläutern, will ich versuchen, diese in wenigen Worten zusammenzufassen. Auf oberster Stufe – Typ 1 – steht diejenige Person, die einer Rechenmaschine gleich, niemals Fehler macht. Typ 2 wird durch jemanden repräsentiert, der im Großen und Ganzen den Regeln der Gemeinschaft folgt, auch wenn er manchmal darin fehlgeht;⁴²² eine Stufe darunter befindet sich Typ 3, der die Regeln der Gemeinschaft (noch) nicht versteht, den man aber darüber aufklären kann, wo und inwiefern er fehlgeht. Typ 4 schließlich beharrt auf seinen Fehlern, obwohl ihm die Gemeinschaft immer und immer wieder zu verdeutlichen sucht, dass er Fehler begeht.

Kripke vergisst meiner Meinung nach jedoch einen Typ, den ich Typ 5 nennen will: Dieser beharrt auf seiner Abweichung der regelgeleiteten Sprache einer Gemeinschaft, wird deshalb aber NICHT von der Sprachgemeinschaft ausgeschlossen. Ilse Aichinger wäre so ein Fall – „Meine Sprache ist eine, die zu Fremdwörtern neigt. Ich suche sie mir aus, ich hole sie von

421 Kripke: *Wittgenstein über Regeln und Privatsprache* 1987, S. 116f.

422 Anm.: In diesem Fehlgehen antwortet er aber auf die Frage „68 + 57“ nicht mit „5“, sondern etwa mit „124“.

weit her.⁴²³ – und obgleich sie, wie viele Schriftsteller insgesamt, in ihrer Wortwahl oft nicht den gegebenen Konventionen (einer gesprochenen Alltagssprache) folgt, wird ihr Schaffen und Wirken nicht als unsinnig abgetan. Typ 5 ist somit auch eine Antwort auf die Frage, wie wir mit (moderner und abstrakter) Literatur umgehen können. Obwohl derartige Texte selten mit unserem *normalen* Sprachgebrauch in Übereinstimmung zu bringen sind – niemand spricht so wie *Romeo* oder *Don Quijote* – und obwohl Schriftsteller trotzdem auf ihrer Wortwahl beharren, werden ihre Erzeugnisse selten als unzulässig gebrandmarkt, im Gegenteil, sie werden oftmals sogar als wertvoll erachtet und gewürdigt⁴²⁴; letzteres vielleicht gerade weil sie mit den uns selbst auferlegten Konventionen brechen und uns somit in gewisser Weise einen Spiegel vor Augen halten.

Funktionieren kann Typ 5 nur aufgrund der Tatsache, dass er in einem eigenen *Sprachspiel* beheimatet ist. In diesem *Sprachspiel* darf der Sprecher Regeln brechen, die der Adressat der Rede so auffasst, als ob die nicht regelgeleiteten Worte Worten der regelgeleiteten Sprache entsprächen. Durch diese Überlegung wird zweierlei gezeigt: Erstens, dass Literatur im Allgemeinen und moderne Texte wie die von Ilse Aichinger im Besonderen trotz ihres Regelbruchs regelkonform *gedeutet* werden können – was für die Literatur und unser Verständnis von ihr maßgeblich ist – und zweitens, dass für das Gelingen dieser *Um-Deutung* ein eigenes *Sprachspiel* notwendig ist.⁴²⁵

Wie genau derartige *Sprachspiele* funktionieren und was Wittgenstein darunter versteht, davon soll im nächsten Kapitel die Rede sein. Zuvor aber betrachten wir anhand eines ganzen Beispiel-Komplexes aus dem Roman *Die größere Hoffnung*, warum es so etwas wie eine private Sprache, wie Ellen sie beim Verkauf des Bücherschranks spricht, gar nicht geben kann.

423 Aichinger: *Meine Sprache und ich*. In: Dies.: *Eliza Eliza. Erzählungen. (1958 – 1968)*. 3. Aufl., Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 2004, S. 198

424 Anm.: Außer dort, wo Regeln *präskriptiv* werden, etwa im Dritten Reich. Die Geschichte der NS-Zensur verdeutlicht gut, wie in diesen Zeiten mit nicht-Regime-konformen literarischen Werken umgegangen wurde.

425 Anm.: Das *Sprachspiel* zur Deutung und Interpretation literarischer Werke folgt neben den bereits erwähnten Kriterien unzähligen anderen, die in der literaturwissenschaftlichen Textauslegung von ihren Anwendern erlernt und berücksichtigt werden müssen, wollen sie das *Spiel* richtig spielen. Es sind dies etwa die Regeln, an die sich Wissenschaftler der sogenannten *guten wissenschaftlichen Praxis* wegen halten, aber auch textbezogene Kriterien, wie z.B. die Auswahl verlässlicher Editionen sowie die Wahl der richtigen Analyseverfahren.

Kapitel 5.2: Was bedeutet der Stern?

Ilse Aichinger gibt in ihrem Roman *Die größere Hoffnung* im Kapitel *Die Angst vor der Angst* ein Beispiel dafür, wie man mit der Bedeutung eines Wortes oder Zeichens umgehen kann. Das Kapitel befasst sich durchgehend mit dem *Judenstern*, den Angehörige der jüdischen Glaubensgemeinschaft ab September 1941 zu tragen verpflichtet waren. Sie waren gezwungen, sich durch den Stern als Anhänger der jüdischen Glaubensgemeinschaft auszuweisen, und Victor Klemperer beschreibt in seiner Untersuchung *LTI*, welche Auswirkung dies für die Betroffenen gehabt hat.⁴²⁶ Auch bei Aichinger wird thematisiert, wie dieses Brandzeichen zu deuten sei; die Autorin beschränkt sich dabei jedoch nicht auf eine Untersuchung aus philologischer Sicht, sondern spielt die verschiedenen Varianten anhand der auftretenden Personen in diesem Kapitel durch.

Die jüdischen Kinder aus Ellens Freundeskreis sind, im Gegensatz zu Ellen selbst, verpflichtet, den Stern zu tragen; sie verwenden ein Zeichen, ohne recht zu wissen, was es genau bedeutet. Dementsprechend sind sie lediglich an einer Aufklärung interessiert, wie dieses Zeichen in der Gesellschaft verwendet wird bzw. welche Bedeutung dieses Zeichen in der Gesellschaft innehat. In ihren Überlegungen, die zum Teil nur zögernd, ignorierend und verneinend von statten gehen, kommen sie nach langem Hin und Her zu dem Schluss: „Der Stern bedeutet den Tod!“⁴²⁷ Dabei ist es ihnen verboten, das Zeichen nicht zu verwenden. Wie Victor Klemperer schreibt, ist ein *Verdecken des Sterns* auf der Kleidung untersagt. Durch den Nationalsozialismus wird also, wie wir nun schon öfters gehört haben, etwas aufgezwungen; die Verwendung gewisser Zeichen wird zur Pflicht, und dadurch, dass die Sprachregeln dieser neuen Sprache *präskriptiv* sind, kann und darf man sich den Zeichen nicht entziehen. Denn entzieht man sich dem Stern, so verweigert man die Sprache des Dritten Reiches, und folglich kann man am gesellschaftlichen Leben (überhaupt) nicht mehr teilnehmen. Auch bei Klemperer wird daher ein verdeckter Stern als „wahre Todesursache“⁴²⁸ gewertet.

Anders nun die Geschichte von Julia; sie weiß ganz genau, wie der Stern zu verwenden ist und auch, welche Bedeutung er in der Gesellschaft hat. Julia weiß also, wie die allgemeine nun gültige Sprache gesprochen wird, entscheidet sich aber bewusst *gegen* die Verwendung dieser Sprache. Sie trägt den Stern nicht, (er)findet für sich aber auch keine andere Bedeutung für den Stern und kehrt somit der Sprache den Rücken. Dies äußert sich im Roman darin, dass

426 Vgl. Klemperer: *LTI* 2015, S. 188 – 193

427 Aichinger: *DgH*, S. 110

428 Klemperer: *LTI* 2015, S. 193

sie, „[s]eit die Verordnung mit dem Stern in Kraft war, [...] die Straße nicht mehr“⁴²⁹ betreten hat. Es gipfelt darin, dass sie die gesamte Sprachgemeinschaft verlässt, und Aichinger verdeutlicht dies dadurch, dass sie (als Autorin) Julia eines der letzten Ausreisevisa zubilligt. Dies ist natürlich symbolisch zu verstehen. Nun kann man aber nicht *nur eine* Regel in der Sprache ignorieren, ohne zugleich das gesamte Gewebe aller anderen Regeln, die mit dieser eng verflochten sind, zu verlassen. Auf die Frage von Ellen, ob sie denn ein Gebetbuch mitnehmen werde, antwortet Julia: „Merkwürdige Gedanken hast du, Ellen!“⁴³⁰ Für Julia erschließt sich die nun gesprochene, *präskriptive* Sprache nicht mehr in all ihren Ausprägungen, seit sie sich entschieden hat, die Sprachgemeinschaft zu verlassen. Wie von Ellen aber beteuert wird, ist aus der Sprache auszubrechen nicht „das größere Abenteuer.“⁴³¹

Die Geschichte von Anna zeigt, wie man dem Stern einen neuen Sinn verleihen kann, ohne jedoch die allgemeine Sprache zu verlassen. *Sinn* und *Vorstellung* müssen bei Anna in den Begrifflichkeiten Freges verstanden werden. Sie verwendet den Stern mit Stolz, nicht privat, aber mit einem eigenen Sinn: „Die Freiheit, Ellen, die Freiheit ist dort, wo dein Stern steht.“⁴³² Dieser Stern wird hier nicht als privater Stern im Sinne einer Privatsprache eingeführt, welche nur Anna verstehen könnte, sondern als *ein* Stern, der von verschiedenen Perspektiven gesehen werden kann. „Das bedeutet der Stern: alles!“⁴³³ Die *Bedeutung* des Sterns ist also im Sinne Freges immer die gleiche, nämlich der objektive zu tragende Judensterne, der *Sinn* jedoch bzw. die Art und Weise, wie Anna auf den Stern Bezug nimmt, ist die von ihr selbst gewählte. „»Ach«, sagte Anna und lachte wieder, »vielleicht ist es gleichgültig, ob man ihn auf dem Mantel trägt oder im Gesicht.«“⁴³⁴, heißt es weiter in *Die größere Hoffnung*. Den Stern *objektiv* für alle sichtbar zu tragen oder *subjektiv* im Gesicht, das heißt mit einem gewissen *Sinn* und einer gewissen *Vorstellung*, das ist für Anna einerlei. Darauf folgend wird festgehalten, dass Anna den Stern jedenfalls „doppelt, auf dem Mantel und im Gesicht“⁴³⁵ trägt. Sie trägt ihn also der *objektiven Bedeutung* gemäß, aber mit *subjektivem Sinn*. Dabei sagt sie von sich selbst: „Ich habe keinen besonderen Grund dafür“⁴³⁶, was veranschaulichen soll, dass Sprache zu deuten und sie reflektiert zu gebrauchen an sich ein Selbstzweck sei. Der

429 Aichinger: DgH, S. 113

430 Ebd., S. 114

431 Ebd., S. 116

432 Ebd., S. 118

433 Ebd., S. 119

434 Ebd., S. 117

435 Ebd.

436 Ebd.

Nationalsozialismus kann natürlich eine solche Verwendung der Sprache, die gezielt eindeutig hätte sein sollen, wo nicht verhindern, so auch nicht gutheißen. Wer entgegen der Intention des Dritten Reiches das Zeichen offenkundig anders und damit falsch verwendet, der bekommt – zur Veranschaulichung auch bei Aichinger die symbolische – „Aufforderung für Polen.“⁴³⁷

Anders als Anna verfährt zuletzt Ellen, die dem Stern im Sinne Freges auch eine neue *Bedeutung* beilegt und so den Weg für eine private Sprache zu ebnen versucht. Das Verstehen eines Wortes oder einer Regel hängt allerdings von der sozialen Praxis ab, in die eine Regel, ein Wort oder ein Zeichen eingebettet ist. Eine private Sprache sowohl mit privatem *Sinn* als auch mit privater *Bedeutung* ist somit nicht denkbar. Eine private Sprache scheitert zwangsläufig an der Realität. Ellen erprobt dies anhand des Sterns. Das „Müssen“ des Nationalsozialismus wird von ihr umgedeutet und in ihrem Sprachgebrauch anders verwendet. „Dürfen, so hieß das Wort: Dürfen.“⁴³⁸ Wie Anna trägt auch Ellen den Stern mit Stolz. Victor Klemperer schreibt in seiner Untersuchung, dass diese Deutung unter Juden durchaus verbreitet war und noch ist, um zu verschleiern und kurz zu vergessen, was der Stern wirklich bedeutet. „[M]anchmal behauptet man“, heißt es in *LTI*, „nicht nur vor anderen, sondern auch vor sich selber, man sei stolz auf ihn; erst ganz zuletzt setzt man Hoffnungen auf ihn: er wird unser Alibi sein!“⁴³⁹ Um sich einen Satz, ein Wort oder Zeichen zu deuten, verbildlicht man, was man vor sich hat, um so den Sinn besser verstehen zu können, wie wir im Kapitel zur Bildtheorie gesehen haben. Analog dazu betrachtet Ellen ihr Spiegelbild, während sie sich den Stern neu deutet und positiv besetzt. Diese Neuausrichtung des Begriffs wird in den Worten Ellens wie folgt formuliert: „Leuchten mußte man, wenn es dunkel war, und wie sollte man leuchten, wenn nicht durch den Stern?“⁴⁴⁰ Anders nun als Anna überträgt Ellen die Deutung ihrer privaten Sprache allerdings in die Gesellschaft, indem sie diese Deutung für sich und für andere *fixiert*. Diese Fixierung wird bei Aichinger dadurch veranschaulicht, dass Ellen den Stern mit „ungeschickten Stichen“⁴⁴¹ an ihre Mantelseite näht. Sie trägt den Stern also *objektiv* und für alle sichtbar, *subjektiv* jedoch hat sie sich bereits eine eigene *Bedeutung* zurechtgelegt. Damit muss Ellen allerdings an der Realität scheitern. Als sie eine Torte für Georgs

437 Aichinger: DgH, S. 119

438 Ebd., S. 100

439 Klemperer: *LTI* 2015, S. 193

440 Aichinger: DgH, S. 101

441 Ebd.

Geburtstag kaufen will – sie wusste ja den Preis, wie es im Roman heißt⁴⁴² – da merkt Ellen, dass die Regeln, die in ihrer privaten Sprache gelten (Preisvorstellung, etc.) nicht auf die allgemeine und nun gesprochene Sprache übertragbar sind. Dieses Scheitern an der Wirklichkeit geht mit der plötzlichen Erkenntnis einher, dass Sprache jeweils nur im sozialen Raum greift:

Plötzlich wußte sie den Preis für die Torte. Sie hatte ihn vergessen. Sie hatte vergessen, daß die Leute mit dem Stern Geschäfte nicht betreten durften, noch weniger eine Konditorei. Der Preis für die Torte war der Stern.⁴⁴³

Die Regeln einer privaten Sprache wären mit Bestehen einer solchen Sprache augenblicklich andere, und so könnte sich ein Sprecher keiner aus *seinem* Sprachverständnis stammender Konventionen sicher sein. Wenn Ellen den Stern mit Stolz trägt und in ihm kein Übel sieht, so glaubt sie auch nicht an die aus dem Stern resultierenden Konsequenzen. Da sich Sprache aber immer in ihre sozialen Praxis konstituiert, wird Ellen bald der wahren Bedeutung des Sterns verwiesen. „Man hatte zu wählen zwischen *seinem* Stern [Hervorhebung A.W.] und allen übrigen Dingen.“⁴⁴⁴, heißt es in *Die größere Hoffnung*, und damit wird zugleich die Einseitigkeit und Unmöglichkeit einer privaten Sprache angezeigt.

Was bei Aichinger metaphorisch durchgeführt wird, ist bei Wittgenstein gar nicht möglich. Laut den *Philosophischen Untersuchungen* kann man sich nämlich gar keine private Sprache ausdenken, weil man, um Gegenständen neue Namen zu geben, sich immer schon des *Akts der Benennung* bedienen müsse, der aber ein fester Bestandteil der sozialen Praxis und somit der Sprache selbst sein muss. Was man tut, wenn man sich eine private Sprache ausdenkt, ist nichts anderes, als mit sprachlichen Mitteln, also mit etwas, das nur sozial vermittelt möglich ist, eine neue Sprache zu bauen. Diese Sprache wäre aber nicht privat, weil prinzipiell jeder Sprachteilnehmer die Möglichkeit hätte, diese neue Sprache zurück in die eigene Sprache zu übersetzen, weil die neue Sprache mit den Strukturen der allgemeinen Sprache gebildet wurde. Eine *echte* Privatsprache, wie Wittgenstein sie sich vorstellt, wäre somit keine Sprache im Sinne unserer Lebensform mehr. Wittgenstein umschreibt dies unter anderem auch mit folgendem Gedanken: „Damit der Mensch sich irre, muß er schon mit der Menschheit

442 Vgl. Aichinger: DgH, S. 103

443 Ebd., S. 104

444 Ebd.

konform urteilen.⁴⁴⁵ Auch Ilse Aichinger bemerkt in ihren weiteren Überlegungen zu Ellens privater Sprache, dass sich diese, sobald sie den Anforderungen einer *echten* Privatsprache gerecht werden will, immer entzieht, solange wir in und mit der gegebenen Sprache auf die Welt zugreifen. Und unter den Bedingungen einer aufoktroyierten Sprache durch den Nationalsozialismus ist eine private Sprache ohnehin undenkbar.

Der Stern führte Ellen gegen sich selbst. Sie taumelte, mit ausgebreiteten Armen stolperte sie dem Stern nach. Sie sprang und griff, aber da war nichts zu greifen.⁴⁴⁶

445 Wittgenstein: ÜG, S. 152

446 Aichinger: DgH, S. 112

Kapitel 6: Zu Spiel und Sprachspiel

Zum Abschluss dieser Arbeit sei noch auf einen Aspekt der Sprache verwiesen, der vor allem in Wittgensteins Spätwerk an vielen Stellen präsent ist: Auf das Spiel bzw. auf den Charakter der Sprache als Spiel. Wittgenstein behauptet in den *Philosophischen Untersuchungen* zunächst die Existenz von sogenannten *Sprachspielen*, um erst im Anschluss zu zeigen, dass sich diese nach bestimmten Regeln richten. Bei unserer Untersuchung wurden die Regeln zuerst besprochen, weil diese der Sprache grundlegend inhärent sind, und weil erst aus den Regeln ersichtlich wird, weshalb eine Sprache als Spiel gedeutet werden kann. „Wer sich an einem Spiel beteiligen will, erlernt und akzeptiert die gültigen Spielregeln“⁴⁴⁷, schreibt auch Thomas Macho bezugnehmend auf Wittgensteins *Sprachspiel*-Theorie, und es ist ganz offenkundig, dass erst die Regeln ein Spiel zum Spiel machen. Ein Spiel ohne Regeln, zumindest in unserem Verständnis des Begriffs, wäre kein Spiel, und ebensowenig könnte die Sprache in ihrem Spiel-Charakter erkannt werden, würde sie sich nicht auf die intersubjektiven Regeln einer gemeinsamen sozialen Praxis des Sprechens beziehen. Dazu bemerkt Wittgenstein, dass man, wenn man von einer Regel spricht, sehr oft an eine Art Vorschrift denkt; doch wie wir gesehen haben will Wittgenstein unter Sprach- und Spielregel nichts *Präskriptives* verstanden wissen, sondern etwas, was in seiner Ausführung die Sprache bzw. das Spiel erst *konstituiert*. Zu diesem Punkt heißt es in den *Bemerkungen über die Grundlagen der Mathematik*: „Warum rede[t man] immer vom Zwang durch die Regel; warum nicht davon, daß ich ihr folgen *wollen* kann? Denn das ist ja ebenso wichtig. [...] Und es ist eine interessante Tatsache, daß Menschen zum Vergnügen Regeln aufstellen und sich dann nach ihnen halten.“⁴⁴⁸

Genau das geschieht im Spiel; es muss sich dabei jedoch nicht um jahrhundertlang überlieferte Regeln – wie etwa bei Schachspiel – handeln, um als Regel zu gelten, denn auch heute erfinden Menschen noch Spiele, und diese werden ebenso nach Regeln gespielt wie diejenigen, die sich kulturell bewährt haben. Etwas Ähnliches gilt nun für die Sprache. Auch hier gibt es zwar Praktiken und Gepflogenheiten, die seit vielen Jahren *zum guten Ton* gehören, wie man sagt, doch auch neue Sprechweisen werden beständig ausprobiert und stoßen mal mehr, mal weniger auf Verständnis. Deshalb ist Wittgensteins Vergleich der Sprache mit einem Spiel auch so populär, nicht zuletzt deshalb, weil der Vergleich auch einsichtig ist.

447 Macho: *Wittgenstein* 1996, S. 48

448 Wittgenstein: BGM, S. 429

Wenn ein Kind eine Sprache lernt, so sind es gewissermaßen immer die Regeln des Gebrauchs, die es wie von selbst dazulernt, um sich in der Sprache zu erproben. Später, wenn es die Grundlagen des einfachen Sagens beherrscht, kann es (spielerisch) fortschreiten und kontextübergreifend austesten, wie ein Wort (noch) verwendet werden kann. In der gemeinsamen Praxis des Gebrauchs erforscht der Lernende nun immer neue Möglichkeiten, und dies wirkt zuweilen wie eine spielerische Tätigkeit. „Ich will diese Spiele »Sprachspiele« nennen“⁴⁴⁹, heißt es bei Wittgenstein an einer bekannten Stelle der *Philosophischen Untersuchungen*. Warum nun aber dieser Begriff des *Spiels*? Abgesehen von den (sprachlichen) Regeln und der sozialen Komponente besitzt ein Spiel zumeist alle Eigenschaften, die auch beim Aufbau und der Verwendung von Sprache relevant sind.

Jedes Spiel besitzt eine gewisse Lernkomponente, das heißt man muss sich erst mit den Begrifflichkeiten des Spiels vertraut machen (*Akt der Benennung*), zudem erfordert das Spiel eine Handlung, es will aktiv gespielt und gedeutet werden (*Akt der Sinnstiftung*). Zuletzt besitzt jedes Spiel einen Aufbau, der zwar in sich geschlossen gültig ist, dabei aber willkürlich genannt werden muss, weil ein Spiel auch immer anders würde funktionieren können. Dieser Beliebigkeit verdankt es das Spiel, dass seine Strukturen jeweils nur *im* Spiel gelten (*Kontextbezogenheit von Sprache*) und nicht außerhalb desselben. So ist der Schachkönig zwar wie der König eines Landes die wichtigste und oberste Figur (im Spiel wie in der Wirklichkeit), aber das nur langsame Vorankommen des Königs im Spiel kann nur bedingt und auch nur im übertragenen Sinn auf echte Monarchen angewandt werden. Das wichtigste bei einem Spiel bleibt aber zuletzt, dass es ein Spiel ist. All die Voraussetzungen, die im Vorfeld zu erfüllen sind, sind selbst nicht Teil des Spieles, wohl aber ihre Bedingung. Hierzu bemerkt Wittgenstein:

Benennen und Beschreiben stehen ja nicht auf *einer* Ebene: Das Benennen ist eine Vorbereitung zur Beschreibung. Das Benennen ist noch gar kein Zug im Sprachspiel, – so wenig, wie das Aufstellen einer Schachfigur ein Zug im Schachspiel. Man kann sagen: Mit dem Benennen eines Dings ist noch *nichts* getan. Es *hat* auch keinen Namen, außer im Spiel.⁴⁵⁰

Etwas Ähnliches lässt sich auch bei Ilse Aichingers Roman beobachten. Sie untersucht zwar

449 Wittgenstein: PU §7, S. 241

450 Ebd.: PU §49, S. 267

in vielen Szenen die verschiedenen Spielarten und Möglichkeiten der Sprache, man darf dabei aber nicht vergessen, dass der Roman aus der Sicht von Kindern erzählt ist, deren Zugang zur Welt meist ein spielerischer ist. In *Die größere Hoffnung* wird viel gespielt; die Kinder versuchen auf diese Art, sich eine ihnen entziehende Welt anzueignen. Dabei wird vor allem aus Ellens Sicht das Spiel immer reflektiert und in seine Bestandteile zergliedert, um so die einzelnen Elemente desselben offenzulegen. Wenn Wittgenstein nun behauptet, diese Elemente seien im Grunde noch kein Teil des Spiels, sondern lediglich ihre Vorbereitung, so äußert sich dies bei Aichinger dadurch, dass die Kinder zwar immer sagen, sie würden spielen, in Wahrheit jedoch gar nicht viel zum eigentlichen Spielen kommen. Meist werden Regeln oder Zusammenhänge erklärt, wer was warum und wie zu spielen hat bzw. warum wer nicht mitspielen darf, etc. Selbst das Weihnachtsspiel, das die Kinder im Kapitel *Das große Spiel* aufzuführen gedenken, wird immer wieder von außen unterbrochen, und diese Unterbrechungen dienen Aichinger dazu, das Spiel zu reflektieren und es in einen (sprachlichen) Zusammenhang zu bringen. 1978 schreibt die Autorin bezüglich der Sprache, was auch in Bezug auf den Roman verstanden werden kann: „Das heißt nicht, aus dem Spiel bleiben, sondern im Spiel sich selbst aus dem Spiel lassen.“⁴⁵¹ Auf diese Art werden die nicht-spielenden Kinder wieder zu Spielenden.

Denn der Versuch zu spielen ist alles, was den Kindern bleibt. Da Sprache in verschiedenen Sprachspielen je nach Kontext Verschiedenes sagen und bewirken kann, ist der Versuch zu spielen im Angesicht eines immer stärker sich ausprägenden Sprachentzugs die einzige Möglichkeit, an dieser Sprache und somit an der Welt teilzuhaben. Walter Jens hat zu diesem Punkt bemerkt:

Allein das Spiel hält die Kinder am Leben; wer nicht mitspielen kann, ist verdammt, denn er verliert sich an den Tag, tritt aus dem Kreis heraus und begibt sich der Möglichkeit, das Gestern in einem spielerischen Akt der Re-präsentation wieder lebendig zu machen, es zu erlösen und das Vergangene ins Heute hinüberzuretten.⁴⁵²

Auch in einem Interview (Janacs, 1982) hat Aichinger die Wichtigkeit der Rolle der Kinder für ihr literarisches Schaffen betont, weil sich Kinder die Welt erst (sprachlich) aneignen

451 Aichinger: »Nur zusehen – ohne einen Laut« 2004, S. 91

452 Jens, Walter: Ilse Aichingers erster Roman. In: Moser, Samuel (Hg.): *Ilse Aichinger: Leben und Werk*. 2. Aufl., Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 2003, S. 171

müssen, bevor sie in ihr agieren können. Für ein Kind ist somit der unmittelbare Bezug zur Welt wesentlich: „[D]as Kind entdeckt ja noch, die Wirklichkeit ist für es mit der Sprache noch eins, sie sind nicht zweierlei.“⁴⁵³ Dies besagt hier aber nicht, dass Sprache und Welt irgendwann zu trennen wären, sondern lediglich, dass Kinder die Zeichen- und Stellvertreterfunktion von Sprache (Signifikat – Signifikant) noch nicht *mitdenken*, während sie diese erst erlernen.

Im Roman *Die größere Hoffnung* ist dies allerdings anders: Hier werden die Kinder ihrer Kindheit beraubt und ständig bei ihren spielerischen Versuchen, sich die Welt zu erklären, von äußeren Umständen unterbrochen. Genau das ist es auch, was die Kinder dazu zwingt, ihren Sprachgebrauch früher als gewöhnlich reflektieren zu müssen; Aichinger hat angemerkt, dass im Krieg alles *deutlich* gewesen sei⁴⁵⁴, und aufgrund dieser Tatsache lässt sie ihre Protagonisten und vor allem Ellen eine sehr kritische Sprache verwenden, die wir unter normalen Umständen bei einem Kind nicht erwarten oder voraussetzen würden.

Ellen merkt bald, dass ihre Zugehörigkeit zur Welt und somit zur Sprache auf der Kippe steht. Weder die offizielle, durch den Nationalsozialismus amtlich gewordene Sprache ist für sie eine Option, da sie durch ihren reflektierten Umgang mit deren Strukturen diese als Scheinsprache entlarvt, noch ist es die Sprache der jüdischen Minderheit, die sich ihr ebenso entzieht, weil sie als sogenannter „Mischling“ nicht gern in diesen Reihen gesehen ist. Die wiederholte und bestimmte Aufforderung „Laßt mich mitspielen“⁴⁵⁵ vor allem zu Beginn des Kapitels *Der Kai*, aber auch an anderen Stellen des Romans, zeigt an, wie wichtig es Ellen ist, an den sprachlichen Spielen und somit Sozialformen überhaupt teilnehmen zu dürfen. Die Ausgrenzung der Protagonistin aus beiden Teilen der Gesellschaft wird bei Aichinger zu einem sprachlichen Problem, welches sich nur lösen lässt, wenn man dem Wesen der Sprache an sich auf den Grund geht. Dazu gehört unter anderem auch die Aufdeckung, dass das Spiel der Kinder – in diesem Fall das Warten auf ein ertrinkendes Kind – auch tatsächlich ein Spiel, und somit eine sprachlich relevante Konstruktion der Gesellschaft ist, ganz im Gegensatz zu der (noch) naiven Auffassung der jüdischen Kinder („Wir spielen gar nicht.“⁴⁵⁶). Diese müssen auch erst lernen, dass alles in der Welt sich auf Sprache beziehen lässt und nur durch Sprache erfahrbar ist. Dass somit alles ein *Spiel* im Sinne der Aneignung gewisser situationsbezogener Kontexte ist, wird den Kindern vor allem durch Ellens Zugang sowie ihrer Ansicht zu diesen

453 Aichinger: *Es muss gar nichts bleiben* 2011, S. 35

454 Vgl. ebd., S. 21

455 Ebd.: DgH, S. 33

456 Ebd.

Spielen verdeutlicht.

Das sechste Kapitel in *Die größere Hoffnung* kann hierbei als Paradebeispiel angeführt werden. Die Kinder sind schutzbedürftig und suchen nach einem Ort, wo sie sicher sein können; das Weihnachtsspiel, in dem die biblischen Figuren Joseph und Maria ebenso eine Herberge suchen, wird dabei zum Inbegriff ihres eigenen Antriebes. In Form eines spielerischen Aktes versuchen die Kinder dabei, das was sich in der Welt rund um sie ereignet, irgendwie (auch bildhaft, um den Sinn zu verstehen) fassbar zu machen. Das Spiel funktioniert dabei wie auch Wittgensteins *Sprachspiel* nach bestimmten Regeln, an die sich die Spielenden halten und die sie zur Orientierung nehmen, um das Spiel bzw. das *Sprachspiel* auch verständlich zu halten, wenn auch nur für sich selbst und im Rahmen des gerade zu spielenden Spiels. Wer die Regeln des *Sprachspiels* nicht beherrscht, der wird in diesem Spiel auch nichts (sinnvoll) sagen können. Ellen hat nun die Regeln des Spiels vergessen, und folglich wird ihr der Zugang (zunächst) verwehrt. Das vereinbarte Klingelzeichen, das hier anzeigen soll, dass man sich im Kontext dieser Sprachsituation zu bewegen weiß, wird zugleich zum Hindernis, sofern man es vergisst. Wer z.B. beim Schachspiel nicht weiß, wie die Figuren aufzustellen sind, der wird nicht zum Spielen kommen, auch wenn er vielleicht weiß, wie mit den Figuren *im* Spiel zu ziehen ist. „[W]ir öffnen nicht!“⁴⁵⁷, heißt es mehrmals im Kapitel von Seiten der spielenden Kinder, und ihre Begründung ist immer die falsche Anwendung der vereinbarten Regel.

Auch andere Merkmale von Wittgensteins *Sprachspiel* lassen sich bei Aichinger finden. Immer wenn ein Kind aus der Rolle fällt wird es von den anderen sofort ermahnt; „Sei still [...] bleib bei deiner Rolle!“⁴⁵⁸, heißt es dann, oder: „Das gehört nicht zu deiner Rolle!“⁴⁵⁹ Wer sich in einem *Sprachspiel* nicht an die jeweilige kontextbezogene Sprechweise hält, der wird von den anderen Mitgliedern desselben *Sprachspiels* darauf hingewiesen. Verhält er sich dennoch entgegen den Regeln, so kann es passieren, dass er falsch oder gar nicht verstanden wird. Das was er sagt gehört damit einfach nicht zum Spiel. Wer beim Schach die bereits geschlagenen Figuren außerhalb des Spielfeldes bewegt und glaubt, er habe einen Zug getan, der hat noch immer seinen Zug in der Partie offen, da, wie Wittgenstein sagt, der Regel zu folgen glauben nicht der Regel folgen ist.⁴⁶⁰ Er hat *im* Spiel nichts getan, was *zum* Spiel gehört, und aus diesem Grund lassen auch die Kinder nicht gelten, was jemand sagt, der aus

457 Aichinger: DgH, S. 126

458 Ebd., S. 125

459 Ebd., S. 126

460 Vgl. Wittgenstein: PU §202, S. 345

seiner Rolle gefallen ist.

Dass es nun auch gewisse Voraussetzungen im *Sprachspiel* gibt, ohne die das Spiel nicht gelingen kann, etwa das korrekte Aufstellen der Schachfiguren, wird bei Aichinger durch jene Szene angezeigt, in der sich die *Maria* weigert, ihre Rolle ohne Schleier zu spielen. Im Spiel gehört der Schleier nun mal zur *Maria*, ohne einen solchen kann die Rolle nicht gespielt werden. Hierin zeigt sich bei Aichinger gut, dass *Sprachspiele*, obwohl sie im Grunde jeweils kontextabhängig zu verstehen sind, ihren Sprachbezug dennoch immer von der Wirklichkeit beziehen. Im Zuge des Paradoxes rund um das Regelfolgen wurde bereits gezeigt, dass sich Kontext und Allgemeinheit immer im Kreis drehen, dass erst der Akt des Sprechens eine gewisse Regel aktualisiert. Etwas Ähnliches zeigt uns auch Aichinger; es ist immer das *menschliche Bezugssystem* – unser Bezug zur Welt – durch welches Sprache überhaupt gedeutet werden kann. Wenn im Kapitel zur Benennung von einfachen Gegenständen die Rede ist, so bezieht sich dies darauf, was gemäß des natürlichen Zugangs des Menschen zur Welt sinnvoll mit einfachen Namen benannt werden kann. Dieses Beispiel lässt sich allerdings auch auf die *Sprachspiel*-Theorie von Wittgenstein ummünzen. Wenn er in den *Philosophischen Untersuchungen* die Frage stellt, wann man denn von *einfach* oder *zusammengesetzt* sprechen soll, so lautet seine Antwort, man solle es doch vom jeweiligen Kontext abhängig machen, was einem dort als *einfach* oder *zusammengesetzt* erscheint.

Was meint Wittgenstein damit?⁴⁶¹ Nehmen wir beispielsweise einen Teil eines Puzzles zur Hand und fragen: „Ist dieser zusammengesetzt?“ – so wird ein Kind in der Umgebung seines Spielzimmers sagen: „Nein, es ist ja nur EIN Teil.“, und damit auf die Funktion des Puzzleteils im Gebrauch, nämlich diesen zu einem fertigen Bild zusammensetzen, verweisen. Stellen wir die Frage einem Naturwissenschaftler in der Umgebung seines Labors, so wird dieser sagen: „Ja, der Puzzleteil ist zusammengesetzt.“, und er wird uns unter dem Elektronenmikroskop die einzelnen Bestandteile des Puzzleteils zeigen. Die jeweiligen *Räume* in diesem Beispiel veranschaulichen gut die jeweiligen *Sprachspiele*, in denen eine Frage gestellt oder eine Aussage gemacht werden kann. Je nach üblichem Gebrauch der Wörter wird eine Beantwortung verschiedenartig ausfallen, im schlimmsten Fall folgt eine „Zurückweisung der Frage“⁴⁶². Was wir hier über die Sprache im Allgemeinen und ihren Gebrauch im Besonderen erfahren, ist Folgendes: „Das, was ich in einer [...] Situation sage, gewinnt erst im Zusammenhang mit vielen anderen Aspekten dieser Situation Bedeutung.“⁴⁶³

461 Anm.: Für die nachfolgende Erläuterung lieferte mir PU §47 den geistigen Anstoß.

462 Wittgenstein: PU §47, s. 265

463 Bertram: *Sprachphilosophie zur Einführung* 2011, S. 100

Dies fasst Wittgensteins Position im Wesentlichen zusammen, wenn von *Kontextabhängigkeit der Sprachspiele* die Rede ist.

Der Kontext, also die unmittelbare Umgebung, somit alles, was in, mit und neben der Sprache in einer gewissen Situation gesagt wird, bezieht seinen Gehalt allerdings trotz allem – oder gerade deswegen – aus der Wirklichkeit. Der weltliche Bezug schafft erst die Bedingung, die in den einzelnen Spielen zum jeweiligen Kontext wird. Es sind dies die Bedingungen der Sprache, von denen zuvor die Rede war. Kehren wir mit diesem Aspekt zu Aichinger zurück und betrachten, wie sich das auf die spielenden Kinder auswirkt. Nachdem Ellen aufgehört hat, das falsche Klingelzeichen zu geben, wird sie eingelassen, obwohl sie die richtigen Regeln für dieses Sprachspiel nicht kennt. Im Text folgt ein kurzes Intermezzo, welches im Grunde Ellens Ausgrenzung thematisiert. Auch hier verlangt sie „Laßt mich mitspielen!“⁴⁶⁴, erfährt aber nur Ablehnung. „Du gehörst nicht zu uns!“⁴⁶⁵, wird ihr knapp und hart entgegnet, und im Grunde verweisen die jüdischen – und zur Zeit dieser Textstelle stark verfolgten – Kinder auf Ellens Leben, das nach ganz anderen Regeln geordnet zu sein scheint als das ihre. Widerwillig lassen die Kinder Ellen dann doch noch mitspielen, aber *nicht als Teil des Sprachspiels* – sie wusste ja das vereinbarte Klingelzeichen nicht – sondern bloß *als reiner Kontext*. Ellen soll gewissermaßen den Hintergrund für die Szene bilden, soll zugleich die Bedingung für das Spiel selbst sein. Es bleibt ihr nur noch die Rolle der *Welt* übrig.

Als Bedingung für das Spiel fällt es daher auch in Ellens Verantwortung, das Spiel erst zu ermöglichen. Sie ist es dann auch, die den Schleier zur Verfügung stellt, damit das Spiel weitergehen kann, allerdings übergibt sie diesen den Kindern nur als Leihgabe.⁴⁶⁶ Das Eindringen der Welt in das Spiel wird natürlich im Spiel der Kinder auch thematisiert. Man dachte zunächst, im eigenen *Sprachspiel* sicher zu sein, weil man hier die Regeln beherrscht und hier zu sprechen weiß. Doch im Grunde wird durch das Eindringen Ellens in das Spiel gezeigt, dass man die Regeln nicht zwangsläufig beherrschen muss, um das Spiel zu bedingen. Die Welt und die Sprache sind Voraussetzung für alles kontextabhängige Sprechen. Wer sich der Welt entziehen will, der muss scheitern. Dementsprechend heißt es im Text: „Die Welt jagt uns von Tür zu Tür, [...] wir flohen ja vor dir. [...] Nun bist du doch gekommen.“⁴⁶⁷ Durch diese Einsicht wird veranschaulicht, dass es Sprache, egal in welchem Kontext nun, ohne die Welt nicht geben kann, und umgekehrt. Die Welt kann jedes *Sprachspiel* betreten,

464 Aichinger: DgH, S. 132

465 Ebd.

466 Vgl. ebd., S. 137

467 Ebd., S. 144

weil sie immer schon Teil des Spieles ist. Was Ellen hier im Kleinen vollzieht, wird sich später im Großen wiederholen.

Natürlich spielt man mit, durch und in der Welt; dass aber, wenn die äußere Welt sich verändert, dies Einfluss auf die *Sprachspiele* hat, wird auch von Wittgenstein berücksichtigt. In den *Philosophischen Untersuchungen* liest man, dass *Sprachspiele* von außen veränderlich seien: „Und diese Mannigfaltigkeit [der *Sprachspiele*] ist nichts Festes, ein für allemal Gegebenes; sondern neue Typen der Sprache, neue Sprachspiele, wie wir sagen können, entstehen und andre veralten und werden vergessen. [...] Das Wort »Sprachspiel« soll hier hervorheben, daß das Sprechen der Sprache ein Teil ist einer Tätigkeit, oder einer Lebensform.“⁴⁶⁸ Sowie sich nun die äußeren Umstände in der Welt ändern, so muss auch ein *Sprachspiel*, welches wesentliche Teile dieser Welt oder gerade die sich ändernden Teile dieser Welt für sich beansprucht, einem Wandel oder einer Auflösung unterliegen. Vereinfacht gesagt, wenn in der Welt niemand mehr Schach spielen würde, hätte dies auch Auswirkung auf das Spiel selbst. Es würde verschwinden, denn immer sind es die Ereignisse in der Welt, an welche die Existenz der Spiele gekoppelt ist.

Das gleiche gilt auch für die Sprache. Die jüdischen Kinder können in ihrem Spiel noch so fortgeschritten sein, sie können noch so reflektiert und intellektuell an das Thema Schutzsuche und Verfolgung herangehen, wenn die Deportation vor der Türe steht, so lässt sie sich nicht aufhalten. Auch wenn die Selbstaufforderung ergeht, einfach weiterzuspielen⁴⁶⁹, irgendwann lässt sich die Welt nicht mehr ignorieren. Als die Wirklichkeit, nicht die Rolle der *Welt*, die Ellen zur Veranschaulichung der Thematik übernommen hat, immer stärkeren Einfluss auf das Spiel gewinnt, da wägen die Kinder ab, ob sie weiterspielen oder ob sie sich der Welt freiwillig öffnen sollen, bevor diese ohnehin über sie hereinbricht. Georg entscheidet sich für das letztere. Er öffnet die Tür erneut und lässt den Häscher herein. Dieser tut nun so, als wäre in der Welt alles in Ordnung; er versucht, die Kinder in der Wohnung festzuhalten, bis die NS-Soldaten anrücken, um sie mitzunehmen. Die Kinder wiederum ahnen wohl, dass etwas nicht stimmt, sie können kaum glauben, was ihnen der Mann an Lügengeschichten erzählt, versuchen aber trotzdem, ihn in das eigene Spiel einzubinden. Dies ist der Versuch eines jeden *Sprachspiels*, neue Gegebenheiten, die sich nicht länger ignorieren lassen, zuerst in das *Sprachspiel* zu integrieren, bevor man an einen Punkt anlangt, an dem sich das *Sprachspiel* als obsolet erweisen wird. An die Stelle des einen Spiels tritt dann ein anderes.⁴⁷⁰

468 Wittgenstein: PU §23, S. 250

469 Vgl. Aichinger: DgH, S. 146

470 Anm.: Was hier bei Wittgenstein über die *Sprachspiele* zu lesen und zu deuten ist, findet sich später in

Über die Dimension und Größe der *Sprachspiele* gibt Wittgenstein selbst nur wenig Auskunft. Manchmal sind es bei ihm einzelne Situationen, etwa Gespräche auf einer Baustelle oder im Unterricht, dann wieder ganze Lernformen, wie das Erlernen einer Sprache überhaupt, anderswo bezeichnet Wittgenstein auch alle „Systeme der Verständigung“⁴⁷¹ als *Sprachspiele*. Er gibt auch nirgends an, was allen *Sprachspielen* gemeinsam wäre, außer eben die Sprache. In den *Philosophischen Untersuchungen* heißt es lediglich: „Wir sehen ein kompliziertes Netz von Ähnlichkeiten, die einander übergreifen und kreuzen. Ähnlichkeiten im Großen und Kleinen.“⁴⁷² Dieses *Sich-Ähneln* der *Sprachspiele* beschreibt Wittgenstein mit dem Begriff der *Familienähnlichkeit*.⁴⁷³ So ist auch nicht zu allen Spielen ein gemeinsamer Nenner zu finden, sondern bloß hie und da Überschneidungen. Würde man jedoch alles, was man unter dem Begriff „Spiel“ begreifen kann, auflisten, so könnte man wie in einem Netzwerk von jedem beliebigen Spiel zu jedem beliebigen anderen gelangen. Eine einheitliche Definition aber, was ein Spiel oder *Sprachspiel* genau ist, will Wittgenstein auch gar nicht geben: „Wenn Einer eine scharfe Grenze zöge, so könnte ich sie nicht als die anerkennen, die ich auch schon immer ziehen wollte, oder im Geist gezogen habe. Denn ich wollte gar keine ziehen.“⁴⁷⁴ Wittgenstein ist sich dessen bewusst, dass Sprache in einem ständigen Wandel zu begreifen sein muss. Sie hier als etwas klar abzugrenzendes definieren zu wollen wäre gegen die eigene Intention und gegen die Sprachphilosophie überhaupt. Auch Aichingers Kindern wird bewusst, dass es mehrere Spiele gibt: Sie unterteilen sie im Roman in solche, die sie selbst spielen, und jene, die mit ihnen gespielt werden.⁴⁷⁵

In der zuvor beschriebenen Szene nun beginnen beide Arten von Spielen ineinanderzugreifen, als der Häscher die Kinder zu beschwichtigen versucht. Dann heißt es bei Aichinger bezüglich dieser Spielarten, dem Spiel der Kinder und dem Spiel der Verfolger: „Schon begannen die beiden Spiele ineinanderzuströmen und flochten sich untrennbar zu einem neuen.“⁴⁷⁶ Das Bild des Flechtens findet sich übrigens auch bei Wittgenstein, und zwar dort, wo er zu veranschaulichen sucht, wie man sich den Zusammenhang der *Sprachspiele* denken kann bzw. was genau er mit *Familienähnlichkeit* derselben meint. Dazu vergleicht er die Verbindung der

ähnlicher und übertragener Form bei Thomas S. Kuhn und dessen Begriff des *Paradigmenwechsels* (vgl. Kuhn 1976).

471 Wittgenstein: BrB, S. 121

472 Ebd.: PU §66, S. 278

473 Vgl. ebd.: PU §67, S. 278

474 Ebd.: PU §76, S. 283

475 Vgl. Aichinger: DgH, S. 146

476 Ebd.

einzelnen *Spiele* mit einem Faden: „Und die Stärke des Fadens liegt nicht darin, daß irgend eine Faser durch seine ganze Länge läuft, sondern darin, daß viele Fasern einander übergreifen.“⁴⁷⁷ Bei Aichinger entsteht durch die Verflechtung, durch den Wandel bzw. die Auflösung des einen Spiels ein anderes. Erstaunlich ist, dass auch Wittgenstein die Metapher des Fadens andenkt, um den Zusammenhang bzw. Übergang der einzelnen Spiele zu verdeutlichen. Als zuletzt das Spiel der Kinder nicht mehr zu retten ist, weil es von der Wirklichkeit eingeholt wurde, da „schlug ihr Spiel über ihnen zusammen.“⁴⁷⁸

Laut Thomas Macho bildet zwar das Kommentieren und Beschreiben von *Sprachspielen* das Zentrum von Wittgensteins Spätphilosophie⁴⁷⁹, doch die Kontextualisierung der Sprache durch die *Sprachspiele* an sich ist kein neuer Zugang zur Welt, der von Wittgenstein erstmals in den *Philosophischen Untersuchungen* beschrieben wurde, wie oft behauptet wird. Bereits im *Tractatus* wird zugestanden, dass das Wort nur im jeweiligen Satzverband Bedeutung habe⁴⁸⁰ und dass unsere *Umgangssprache*, ohne sie erst analysieren und klären zu müssen, bereits „logisch vollkommen geordnet“⁴⁸¹ sei. Das Ideal des *Tractatus*, wie wir hier sehen, wird in den *Philosophischen Untersuchungen* nicht aufgegeben, es liegt unserer Sprache bereits zugrunde und wird im Spätwerk nur um die Kontextanalyse erweitert. In diesem Lichte kann die logische Analyse nun als ein *Sprachspiel* gedeutet werden, das, obwohl es zwar ein Großes ist, doch gleichberechtigt neben allen anderen steht, weil lediglich „[e]in Ideal der Genauigkeit [...] nicht vorgesehen [ist]“⁴⁸². Die Besonderheit des *logischen Sprachspiels* ist jedoch, dass es in seiner Analyse auf andere *Sprachspiele* Bezug nehmen kann. Ergebnisse gelten aber, wie bereits mit Verweis auf die Systemimmanenz erwähnt wurde, nur innerhalb des eigenen Spiels absolut.

Es gibt viele Zugänge zur Welt, alle basieren sie auf Sprache und sind in ihren Bedingungen wieder rückgekoppelt an eben jene Welt. Sie beziehen ihre Elemente aus der Wirklichkeit und bilden sie im jeweiligen Kontext gemäß einer eigenen Sinngebung neu ab, wie bereits im Kapitel zur Bildtheorie angedeutet wurde. In einem *Sprachspiel*, das man „Fiktion“ nennen könnte, kann man folglich auch Begriffe verwenden, die sich auf Nichts oder auf Fiktives

477 Wittgenstein: PU §67, S. 278

478 Aichinger: DgH, S. 155

479 Vgl. Macho: *Wittgenstein* 1996, S. 53

480 Vgl. Wittgenstein: TLP 3.3, S. 20

481 Ebd.: TLP 5.5563, S. 66

482 Ebd.: PU §88, S. 291

beziehen, da in diesem *Sprachspiel* gilt: „Man kann *denken*, was nicht der Fall ist.“⁴⁸³ So haben diese Begriffe nicht nur einen Sinn, der unabhängig von einer Wahr- oder Falschheit verstanden werden kann, sondern können je nach bedachtem (und durch eine Interpretation hineingebrachtem) Kontext auch selbst wahr oder falsch sein.

Unser Problem, warum wir Schwierigkeiten damit haben, Sätze der Fiktion *als gleichberechtigt* gegenüber Sätzen des Alltags oder der Wirklichkeit zu betrachten, liegt darin begründet, dass diese Gleichheit aus einer grundsätzlichen Verschiedenheit entspringt. Ich will dies ein *Paradox des Sprachverständnisses* nennen, dass *Sprachspiele* als verschieden bzw. kontextabhängig gedacht werden sollen und zugleich als gleichwertig und gleichrangig. Dabei fällt es uns laut Wittgenstein sogar schwer, ähnliche *Sprachspiele* in unserem Alltag überhaupt als verschiedene Spiele zu erfassen: „Die unsägliche Verschiedenheit aller der tagtäglichen Sprachspiele kommt uns nicht zum Bewusstsein, weil die Kleider unserer Sprache alles gleichmachen.“⁴⁸⁴ Wir sprechen einfach, wechseln dabei unzählige Male das *Sprachspiel* und merken diesen Wechsel erst, wenn wir auf ein Problem stoßen, etwa wenn ein Missverständnis entsteht. Dann klären wir über den jeweiligen Kontext auf – wieder ein eigenes *Sprachspiel* – und fahren in unserer Rede fort.

Ein Missverständnis entsteht bei Wittgenstein durch den unbemerkten Wechsel eines Spiels; wenn ein Sprecher bereits ein anderes oder neues Spiel spielt, so kann der andere Sprecher womöglich nicht folgen. „Wenn sich die Sprachspiele ändern, ändern sich die Begriffe, und mit den Begriffen die Bedeutung der Wörter.“⁴⁸⁵ Sind sich die *Sprachspiele* sehr ähnlich, merkt man diesen Bedeutungswechsel oft gar nicht und passt sich wie von selbst der neuen Sprechsituation an. Sind die *Sprachspiele* aber derart verschieden, dass sie nicht harmonisch miteinander kombiniert oder ineinander integriert werden können, so löst das stärkere *Sprachspiel* – das den stärkeren Rückhalt der Welt besitzt – das schwächere ab, wie wir auch bei Aichingers Weihnachtsspiel gesehen haben. Wenn z.B. auf einem wissenschaftlichen Kongress zu einem bestimmten Thema bestimmte Regeln gelten, so gelten plötzlich alle Ideenkonstrukte nicht mehr, wenn ein stärkeres *Sprachspiel* in diesen Kongress einbricht. Wenn etwa ein Feuer ausbricht, so orientieren sich alle Teilnehmer des Kongresses nicht an irgendwelchen theoretischen oder idealen Fluchtmöglichkeiten, sondern sind bestrebt, auf den real gegebenen Wegen die Gefahrenbereiche schnellstmöglich zu verlassen.

483 Wittgenstein: PU §95, S. 294

484 Ebd.: PU II, S. 570

485 Ebd.: ÜG, S. 132

Um sich dann nicht zu wundern, was denn da geschehen ist, soll man sich laut Wittgenstein bewusst machen, dass es verschiedene Spiele sind, die wir in unserer täglichen Sprache abwechselnd verwenden. Dabei wechseln wir den Kontext vermutlich öfter als wir denken, womöglich sogar mit jedem neuen Gedanken oder sogar mit jedem neuen Satz. Denn dass manche *Sprachspiele* sich vom Rahmen einer bestimmten Situation begrenzen ließen, hält auch Wittgenstein für unmöglich, weshalb er ja vorsorglich keine Grenze zwischen den Spielen gezogen hat. Natürlich gibt es große und kleine *Sprachspiele*, doch alle sind gleichberechtigt und verlangen ihre eigenen Regeln. So habe ich im *Sprachspiel* „Deutsch“ mehr Freiheiten, was ich darin (sinnvoll) sagen kann – sogar Unsinn, solange dieser deutschsprachig ist – als etwa im *Sprachspiel* „Restaurant“. Und auch bei letzterem gibt es unzählige kleinere Varianten von Spielen; man hält sich zwar an die übergeordneten Regeln des Kontextes, doch man passt seine Sprache auch den jeweiligen Gegebenheiten an. So hat der Satz „Bitte bestell' mir noch ein Bier!“ nur Sinn, wenn er an einen Freund gerichtet ist, der mit einem speist, jedoch nicht, wenn man diesen Satz zum Kellner sagt. Umgekehrt verlangt man die Rechnung nicht vom Freund, sondern eben vom Kellner. Dabei haben wir in der Regel kein Problem damit, zu wissen, was wir in einer bestimmten Situation zu sagen haben:

[I]n normalen Fällen ist der Gebrauch der Worte uns klar vorgezeichnet; wir wissen, haben keinen Zweifel, was wir in diesem oder jenem Fall zu sagen haben. Je abnormaler der Fall, desto zweifelhafter wird es, was wir nun hier sagen sollen.⁴⁸⁶

Da die *Sprachspiele* ihren Gehalt, ihre Worte und Auslegungen aus der Welt beziehen, so wird deutlich, warum wir uns in der Regel keine Gedanken darüber machen, was wir wann und wo zu sagen haben. Unsere Welt verändert sich dabei entweder zu schnell, als dass uns ein plötzlicher Bedeutungswechsel vor den Kopf stoßen würde – wie etwa im Beispiel mit dem Feuer – oder aber wir ignorieren so manche (langsame) Veränderung bewusst und sprechen einfach, als ob es keine Probleme in der Welt gäbe. Unsere Alltagssprache legt letzteres nahe.

Das Sprechen gewisser Sprachen in gewissen *Sprachspielen* trennt die Menschen trotz ihrer Zusammengehörigkeit als gemeinsame Lebensform. Was prinzipiell ineinander übersetzbar ist, wird ignoriert, die Probleme anderer in anderen *Sprachspielen* sind nicht die unseren, solange unser Spiel funktionstüchtig bleibt.

486 Wittgenstein: PU §142, S. 311

Der Gedanke, eine solche sich in ständiger Veränderung befindliche Welt anhalten zu wollen, um aussteigen zu können, den Aichinger in ihrer *Rede an die Jugend*⁴⁸⁷ thematisiert, tritt dieser Entwicklung mit Vehemenz entgegen. Aichinger hat erlebt was passiert, wenn die Veränderungen in der Welt nicht mehr ignoriert werden können, und hat ein Sprachbewusstsein entwickelt, um sich im Kontext selbst aus dem Kontext zu nehmen, *im Spiel selbst aus dem Spiel zu bleiben*, wie wir gehört haben. Heute ist vielmehr das Gegenteil der Fall, man sollte sich wieder ins Spiel bringen, und auch das gelingt nur über einen reflektierten Umgang mit unserer Sprache. Man muss, um Aichinger und Wittgenstein gerecht zu werden, bewusst mit der eigenen Sprache umgehen, auch wenn diese einem aufgezwungen wird, um nicht unbewusst eine Sprache und Sprechweise in sich wie *Gift* aufzunehmen (wie es bei Klemperer heißt). Dabei darf man keineswegs die allgemeine Sprachentwicklung ignorieren, sondern muss sie gut beobachten, um dann etwaige Mängel auszugleichen, sofern dies im System erlaubt ist.

Wenn uns also auffällt, wie gewisse Parteien gewisse Begriffe für sich vereinnahmen, so muss dies aufgezeigt werden, wenn wir bemerken, dass gewisse Sprechweisen überhand nehmen, so ist darauf hinzuweisen. Ein offener Diskurs in der Gesellschaft entscheidet dann, ob ein derartiger Umgang mit Sprache im Sinne der allgemeinen Sprachentwicklung zulässig ist, oder ob Sprache hier als Instrument des Missbrauchs und der Manipulation verwendet wird. (Dies gilt für politisch rechte wie für linke Tendenzen gleichermaßen.)

Die Kinder in Aichingers Roman spielen, bis das jeweilige Spiel über ihnen zusammenbricht. Dies ist aber laut Aichinger nicht der richtige Weg. Damit liefert man sich nur aus. Auch an anderer Stelle des Romans wird thematisiert, dass man sich den äußeren Entwicklungen einer Sprache nicht entziehen kann, darf und soll. Im Kapitel *Das heilige Land* spielen die Kinder, denen der Zugang zum Stadtpark verwehrt ist, auf ihrem „letzten Spielplatz“⁴⁸⁸, auf dem Friedhof. Sie ignorieren die allgemeinen Regeln des neuen *Sprachspiels* nicht – also das Verbot für jüdische Kinder, den Stadtpark zu betreten – versuchen aber, ihre alten Begriffe des Spielens von einem Kontext in den anderen zu verlagern, sie gewissermaßen in ein anderes Spiel hinüberzuretten. „Wenn ihr uns verboten habt, im Stadtpark zu spielen, so spielen wir auf dem Friedhof,“⁴⁸⁹ Doch das kann, wie uns Wittgenstein nahelegt, nicht ohne Probleme funktionieren. Begriffe und Sätze bedeuten ja je nach Kontext etwas verschiedenes, und so ist das Spielen auf dem Friedhof sicherlich ein anderes, als das im Stadtpark. Die Kinder

487 Vgl. Aichinger: *Rede an die Jugend* 2012, S. 278

488 Ebd.: DgH, S. 53

489 Ebd.

versuchen zwar, ihre Begriffe zunächst noch an den neuen Kontext und die neuen Regeln anzupassen – etwa beim Spiel auf die Toten achtzugeben, die Toten statt der Lebendigen zu suchen, etc. – doch irgendwann gelangen sie an ihre Grenzen; man kann den Kontext nicht einfach beliebig wechseln in Anbetracht der Tatsache, dass man von Kräften der äußeren Welt verfolgt wird. Als sich auch dieses Spiel der Kinder aufzulösen beginnt, heißt es im Roman: „Ich gehe zwischen den Gräbern und rufe eure Namen, ich schreie und stampfe mit dem Fuß, aber ihr meldet euch nicht. Plötzlich ist es kein Spiel mehr. Die Blätter rascheln, aber ich verstehe nicht, was sie mir sagen wollen“⁴⁹⁰.

Das Spiel hat aufgehört, Spiel zu sein, die Welt hat die Kinder eingeholt, und sie wissen weder, wohin sie gehen können, noch wie das Vernommene zu deuten sei. Und doch denken sie in dieser Szene noch immer an Flucht, an ein Entkommen in das *heilige Land*, wie sie sagen. Auch an anderer Stelle des Romans wird versucht, die neuen Gegebenheiten mithilfe eines *Sprachspiels* zu umgehen. Das *Verlernen-Wollen* ihrer Sprache, wie es die Kinder im Kapitel *Im Dienst einer fremden Macht* anstreben, weil sie die Beschimpfungen der arischen Kindern nicht mehr verstehen wollen⁴⁹¹ kann im Sinne Wittgensteins als *Sprachspiel* gedeutet werden. Dabei würden sich die Kinder aber wiederum nur in einen neuen Kontext flüchten, ohne sich kritisch mit den allgemeinen Umständen auseinanderzusetzen. Der alte Mann, von dem sie „das Deutsche verlernen“⁴⁹² wollen, hilft ihnen aber nicht dabei, sondern ermutigt sie eher, die Sprache und Welt, der sie zu entkommen streben, „neu zu erlernen“⁴⁹³, sie neu kennenzulernen. Denn setzt man sich reflektiert mit Sprache und Welt auseinander und verschließt sich nicht davor, so kann man unter Umständen etwas entdecken, das jenes sprachliche System, welches man nicht will, als widersprüchlich entlarvt. Aichinger hat dies getan, wie wir im Kapitel zur Logik ausgeführt haben, und auch Wittgenstein ist der Ansicht, dass nur durch kritische, sprachphilosophische Überlegungen ein *Sprachspiel* als unsinnig bezeichnet und entlarvt werden kann. In den *Bemerkungen über die Grundlagen der Mathematik* ist zu lesen: „Ein Sprachspiel kann nur durch einen Widerspruch seinen *Sinn* verlieren, den Charakter des Sprachspiels.“⁴⁹⁴

Wenn ein *Sprachspiel* derartige Konstellationen der Sätze oder Worte ermöglicht, dass diese einander widersprechen, so kann man sicher sein, dass dieses *Sprachspiel* nicht lange Bestand

490 Aichinger: DgH, S. 54

491 Vgl. ebd., S. 89

492 Ebd., S. 90

493 Ebd.

494 Wittgenstein: BGM, S. 208

hat. Wenn *ein* Kontext alle Lebensstadien einnimmt, wenn gewisse *Sprachspiele* zur Pflicht werden, wie dies zu Zeiten des Nationalsozialismus geschehen ist, so gibt es keine Freiheit in der Sprache mehr, und die Sprechweise verliert seinen Charakter als Spiel, dadurch den Charakter als Sprache insgesamt. Wenn man nun aber beweisen oder zeigen kann, dass sich eine so aufgezwungene Redeweise in Widersprüche verstrickt, so kann man nahezu sicher sein, dass sich ein solches System nicht bewähren wird. Aus diesem Umstand erwächst dann die Hoffnung, dass, auch wenn man an der Sprache momentan nichts ändern kann, doch „irgendwo alles blau wird.“⁴⁹⁵, wie es im Roman im übertragenen Sinn heißt. Diese Hoffnung, diese *größere Hoffnung*, ist – nicht zuletzt bei Aichinger – eine Sprachliche; durch beständiges Beobachten und Reflektieren, nicht nur der allgemeinen sondern auch der eigenen Sprache, durch eine Teilnahme an allen sprachlichen Vereinbarungen, ohne diese jedoch nur unbewusst für sich und andere übernehmen zu wollen, entsteht jene Sprachsensibilität, die sowohl Aichinger als aus Wittgenstein fordern, will man sich seiner Welt bewusst werden.

Nur durch das aktive Spielen der *Sprachspiele*, nur durch Teilnahme an der Sprachgemeinschaft, kann man *präventiv* auf die (eigene) Sprache achtgeben und Einfluss nehmen. Man muss sich auf Sprache einlassen, um etwas zu erkennen.⁴⁹⁶ Nur durch das Zulassen der Sprache kann sich Sprache entwickeln, nur durch das aktive Sprechen einer Sprache kann sich diese bewahren. Sprache ist unser einziger Zugang zur Welt. Wer auf Missstände aufmerksam machen will, kann diese nur sprachlich artikulieren. Sich der Sprache entziehen zu wollen ist jedenfalls kein Ausweg, zumindest nicht für unsere Lebensform. Sprache, Denken, Welt – das alles ist eins.

495 Aichinger: DgH, S. 32

496 Anm.: So lässt sich etwa nur durch das *Sprachspiel* „Rummelplatz“ – zu dem von Seiten der jüdischen Kinder durchaus Mut gehört – in Aichingers Roman erkennen, dass die Ansichten und Methoden der Machthabenden innerhalb des Nationalsozialismus in Wahrheit *kopfsteher* (vgl. DgH, S. 37).

Kapitel 7: Schlussbemerkung *oder*: Größere Hoffnung wagen

Sobald wir in der Welt nicht nur intuitiv leben, sondern uns auf sie beziehen wollen, sie mitteilbar machen wollen, so benutzen wir Sprache. Seit Aristoteles ist der Mensch als dasjenige Wesen charakterisiert, das im Besitz des *Logos* ist. Diese *Denkfähigkeit* ist zugleich auch seine *Sprachfähigkeit*, mit welcher Zusammenhänge erkannt und hergestellt werden können. Der Mensch sieht Objekte in der Welt, fühlt Empfindungen in sich, und beginnt wie von selbst, diese Dinge zu ordnen, zu strukturieren und klassifizieren. Er erhebt sich über diese Dinge, indem er ihnen Namen beilegt, mittels derer er sich auf die Gegenstände beziehen kann. Dabei ist es nicht ein Individuum allein, das diesen *Akt der Benennung* vollzieht, sondern immer die Gemeinschaft aller Sprechenden, die über ihre Begrifflichkeiten übereinkommt. Die Worte, die sie dabei verwenden, mögen fortan objektiv sein, das *Bild* allerdings, das in den Sprechern entsteht, wenn sie Begriffe auch in Abwesenheit ihrer Träger verwenden, ist dabei als Vorstellungsbild in höchstem Maße subjektiv. Die Kluft zwischen dem, was ein Begriff bezeichnet und dem, was ein Subjekt damit assoziiert, gilt es daher in einer gelingenden Kommunikation zu überwinden. In der *Syntax*, der Satzbildung, kann der Mensch beschreiben, was genau er mit einem Ausdruck meint, er kann Zusammenhänge zwischen Gegenständen herstellen, diese sich wünschen oder verneinen. Dafür gibt es bestimmte *Regeln des Gebrauchs*, zu denen jedes Mitglied einer Sprachgemeinschaft erzogen werden muss. Es ist der Unterricht in einer Sprache, durch den man die Regeln beiläufig lernt, indem man erprobt, was sich sinnvoll sagen lässt und was nicht. Der neurologischen *Wortschatzexplosion*⁴⁹⁷ im Gehirn, bei der ein Kleinkind in der Sprachentwicklung 5 – 10 neue Worte täglich lernt, folgt eine sogenannte *Grammatikexplosion*, bei welcher die grammatischen Regeln einer Sprache intuitiv erfasst werden.⁴⁹⁸

Die Anwendung und Ausführung einer Sprache ist dann der eigentliche Akt der Sprachverwendung. Alles bisherige ist nur Beiwerk, notwendige Bedingung zugleich, damit eine Sprache überhaupt funktionieren kann. Das eigentliche Sprechen ist der jeweils kontextabhängige Gebrauch dieser der Sprache zugrundeliegenden Strukturen. Die Worte, Bilder, Sätze und Regeln werden durch die Ausführung immer neu bestätigt und aktualisiert. „Das Denken, die Sprache, erscheint uns nun als das einzigartige Korrelat, Bild, der Welt. Die

497 Vgl. Stangl, W.: Wortschatzexplosion. Lexikon für Psychologie und Pädagogik. (Online-Ressource): <http://lexikon.stangl.eu/7585/wortschatzexplosion/> (Stand: 06.01.2018) – Anm.: Diese „Wortschatzexplosion“ wird auch „Wortschatzspurt“ / „vocabulary spurt“ genannt (vgl. Dietrich: *Psycholinguistik* 2007, S. 100).

498 Vgl. Dietrich: *Psycholinguistik* 2007, S. 96 – 106

Begriffe: Satz, Sprache, Denken, Welt, stehen in einer Reihe hintereinander, jeder dem andern äquivalent.⁴⁹⁹ Es ist ein Spiel mit Worten, und jeder Teilnehmer einer Sprachgemeinschaft weiß sofort, ob wir unsere *Sprachspiele* den Regeln gemäß beherrschen, einfach dadurch, ob wir in dem, was wir sagen, von der Gemeinschaft verstanden werden oder nicht. Nun ist die Sprache gewiss nichts Statisches, Unveränderliches, im Gegenteil: Sie verändert sich fortlaufend, Begriffe werden durch andere Begriffe ersetzt, Bilder durch andere Bilder, ja selbst die Art und Weise, wie Sätze gebildet werden ändert sich, wenn auch nicht so merklich. Die Regeln gehen mit dieser Entwicklung einher, und immer ist es die gemeinsame Sprachgesellschaft, die diese Veränderung auf freiwilliger Basis zustimmend gutheißt. So lebt und wirkt Sprache, unter normalen Bedingungen.

Die Geschichte aber hat gezeigt, dass durch Sprache, welche sich im Grunde in ihrer Vielseitigkeit auszeichnen sollte, oft einseitige Ziele verfolgt werden, indem sie einem bestimmten Herrschaftsanspruch oder einer gewissen Ideologie unterstellt wird. Sei es nun die Verwehrung eines allgemeinen Zugangs zu Bildung, der Kolonialismus durch Europa oder die Sprachgewalt des Dritten Reiches: Immer dort, wo Sprache das Mittel zur Hierarchisierung einer Gesellschaft darstellt, da sollte sie auch hinterfragt werden. Da man im Grunde aber nie sicher sein kann, ob nicht auch in heutiger Zeit Sprache von jemandem missbraucht wird, der sie seinen eigenen Zwecken unterordnet, z.B. um zu manipulieren oder um sich gegen den allgemeinen Konsens durch Sprache einen Vorteil zu verschaffen, müsse man, dies legen Aichinger und Wittgenstein meiner Meinung nach in ihren Schriften nahe, mit der allgemeinen wie der eigenen Sprache stets reflektiert umgehen. Ludwig Wittgenstein gibt uns in seiner Philosophie für diesen Zweck ein Werkzeug an die Hand, und Ilse Aichinger wirkt vorbildlich, weil sie in ihrer Literatur beständig den Gebrauch ihrer Worte und die Strukturen ihrer Sprache hinterfragt.

Diese kritische Haltung gegenüber der Sprache entwickelte die Autorin bereits in ihrem Roman *Die größere Hoffnung*, in welchem sie *allen sprachlichen Verabredungen auf den Grund schaut*.⁵⁰⁰ Dies ist bei Aichinger aber nicht bloß eine Haltung, die sichtbar wird, wenn sie schreibt oder spricht; wenn Sprache und Welt eins sind, so ist man, indem man lebt, bereits dazu verpflichtet, sein gesamtes Wesen sowie seine gesamte Daseinsform zu ergründen. Deshalb sind für Aichinger (politisches) Engagement und Sprache auch nicht zu trennen. In einem Interview (Schafroth, 1972) hat die Autorin diesbezüglich gesagt:

499 Wittgenstein: PU §96, S. 294

500 Vgl. Lindemann: *Ilse Aichinger* 1988, S. 41

Sprache und Engagement stellen sich mir nicht als Gegensatz dar, ich verstehe einen solchen Gegensatz nicht. Sprache ist, wo sie da ist, für mich das Engagement selbst, weil sie kontern muss, die bestehende Sprache kontern muss, die etablierte Sprache, weil sie fort muss aus dem Rezept der Wahrheit in die Wahrheit, weil sie das Gegenteil von Etabliertheit sein muss, aus sich selbst.⁵⁰¹

Und auch für Wittgenstein gehört alles, was sich denken lässt, in den Bereich der Sprache. Nicht umsonst hat er sein gesamtes Leben der Aufgabe gewidmet, Ansätze zur Klarlegung der Strukturen der Sprache zu erforschen. Ethik, Ästhetik, Politik, Mathematik, Soziologie, Psychologie, die Liste ließe sich weiter fortsetzen, all das gehört für ihn zum festen Bestandteil seiner Philosophie über Sprache.

Und doch bleibt Wittgenstein selbstkritisch und behauptet, nur wenig damit getan zu haben. Im zweiten Teil der *Philosophischen Untersuchungen* ist zu lesen: „Eine ganze Wolke von Philosophie kondensiert zu einem Tröpfchen Sprachlehre.“⁵⁰² Wenn wir auch glauben, in der Auseinandersetzung mit Sprache dem Wesen der Welt näher zu kommen, so sind all unsere Bemühungen in diesem Sinne doch nicht mehr als nur ein *Tropfen* auf dem heißen Stein.

Und dennoch zählen eine reflektierte Haltung gegenüber Welt und Sprache für Aichinger wie für Wittgenstein zu den grundlegenden Bedingungen, will man ihrem Wesen und der menschlichen Daseinsform als denkendes Subjekt gerecht werden. Die Sprache ist für beide Autoren nicht etwas, das man von verschiedenen Perspektiven betrachten kann, wenn man sich der Welt zuwendet. Die Idee der zwei (oder vielen) Seiten ein und derselben Medaille ist bei Aichinger und Wittgenstein überholt; vielmehr kann man ihre Haltung, die *Entscheidung, die Welt als Sprache zu sehen*, wie Günter Eich sagt⁵⁰³, eher einem Hause vergleichen, das – unter bestimmten Voraussetzungen – gewisse Schutzräume zu bieten in der Lage ist. Ich betrachte Sprache selbst als dieses Haus, und wir sind seine Bewohner. Die vielen Zugänge zur Welt mittels Sprache, die vielen Aspekte der Sprache selbst, das sind die vielen Fenster, durch die man *hinaus* in die Welt blicken kann. Doch nur wer seine Fenster regelmäßig reinigt hat auch einen guten Durchblick und erkennt Gefahren, die seinem Haus schaden könnten, schon von weitem.⁵⁰⁴

501 Aichinger: *Es muss gar nichts bleiben* 2011, S. 20

502 Wittgenstein: PU II, S. 565

503 Vgl. Eich: *Der Schriftsteller vor der Realität* 1973, S. 441

504 Anm.: Das Bild ist nicht perfekt, weil man sich Häuser oft als etwas Statisches denkt; bedenkt man aber

So behandelt Aichinger die verschiedenen Zugänge zur Welt in *Die größere Hoffnung* auch als etwas, mit dem man behutsam umgehen muss und das dennoch klargelegt gehört. Sie versucht im Roman eine Haltung gegenüber der Sprache, eine Haltung gegenüber der Welt zu skizzieren, und den Weg dahin veranschaulicht die Autorin anhand von Ellens Werdegang. Ellens Sprache ist, obwohl sie noch ein Kind ist, nicht die Sprache eines Kindes, und in zahlreichen Szenen des Romans wird die Erfahrung mit der Welt durch ein Überdenken der sprachlichen Strukturen, welche den jeweiligen Gegebenheiten zugrunde liegen, ersetzt oder dargelegt.

Zunächst versucht die Autorin noch, mit den bestehenden (sprachlichen) Strukturen auszukommen. Das Kapitel *Die große Hoffnung* zeigt den vergeblichen Versuch der Protagonistin, sich *in* der Welt, wie sie zur Zeit des Krieges ist, zurechtzufinden; erst nach und nach wird diese *Hoffnung*, in den vorhandenen Strukturen zu überleben, hinterfragt und zugunsten einer *größeren Hoffnung* hintangestellt. „Diese Hoffnung hatte,“, wie Aichinger diesbezüglich schreibt, „obwohl sie es uns möglich machte, in dieser Zeit weiter zu leben, doch nichts mit der Hoffnung zu überleben zu tun.“⁵⁰⁵ Es handelt sich bei dieser *größeren Hoffnung* vielmehr um den Glauben bzw. den Wunsch, dass sich sprachliche wie weltliche Strukturen nach dem Krieg wieder normalisieren könnten. Dies kann aber nicht von selbst geschehen, denn dazu ist die moralische Standhaftigkeit eines jeden Einzelnen erforderlich. Wer flieht oder dem Nationalsozialismus nachgibt, wer sich ergibt oder kooperiert, wer stillschweigt und untätig bleibt, der hat kein Anrecht darauf, in dieser späteren Welt sich weder als Opfer zu stilisieren noch seine Mittäterschaft zu leugnen.

Wie kann man aber etwas so standhaft und gewiss erwarten, was noch gar nicht existiert? Woher nimmt man den unerschütterlichen Glauben dazu? Aichingers Kinder im Roman erwarten vieles: Den Tod, der existiert, aber auch die *größere Hoffnung*, die (noch) nicht existiert, weil sie erst über die richtige Haltung zu Sprache und Welt realisiert werden kann. Wittgenstein schreibt in seinem *Blauen Buch* zu dieser Problematik:

Der Ausweg aus dieser Schwierigkeit scheint dieser zu sein: was wir erwarten, ist nicht die Tatsache, sondern ein Schatten der Tatsache; gleichsam das, was der

persönliche Einrichtungsgegenstände und das erwachende Leben *im* Haus, das vielseitig ist und sich auch ändern kann, so umgeht man dieses Problem.

505 Aichinger: Nach der weißen Rose. In: Dies.: *Kleist, Moos, Fasane*. 3. Aufl., Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 2004, S. 32

Tatsache am nächsten kommt. [...] Wir stellen uns vor, daß der Schatten ein Bild ist, dessen Intention *nicht in Frage gestellt werden kann*, das heißt ein Bild, das wir nicht deuten, um es zu verstehen, sondern das wir verstehen, ohne es zu deuten.⁵⁰⁶

Wenn wir Bilder deuten, so bringen wir sie mit der Welt in Übereinstimmung oder deklarieren eine Deutung als falsch, wenn uns dies nicht gelingt. Dabei greift man aber immer auf die bestehenden Strukturen zurück, derer man sich bei der Deutung bedient. Doch dies kann auch ein unreflektierter Umgang mit Sprache; man verwendet die vorhandene Sprache eben, um sich Sätze zu deuten. Versteht man hingegen Bilder *ohne sie zu deuten*, so entspringt dieses Verständnis dem eigenen Wesen. Wünscht man sich etwas oder hofft man darauf, so besteht dieser Wunsch bzw. diese Hoffnung bereits *im* Individuum. Das Individuum hat seine Haltung bereits nach dem Wunsch ausgerichtet, und so braucht es diesen Wunsch nicht erst zu deuten, um ein Bild davon, das es in sich trägt, zu verstehen. Dazu ist aber die Bereitschaft und der Wille des Individuums erforderlich, sich zu trauen, sich etwas zu Wünschen. Auch mit der Hoffnung verhält es sich ähnlich: Sie will gewagt sein. So wie man den in den Sand gezeichneten Kreis nur in sich selbst als idealen Kreis erkennen kann – und das auch nur, wenn man die Sprache, in diesem Fall die Regeln der Mathematik, verinnerlicht hat – so kann man auch die *größere Hoffnung* nur aus sich selbst heraus, durch eine sprachkritische Haltung, hervorbringen, auch wenn uns die äußere Welt Anreize gibt, diesen *Sprung*⁵⁰⁷ zu vollziehen.

Wilhelm Weischedel schreibt zu diesem Punkt bei Wittgenstein: „Ob etwas Wahrheit für den Menschen werden kann, hängt davon ab, ob er es mit voller Leidenschaft als seine persönliche Wahrheit ergreifen kann. Eine Wahrheit zu erwerben hat keinen Sinn, wenn sie die Existenz nicht berührt und verwandelt.“⁵⁰⁸ Diese Leidenschaft für die Sache, für eine Welt nach dem Krieg, demonstriert und veranschaulicht Ellen durch ihren *Sprung* in Richtung *größerer Hoffnung*. Sie zeigt der Welt damit ihre Entschlossenheit und versucht für sich, ihre inneren Gefühle und Haltungen nach außen zu tragen. All ihre Überlegungen zu Welt und Sprache, zur Benennung, zur Bildtheorie, zur Logik und zur Regelanwendung sind selbst nicht Teil der Sprache, aber die Bedingung dafür, an einen Punkt gelangen zu können, an dem man weiß, wie man sprechen muss, wie man Sprache kritisch und reflektiert zu verwenden hat.

⁵⁰⁶ Wittgenstein: BIB, S. 63f.

⁵⁰⁷ Vgl. Aichinger: DgH, S. 268 – Anm.: Dieser *Sprung* muss genauso aktiv vollzogen werden wie Ellens Entscheidung, die Landkarte von der Wand zu reißen und Sprache aktiv *als Sprache* zu betrachten.

⁵⁰⁸ Weischedel: *Die philosophische Hintertreppe* 2006, S. 233

„Irgendwann mußte man springen. [...] Es war alles ein einziger Anlauf gewesen, Vater und Mutter, der Konsul [...], der Kai und die englische Stunde [...] und die Einbrecher in dem verschütteten Keller“⁵⁰⁹. All das verhilft Ellen zur Einsicht, dass Sprache zwar an sich nicht einholbar ist – „Hier war die Unordnung nicht mehr zu lösen.“⁵¹⁰ – die Einsicht selbst aber hat Ellen den Menschen wie Sokrates den Athenern voraus. Und gerade deshalb muss ein Bewusstsein, nämlich dass nur durch Sprache der Zugang zur Welt möglich ist, den Menschen auch zu einer kritischen Haltung führen, die sich bei Aichinger in Form einer sprachlich nicht näher einholbaren *größeren Hoffnung* formuliert. Diese Hoffnung ist zwar nicht einholbar, trotzdem dürfe man innerhalb der menschlichen Lebensform – der Lebensform Sprache – den Versuch nicht unterlassen, sie zu erreichen. Es liegt in der Natur des Menschen, die eigene Lebensform ergründen zu wollen. Da man sich aber immer nur sprachlich seiner sprachlichen Lebensform annähern kann, so kann man sich *im* Leben höchstens bemühen und hoffen; erst „dahinter [wird] es blau.“⁵¹¹

Der Schluss des Romans, der im *Sprung* liegt, legt nahe, dass Ingeborg Bachmann Ellen an einer Stelle ihrer Erzählung *Das dreißigste Jahr* ein Denkmal gesetzt hat. Darin finden sich zunächst verstreut Wittgensteins Positionen aus dem *Tractatus* samt den sich daraus ergebenden Schwierigkeiten, die über die Figur des *Schweigens* gelöst werden und zu Ansichten führen, die Wittgenstein erst in den *Philosophischen Untersuchungen* vertreten hat.⁵¹² Als dann klar wird, dass Sprache unausweichlich ist, dass man nur in und mit ihr leben kann, dass sie zugleich auch uneinholbar ist, folgt ein Satz, der als Aufforderung an Ellen wie an den Leser verstanden werden kann: „Dann spring noch einmal auf und rei die alte schimpfliche Ordnung ein. Dann sei anders, damit die Welt sich verändert, damit sie die Richtung ändert, endlich!“⁵¹³

Man darf auch nicht aufhören, Sprache bewusst zu verwenden; unsere Sprache ist unendlich offen, und nirgends bahnt sich ein Ende in ihrer Entwicklung an. So gehört zur Reflektion und kritischen Befragung der Sprache auch folgende Forderung von Wittgenstein: „[S]o frage dich, ob unsere Sprache vollständig ist; [...] Und mit wieviel Häusern, oder Straßen, fängt

509 Aichinger: DgH, S. 268

510 Ebd., S. 269

511 Ebd.

512 Vgl. Bachmann, Ingeborg: *Das dreißigste Jahr*. In: Dies: *Werke 2. Erzählungen*. Hg. v. Koschel / Weidenbaum / Münster. 2. Aufl., München: Piper Verlag 2010, v.a. S. 102 – 103 / S. 107 – 109

513 Ebd., S. 114

eine Stadt an, Stadt zu sein?“⁵¹⁴ Das fragt sich auch Aichinger in ihrer Erzählung *Das Bauen von Dörfern*. Auch hier bietet sich wiederum die zuvor eingeführte Metapher der *Sprache als Haus* an: Zuerst muss man nämlich immer im eigenen Hause kehren und versuchen, dieses zu ergründen; denn viele Fenster nach außen sind noch unentdeckt. Und zuweilen, blickt man aus einem bestimmten Fenster, sieht man auch andere Häuser; es sind fremde Sprachen, Sprechweisen, *Sprachspiele* anderer Leute. Vernehmen wir diese, so müssen wir dabei stets bedenken: Aus welcher Perspektive wir sie sehen (von außen), so sehen diese auch uns. Erst IM Sprechen und im gemeinsamen Austausch kommen wir uns näher. Dabei ist es entscheidend, den eigenen Standpunkt nicht allzu wichtig zu nehmen und auch andere Perspektiven gelten zu lassen. Alle *Sprachspiele* sind gleichwertig, und nicht *einer* geglaubten Autorität ist der Vorzug zu geben. Denn vielleicht erscheint ja gerade diese Autorität auch nur *als* Autorität, weil sie im Lichte *unserer* Sprache betrachtet wird.

Wittgenstein hat einen derartigen Autoritätsglauben verurteilt, und treffend veranschaulicht er dies, indem er die Literatur lobt und metaphorisierend darzulegen versucht, was mit diesen Ausführungen gemeint sein könnte. „Die Menschen heute glauben, die Wissenschaftler seien da, sie zu belehren, die Dichter und Musiker etc., sie zu erfreuen. *Daß diese sie etwas zu lehren haben*; kommt ihnen nicht in den Sinn.“⁵¹⁵ Ist man allerdings sprachsensibel, so zieht man die Lehren der Sprache aus *allen* Sprechweisen. Würde dies nicht funktionieren, so könnte uns Aichinger mit ihrem Roman *Die größere Hoffnung* nicht mehr bieten, als eine bloße Erzählung sich in einer fiktiven Welt zutragender Ereignisse. Dies verfehlt jedoch die Intention und das Wesen des Romans, ja das Wesen der gesamten Literatur überhaupt. Darauf weist Wittgenstein hin, auch wenn er immer wieder als fiktionskritischer Philosoph stigmatisiert wird.

Der Mensch sollte, das will diese Arbeit nahelegen, seine *Sprache* nicht kleinreden, die unterschiedlichen Sprechweisen und Ausdrucksformen vielmehr als Pluralität der eigenen Möglichkeiten begreifen und Lebens-, damit Sprech-Bereiche, mit denen er auch nichts anzufangen weiß, nicht vorschnell als unsinnig und irrelevant abstempeln. So ist diese Arbeit zugleich ein Plädoyer für die vielen großartigen Möglichkeiten der Literatur, die oftmals abschätzig als bloßer *Zeitvertreib* abgetan werden. Mit Wittgensteins Worten zur Rettung aus diesem Vorurteil will ich die Arbeit schließen und zugleich auch allgemein zu mehr Sprachsensibilität und Sprachbewusstsein auffordern:

514 Wittgenstein: PU §18, S. 245

515 Ebd.: VB, S. 501

Sieh es nicht als selbstverständlich an, sondern als ein merkwürdiges Faktum, daß uns [...] erdichtete Erzählungen Vergnügen bereiten; unsern Geist beschäftigen. [...] [D]as heißt: Wundere dich darüber so, wie über anderes, was dich beunruhigt.⁵¹⁶

516 Wittgenstein: PU §524, S. 439

Abstract

Diese Arbeit weist einen phänomenologischen Zusammenhang zwischen den sprachphilosophischen Schriften Ludwig Wittgensteins und dem Roman *Die größere Hoffnung* von Ilse Aichinger nach. Auf einen rezeptiven Vergleich wird aufgrund der Methodenwahl verzichtet, was in aller Kürze auch argumentativ begründet ist. Es geht nicht so sehr darum zu zeigen, inwieweit der eine die andere beeinflusst haben *könnte* – was sich auch biographisch nur schwer begründen ließe – sondern darum, Gemeinsamkeiten aufzudecken, die einen hermeneutischen Lektürezirkel initiieren. Da sich beide Autoren vorrangig mit dem Thema *Sprache* beschäftigen, liegt dieser Vergleich nahe. Wittgensteins Frühwerk wird in der Untersuchung nicht getrennt von seinem Spätwerk betrachtet, sondern integrativ (als zusammengehörig) behandelt, was in Einklang mit dem gegenwärtigen Forschungsdiskurs steht. Bei Aichinger liegen die Dinge anders: Ihr Roman *Die größere Hoffnung* wird in der gegenwärtigen Forschung (z.B. Geoff Wilkes) sehr gerne biographisch gedeutet. Zu zeigen, dass dies eine Fehleinschätzung ist, ist eines der (impliziten) Ziele dieser Arbeit. Der Roman muss im Gegensatz dazu als Ausgangspunkt für Aichingers späteres Schaffen betrachtet werden, welches sich zunehmend offen mit den Strukturen und Verhältnissen von Sprache beschäftigt. In *Die größere Hoffnung* lotet Aichinger deshalb die Möglichkeiten und Spielarten der Sprache aus und überprüft diese hinsichtlich deren praktischer Tauglichkeit. Die Autorin erkennt in den Möglichkeiten der Sprache zugleich Fragilität und Notwendigkeit. Diese Ambiguität aufzulösen ist Teil der Suche nach einer „größeren Hoffnung“, zu der sich der Roman anschickt. Diese Leitidee des Romans darf nun nicht bloß in ihrem historischen Kontext verstanden werden, sondern die „größere Hoffnung“, von der Aichinger spricht, ist immer auch schon eine sprachliche, sprachlich verfasste. Hinter die Sprache kann der Mensch nicht zurückfallen, er ist in ihr geboren und muss mit ihr leben. Um diesen Zusammenhang und die Voraussetzungen von Sprache verstehen zu können, greift die Arbeit auf die Philosophie von Wittgenstein zurück und macht sie zu ihrer Grundlage. Die einzelnen Kapitel der Arbeit zur *Benennung*, zur *Bildtheorie*, zur *Logik*, zur *Regelanwendung* und zuletzt zum *Sprachspiel* befassen sich mit wesentlichen Bestandteilen der Sprache auf Basis von Wittgensteins Philosophie, denen jeweils mehrere Beispiele aus Aichingers Roman zwecks Vergleich und Veranschaulichung gegenübergestellt werden. Dies führt zum Einen zu einem wechselseitigen Verständnis sowie zu einer wechselseitigen Erhellung der Texte, zum Anderen wird aus der Auseinandersetzung mit dem Thema *Sprache* – eingebettet in den

historischen Kontext des Nationalsozialismus – auch ersichtlich, warum es gerade heute wieder wichtig wird, eine gewisse Sprachsensibilität – als reflektierte Haltung zur Sprache insgesamt – zu entwickeln und zu etablieren. In diesem Sinne liegt ein übergeordnetes Ziel der Arbeit nicht in sich selbst, sondern verlangt zudem nach einem Leser, der aufmerksam zuhört.

Literaturverzeichnis

Aichinger

- Aichinger, Ilse: Aufzeichnungen 1950 – 1985. In: Dies.: *Kleist, Moos, Fasane*. 3. Aufl., Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 2004, S. 41 – 87
- Aichinger, Ilse: Aus dem Tagebuch 1945. In: Arnold, Heinz Ludwig (Hg.): *Text + Kritik. Zeitschrift für Literatur. Heft 175. Ilse Aichinger*. München: Richard Boorberg Verlag 2007, S. 15 – 18
- Aichinger, Ilse: Das Bauen von Dörfern. In: Dies.: *Eliza Eliza. Erzählungen. (1958 – 1968)*. 3. Aufl., Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 2004, S. 93 – 98
- Aichinger, Ilse: *Die größere Hoffnung*. 12. Aufl., Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 2012
- Aichinger, Ilse: Die Vögel beginnen zu singen, wenn es noch finster ist. In: Moser, Samuel (Hg.): *Ilse Aichinger. Leben und Werk*. 2. Aufl., Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 2003, S. 29 – 30
- Aichinger, Ilse: *Es muss gar nichts bleiben. Interviews 1952 – 2005*. Hg. Von Simone Fässler. Wien: Edition Korrespondenzen 2011
- Aichinger, Ilse: *Film und Verhängnis. Blitzlichter auf ein Leben*. Frankfurt am Main: Fischer Verlag 2001
- Aichinger, Ilse: Meine Sprache und ich. In: Dies.: *Eliza Eliza. Erzählungen. (1958 – 1968)*. 3. Aufl., Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 2004, S. 198 – 202
- Aichinger, Ilse: Nach der weißen Rose. In: Dies.: *Kleist, Moos, Fasane*. 3. Aufl., Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 2004, S. 32 – 33
- Aichinger, Ilse: »Nur zusehen – ohne einen Laut«. Joseph Conrad. In: Dies.: *Kleist, Moos, Fasane*. 3. Aufl., Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 2004, S. 91 – 92
- Aichinger, Ilse: Rede an die Jugend. In: Dies.: *Die größere Hoffnung*. 12. Aufl., Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 2012, S. 277 – 281
- Aichinger, Ilse: *Subtexte*. Wien: Edition Korrespondenzen 2006
- Aichinger, Ilse: *The Greater Hope. Translated by Geoff Wilkes*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2016
- Aichinger, Ilse: *Verschenkter Rat. Gedichte*. 4. Aufl., Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 2008

Wittgenstein

- Wittgenstein, Ludwig: *Aufzeichnungen über Logik*. In: Ders.: Werkausgabe. Band 1. 21. Aufl., Frankfurt am Main: Suhrkamp 2014, S. 188 – 223
- Wittgenstein, Ludwig: *Bemerkungen über die Grundlagen der Mathematik*. In: Ders.: Werkausgabe, Band 6. 9. Aufl., Berlin: Suhrkamp 2013
- Wittgenstein, Ludwig: *Das Blaue Buch*. In: Ders.: Werkausgabe. Band 5. 12. Aufl., Berlin: Suhrkamp 2013, S. 15 – 116
- Wittgenstein, Ludwig: *Eine Philosophische Betrachtung. (Das Braune Buch)*. In: Ders.: Werkausgabe. Band 5. 12. Aufl., Berlin: Suhrkamp 2013, S. 117 – 282
- Wittgenstein, Ludwig: *Letzte Schriften über die Philosophie der Psychologie*. In: Ders.: Werkausgabe. Band 7. 11. Aufl., Berlin: Suhrkamp 2014, S. 347 – 488
- Wittgenstein, Ludwig: *Ludwig Wittgenstein und der Wiener Kreis. Gespräche*. In: Ders.: Werkausgabe. Band 3. 9. Aufl., Berlin: Suhrkamp 2013
- Wittgenstein, Ludwig: *Philosophische Bemerkungen*. In: Ders.: Werkausgabe. Band 2. 10. Aufl., Frankfurt am Main: Suhrkamp 2012
- Wittgenstein, Ludwig: *Philosophische Grammatik*. In: Ders.: Werkausgabe. Band 4. 9. Aufl., Berlin: Suhrkamp 2013
- Wittgenstein, Ludwig: *Philosophische Untersuchungen*. In: Ders.: Werkausgabe. Band 1. 21. Aufl., Frankfurt am Main: Suhrkamp 2014, S. 225 – 580
- Wittgenstein, Ludwig: *Tagebücher 1914 – 1916*. In: Ders.: Werkausgabe. Band 1. 21. Aufl., Frankfurt am Main: Suhrkamp 2014, S. 87 – 187
- Wittgenstein, Ludwig: *Tractatus logico-philosophicus*. In: Ders.: Werkausgabe. Band 1. 21. Aufl., Frankfurt am Main: Suhrkamp 2014, S. 7 – 85
- Wittgenstein, Ludwig: *Über Gewißheit*. In: Ders.: Werkausgabe. Band 8. 13. Aufl., Frankfurt am Main: Suhrkamp 2013, S. 113 – 257
- Wittgenstein, Ludwig: *Vermischte Bemerkungen*. In: Ders.: Werkausgabe. Band 8. 13. Aufl., Frankfurt am Main: Suhrkamp 2013, S. 445 – 575
- Wittgenstein, Ludwig: *Vorlesungen über die Grundlagen der Mathematik. Cambridge 1939*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1978
- Wittgenstein, Ludwig: Vortrag über Ethik. In: Ders.: *Vortrag über Ethik und andere kleine Schriften*. 6. Aufl., Frankfurt am Main: Suhrkamp 2012, S. 9 – 19

Sonstige

- Aristoteles: *Lehre vom Beweis oder Zweite Analytik. Philosophische Schriften in sechs Bänden. Band 1.* Hamburg: Felix Meiner Verlag 1995
- Aristoteles: *Metaphysik. Philosophische Schriften in sechs Bänden. Band 5.* Hamburg: Felix Meiner Verlag 1995
- Aristoteles: *Poetik. Griechisch / Deutsch.* Stuttgart: Reclam 2008
- Aristoteles: *Politik. Philosophische Schriften in sechs Bänden. Band 4.* Hamburg: Felix Meiner Verlag 1995
- Arnold, Heinz Ludwig: *Die Gruppe 47.* Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 2004
- Arnold, Heinz Ludwig (Hg.): *Text + Kritik. Zeitschrift für Literatur. Heft 175. Ilse Aichinger.* München: Richard Boorberg Verlag 2007
- Bachmann, Ingeborg: Alles. In: Dies.: *Werke 2. Erzählungen.* Hg. v. Koschel / Weidenbaum / Münster. 2. Aufl., München: Piper Verlag 2010, S. 138 – 158
- Bachmann, Ingeborg: Das dreißigste Jahr. In: Dies.: *Werke 2. Erzählungen.* Hg. v. Koschel / Weidenbaum / Münster. 2. Aufl., München: Piper Verlag 2010, S. 94 – 137
- Bachmann, Ingeborg: Jugend in einer österreichischen Stadt. In: Dies.: *Werke 2. Erzählungen.* Hg. v. Koschel / Weidenbaum / Münster. 2. Aufl., München: Piper Verlag 2010, S. 84 – 93
- Bachmann, Ingeborg: *Kritische Schriften.* Hg. v. Monika Albrecht u. Dirk Göttsche. München: Piper Verlag 2005
- Bachmann, Ingeborg: Unter Mördern und Irren. In: Dies.: *Werke 2. Erzählungen.* Hg. v. Koschel / Weidenbaum / Münster. 2. Aufl., München: Piper Verlag 2010, S. 159 – 186
- Barthes, Roland: *Das Neutrum. Vorlesung am Collège de France 1977 – 1978.* 2. Aufl., Frankfurt am Main: Suhrkamp 2015
- Barthes, Roland: *Die Lust am Text. Kommentar von Ottmar Ette.* Berlin: Suhrkamp 2010
- Barthes, Roland: *Mythen des Alltags.* 2. Aufl., Berlin: Suhrkamp 2013
- Berbig, Roland: »Kind-~~sein~~ gewesen sein«. Ilse Aichingers frühes Tagebuch (1938 – 1941). In: Berbig, Roland / Markus, Hannah (Hg.): *Berliner Hefte zur Geschichte des literarischen Lebens. Ilse Aichinger.* Heft 9 (2010). Berlin: Humboldt-Universität 2010, S. 15 – 31

- Bertram, Georg W.: *Sprachphilosophie zur Einführung*. Hamburg: Junius Verlag 2011
- Buchholz, Kai: *Ludwig Wittgenstein*. Frankfurt am Main / New York: Campus Verlag 2006
- Burri, Alex: Fakten und Fiktion. Überlegungen zum »Tractatus«. In: Gibson, John / Huemer, Wolfgang (Hg.): *Wittgenstein und die Literatur*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2006, S. 423 – 447
- Cavell, Stanley: Die Alltagsästhetik der »Philosophischen Untersuchungen«. In: Gibson, John / Huemer, Wolfgang (Hg.): *Wittgenstein und die Literatur*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2006, S. 39 – 57
- Cavell, Stanley: Einführende Bemerkungen zur Alltagsästhetik der »Philosophischen Untersuchungen«. In: Gibson, John / Huemer, Wolfgang (Hg.): *Wittgenstein und die Literatur*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2006, S. 33 – 38
- Dietrich, Rainer: *Psycholinguistik*. 2. Aufl., Stuttgart / Weimar: J.B. Metzler 2007
- Edmunds, David / Eidinow, John: *Wie Ludwig Wittgenstein Karl Popper mit dem Feuerhaken drohte. Eine Ermittlung*. 2. Aufl., Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 2005
- Eich, Günter: Der Schriftsteller vor der Realität. In: Ders.: *Gesammelte Werke. Band IV*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1973, S. 441 – 442
- Eich, Günter: Eine Karte im Atlas. In: Ders.: *Gesammelte Werke. Band IV*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1973, S. 193 – 195
- Eich, Günter: *Gesammelte Werke. Band I*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1973
- Eich, Günter: Rede vor den Kriegsblinden. In: Ders.: *Gesammelte Werke. Band IV*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1973, S. 437 – 440
- Fahrenwald, Claudia: *Aporien der Sprache. Ludwig Wittgenstein und die Literatur der Moderne*. Wien: Passagen Verlag 2000
- Fässler, Simone: *Von Wien her, auf Wien hin. Ilse Aichingers „Geographie der eigenen Existenz“*. Wien (u.a.): Böhlau Verlag 2011
- Frege, Gottlob: Über Sinn und Bedeutung. In: Ders.: *Funktion, Begriff, Bedeutung: Fünflogische Studien*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1986, S. 40 – 65
- Fried, Erich: Über »Die Größere Hoffnung« (1948). In: Moser, Samuel (Hg.): *Ilse Aichinger. Leben und Werk*. 2. Aufl., Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 2003, S. 155 – 156
- Gasser, Katja: *Abschied und Schweigen als zentrale Begriffe der frühen Poetik Ilse*

Aichingers. Dipl. Universität Wien: 1999

- Gasser, Katja: *Behutsam kämpfen : Sanft und aufsässig. Ilse Aichinger und Günter Eich: Ein poetologischer Vergleich mit besonderer Berücksichtigung der Denkfigur des Schweigens*. Diss. Universität Wien: 2003
- Gibson, John: Lesen aus Interesse am Leben. In: Gibson, John / Huemer, Wolfgang (Hg.): *Wittgenstein und die Literatur*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2006, S. 160 – 184
- Goethe, Johann Wolfgang: *Faust. Der Tragödie Zweiter Teil*. Stuttgart: Reclam 2006
- Grayling, Anthony C.: *Wittgenstein*. Freiburg im Breisgau: Herder Spektrum 2004
- Harrison, Bernard: Vorgestellte Welten und die wirkliche Welt. Platon, Wittgenstein und Mimesis. In: Gibson, John / Huemer, Wolfgang (Hg.): *Wittgenstein und die Literatur*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2006, S. 134 – 159
- Hesse, Hermann: *Das Glasperlenspiel. Versuch einer Lebensbeschreibung des Magister Ludi Josef Knecht samt Knechts hinterlassenen Schriften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1972
- Hübner, Adolf / Wuchterl, Kurt: *Ludwig Wittgenstein*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1979
- Husserl, Edmund: *Cartesianische Meditationen. Eine Einleitung in die Phänomenologie*. Hamburg: Felix Meiner Verlag 2012
- Jacquette, Dale: Wittgensteins »Tractatus« und die Logik der Fiktion. In: Gibson, John / Huemer, Wolfgang (Hg.): *Wittgenstein und die Literatur*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2006, S. 448 – 467
- Jelinek, Elfriede: *Die Klavierspielerin*. 45. Aufl., Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 2015
- Jens, Walter: Ilse Aichingers erster Roman. In: Moser, Samuel (Hg.): *Ilse Aichinger: Leben und Werk*. 2. Aufl., Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 2003, S. 169 – 172
- Johansen, Hanna: ...aber das ist wohl nicht möglich. Beim Lesen von Ilse Aichinger. In: Moser, Samuel (Hg.): *Ilse Aichinger: Leben und Werk*. 2. Aufl., Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 2003, S. 128 – 141
- Kienz, Anja: Schrecklich komisch. Komik-Verfahren und das Phänomen Lachen in Ilse Aichingers *Die größere Hoffnung*. In: Berbig, Roland / Markus, Hannah (Hg.): *Berliner Hefte zur Geschichte des literarischen Lebens. Ilse Aichinger*. Heft 9 (2010). Berlin: Humboldt-Universität 2010, S. 32 – 54

- Klemperer, Victor: *LTI. Notizbuch eines Philologen*. 26. Aufl., Stuttgart: Reclam 2015
- Köhlmeier, Michael / Liessmann, Konrad Paul: *Wer hat dir gesagt, dass du nackt bist, Adam? Mythologisch-philosophische Verführungen*. München: Carl Hanser Verlag 2016
- Kripke, Saul: *Wittgenstein über Regeln und Privatsprache. Eine elementare Darstellung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1987
- Kuhn, Thomas S.: *Die Struktur wissenschaftlicher Revolution*. 2. Aufl., Frankfurt am Main: Suhrkamp 1976
- Kühn, Walter: Ein weiblicher Heidegger. Ilse Aichinger im literarisch-philosophischen Leben der fünfziger Jahre. In: Berbig, Roland / Markus, Hannah (Hg.): *Berliner Hefte zur Geschichte des literarischen Lebens. Ilse Aichinger*. Heft 9 (2010). Berlin: Humboldt-Universität 2010, S. 55 – 68
- Lindemann, Gisela: *Ilse Aichinger*. München: C.H. Beck 1988
- Macho, Thomas: *Wittgenstein*. In: Sloterdijk, Peter (Hg.): *PHILOSOPHIE JETZT!* München: Eugen Diederichs Verlag 1996
- Platon: *Kratylos*. In: Ders.: *Werke in acht Bänden. Griechisch und Deutsch*. Dritter Band. 6. Aufl., Darmstadt: WBG 2011, S. 395 – 573
- Puhl, Klaus: Regelfolgen. In: Savigny, Eike von (Hg.): *Ludwig Wittgenstein. Philosophische Untersuchungen. KLASSIKER AUSLEGEN. BAND 13*. Berlin: Akademie Verlag 2011, S. 91 – 109
- Purkharthofer, Richard: *Kierkegaard. Grundwissen Philosophie*. 2. Aufl., Stuttgart: Reclam 2014
- Raatzsch, Richard: *Ludwig Wittgenstein zur Einführung*. Hamburg: Junius Verlag 2008
- Reichensperger, Richard: *Die Bergung der Opfer in der Sprache. Über Ilse Aichinger – Leben und Werk*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 1991
- Rilke, Rainer Maria: *Die Gedichte*. Frankfurt am Main: Insel Verlag 2006
- Ross, William D. (Hg.): *Aristotelis Analytica Priora et Posteriora*. (Griechische Ausgabe), Oxford: Clarendon 1964
- Ross, William D. (Hg.): *Aristotelis Politica*. (Griechische Ausgabe), Oxford: Clarendon 1957
- Savigny, Eike von (Hg.): *Ludwig Wittgenstein. Philosophische Untersuchungen. KLASSIKER AUSLEGEN. BAND 13*. Berlin: Akademie Verlag 2011
- Schreiber, Hermann: »Die größere Hoffnung«. In: Moser, Samuel (Hg.): *Ilse*

Aichinger. Leben und Werk. 2. Aufl., Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 2003, S. 157 – 159

- Schulte, Joachim: *Wittgenstein. Eine Einführung.* 2. Aufl., Stuttgart: Reclam 2016
- Sellmaier, Stephan: Logische Satzanalyse und die allgemeine Satzform. In: Vossenkuhl, Wilhelm (Hg.): *Ludwig Wittgenstein. Tractatus logico-philosophicus. KLASSIKER AUSLEGEN. BAND 10.* Berlin: Akademie Verlag 2001, S. 179 – 207
- Sieburg, Friedrich: »Die größere Hoffnung«. In: Moser, Samuel (Hg.): *Ilse Aichinger. Leben und Werk.* 2. Aufl., Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 2003, S. 160 – 162
- Stangl, W.: Wortschatzexplosion. Lexikon für Psychologie und Pädagogik. <http://lexikon.stangl.eu/7585/wortschatzexplosion/> (abgerufen am 06.01.2018)
- Strobach, Niko: *Einführung in die Logik.* 2. Aufl., Darmstadt: WBG 2011
- Swift, Jonathan: *Betrachtungen über einen Besenstiel. Eine Auswahl zum 250. Todestag.* Frankfurt am Main: Insel Verlag 1995
- Vossenkuhl, Wilhelm (Hg.): *Ludwig Wittgenstein. Tractatus logico-philosophicus. KLASSIKER AUSLEGEN. BAND 10.* Berlin: Akademie Verlag 2001
- Vossenkuhl, Wilhelm: Sagen und Zeigen. Wittgensteins „Hauptproblem“. In: Ders. (Hg.): *Ludwig Wittgenstein. Tractatus logico-philosophicus. KLASSIKER AUSLEGEN. BAND 10.* Berlin: Akademie Verlag 2001, S. 35 – 63
- Weischedel, Wilhelm: *Die philosophische Hintertreppe. Die großen Philosophen in Alltag und Denken.* 35. Aufl., München: DTV 2006
- Wennerberg, Hjalmar: Der Begriff der Familienähnlichkeit in Wittgensteins Spätphilosophie. In: Savigny, Eike von (Hg.): *Ludwig Wittgenstein. Philosophische Untersuchungen. KLASSIKER AUSLEGEN. BAND 13.* Berlin: Akademie Verlag 2011, S. 33 – 54
- Zweig, Stefan: *Schachnovelle.* Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 2009